SPORTING-ALMANACH

18/1./1.

Von

Otto von Corvin-Wierzbitzki.

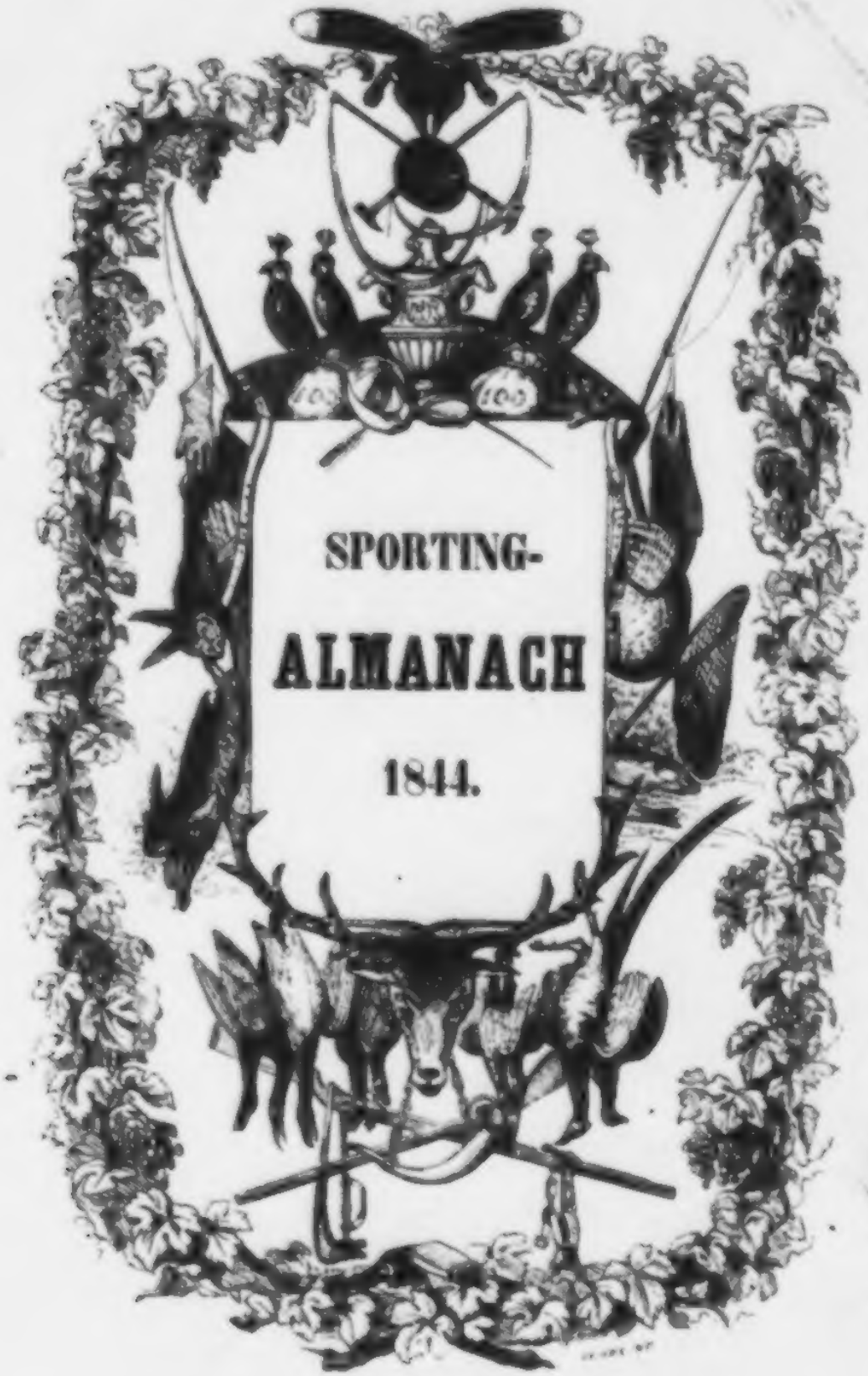
Erster Jahrgang.

Leipzig.

Druck und Verlag von B. G. Teubner.

Sächsische
Landesbibliothek
2 8 SEP. 1962
Dresden

G



SPORTING-

ALMANACH

1844.

Gewidmet

meinen lieben Landsleuten,

den Sportsmen

in

Lithauen.

Widmung.

amschatka, Sibirien und Lithauen bringen, wenn ſie genannt werden, bei dem Südländer ungefähr ein und daſſelbe Gefühl hervor; er denkt dabei an Bären, Wölfe, kleine zottige Pferde und dreißig Grad Kälte; an öde Wüſteneien und undurchdringliche Wälder, an halbwilde Menſchen, barbariſche Knutenhiebe und was es ſonſt Schreckliches in Nordoſten giebt. Und dennoch iſt Lithauen ſo ſchön, daß die Gelehrten das Paradies der Bibel an den Ufern des Pregels gefunden zu haben meinten! — Mehr als zwanzig Jahre ſind verfloſſen, ſeit ich dies mein Geburtsland nicht geſehen. Ich durchſtreifte ſeitdem mancherlei Länder, ſah ſtolze Städte, Ströme und Berge; aber alle dieſe ſo viel geprieſenen Gegenden konnten das reizende Bild meiner Heimath nicht verwiſchen, welches mit dem Scheidewaſſer der Abſchiedsthränen in mein Herz geätzt iſt. — Ein eigner Zauber bannt uns an das Fleckchen Erde, welches der Tummelplatz unſrer Jugendſpiele war und mitten im Strudel der Welt, angeſichts der üppigſten, reichſten Natur überſchleicht uns plötzlich die Sehnſucht. Dann ziehen längſt vergeſſene

Landſchaften an unſerm inneren Geſicht vorüber: erſt n nebelhaft undeutlichen Umriſſen, dann in wunderbarer Klarheit. Man erkennt jedes Haus, jeden Baum und erinnert ſich der Umſtände, unter welchen man ſie einſtens ſah. So tauchen oft Litthauens blaue See'n, ſeine grünen Wieſen und dunkeln Wälder vor mir auf und meine Phantaſie bemüht ſich, dieſe lieben, trauten Bilder feſtzuhalten und mit bekannten Geſtalten zu beleben. — Es iſt ein wohlthuendes Gefühl für mich zu glauben, daß mein Name in Litthauen noch nicht vergeſſen iſt. Mancher alte Herr erzählt gewiß noch oft ſeinen Söhnen von dem alten General, der wie ein Paſcha in ſeinem Schloſſe am See hauſte, von den tollen Jagden und Gelagen, die hier gehalten wurden, und mancher Sportsman, der jetzt auf der Rennbahn glänzt, erinnert ſich meiner noch dunkel, als ſeins ehemaligen Schul- und Spielkameraden. — Zwanzig Jahre in unſerer Zeit gelten ſo viel als ſonſt ein Jahrhundert, und die Cultur, „die alle Welt beleckt", wird längſt den wildromantiſchen Duft von den Wäldern und See'n Litthauens abgeſtreift haben: allein die alte Biederkeit und Herzlichkeit meiner Landsleute hat ſie wohl unangetaſtet gelaſſen, und ich darf hoffen, daß mein Gruß aus der Ferne bei ihnen eine freundliche Aufnahme finden wird.

Leipzig, im Herbſt 1843.

Otto von Corvin-Wiersbitzki.

Vorwort.

Der Jäger muß ſchießen, der Schriftſteller muß drucken laſſen, er muß auf alle Gefahr hin ſeine Welt verkünden aller Welt.

H. Laube, Saubrenner.

„Der Litbauer reitet, ehe er laufen kann"; ich konnte wenigſtens noch nicht gehen, als man mich ſchon auf's Pferd ſetzte. Kaum ſieben Jahr alt ritt ich einſt, als auf dem Gute, wo ich mit meinen Eltern zum Beſuch war, der Tiſch gedeckt wurde, nach dem zwei ſtarke Meilen entfernten Lyk; als man ſich eben zum Mittageſſen niederſetzen wollte, war ich wieder da und brachte Neuigkeiten aus dem damals halb abgebrann-

ten Städtchen. — Als ich die erſten Hoſen bekam, war ich ſchon „feuerfeſt“ gemacht. Unter den Fenſtern unſerer Kinderſtube lag der zahlreich bevölkerte Hundezwinger, in welchem ſich meine liebſten Spielkameraden befanden. Im Pferdeſtalle war ich ganz heimiſch und die wildeſten Pferde waren ſo vertraut mit mir, daß ich ihnen unter dem Bauche durchkriechen konnte. Meine Amme war die Frau unſers Jägers und fand mein Vater es für nöthig, mich für irgend einen Schelmenſtreich zu beſtrafen, ſo geſchah dies mit der Jagdpeitſche. Ich kann alſo mit Recht ſagen, daß ich die Liebe zur Jagd „mit der Milch einſog“ und daß ich, ſo ſchlecht das Compliment, welches ich mir da mache, auch klingen mag, „unter Hunden und Pferden aufgewachſen“ bin. Daher meine Jagdleidenſchaft, daher meine Liebe zu den Pferden.

Seit ich Schriftſteller wurde — „Federfuchſer“ würde mein Vater geſagt haben, — war es mein Lieblingsgedanke, das in Deutſchland theilweiſe noch ſehr unangebaute Feld der Sportingwiſſenſchaften zu bearbeiten und ich realiſirte ihn, ſobald es mir möglich wurde. Im Jahre 1838 gründete ich die Zeitſchriften „der Jäger“ und „der Marſtall“; erſtere für Jagd-, letztere für Pferdeliebhaber, und unternahm es, jährlich einhundertundachtzig Druckbogen mit Aufſätzen über

Gegenſtände des Sport zu füllen. Hätte ich die deutſchen Sportsmen beſſer gekannt, ſo würde ich die Thorheit meines Unternehmens gleich eingeſehen haben. Der deutſche Sportsman lieſt gern; aber er iſt ſchwer zu befriedigen und dann will er nur Vaterländiſches leſen, iſt aber meiſtens zu faul, oder zu indifferent, oder zu ungebildet, um ſeine Erfahrungen und Erlebniſſe niederzuſchreiben. Woher ſoll unter ſolchen Umſtänden der Stoff kommen? — Ich gewann bald die Ueberzeugung, daß Journale dieſer Art und von ſolchem Umfange ſich auf die Dauer in Deutſchland nicht halten können und ließ die meinigen eingehn, nahm mir jedoch zugleich vor ſpäter ein jährlich erſcheinendes Taſchenbuch für Sportsmen herauszugeben, welches nicht mehr als zwanzig Druckbogen enthalten ſollte.

Alte Jäger erinnern ſich noch mit vielem Vergnügen des von Wildungen herausgegebenen Jagdtaſchenbuches, welches eine lange Reihe von Jahren unter dem Titel: „Neujahrsgeſchenk für Forſt- und Jagdliebhaber" erſchien. Allgemein wurde das Aufhören dieſes lieb gewordenen Buches unter den Jägern beklagt und oft der Wunſch ausgeſprochen, daß ein ähnliches Unternehmen wieder ins Leben treten möge. Einige ſchwache Verſuche wurden auch wirklich in neuerer Zeit ge-

macht; allein ſie fanden wenig Anklang, da die Herren Herausgeber ſich nicht in die Zeit zu ſchicken wußten. Dieſe hat ſich ſeit von Wildungen ſehr geändert. Die Zahl der wirklichen Jäger hat ſich unter den Forſtleuten bedeutend vermindert, dagegen die der Jagddilettanten außerordentlich vermehrt und Letztere intereſſiren ſich äußerſt wenig für forſtwirthſchaftliche Gegenſtände. Ein Taſchenbuch, welches daher auf einen größern Leſerkreis berechnet iſt, darf Jagd- und Forſtweſen nicht in ſich vereinigen. Ein anderer Punkt, der in Betracht zu ziehen iſt, iſt der, daß man jetzt von allen Taſchenbüchern eine ſehr elegante Ausſtattung verlangt, durch welche der Preis natürlich erhöht wird. Dies zwingt den Herausgeber beſonders darauf zu denken, wie er die wohlhabendere Claſſe intereſſirt. Ich hoffte dies dadurch zu erreichen, daß ich alle Gegenſtände des Sport in meinen Bereich zog, aber beſonders auf Jagd- und Pferdeliebhaber Rückſicht nahm. Daher der manchem deutſchen Ohre ſeltſam klingende Titel: Sporting-Almanach, den ich gern durch einen deutſchen erſetzt hätte, wenn wir ein Wort beſäßen, welches den Begriff des Sport wiedergäbe. Zum Sport gehören alle ländlichen Vergnügungen: Jagd, Fiſcherei, Pferdezucht und Alles, was damit zuſammenhängt; ferner Spiele und Be-

luſtigungen, die körperliche Gewandtheit oder Kraft erfordern, wie Fechten, Voltigiren, Turnen, Schwimmen, Boxen, Schlittſchuhlaufen u. ſ. w.

Es gelang mir für mein Unternehmen die auf dem Titel genannte Verlagsbuchhandlung zu gewinnen und die von derſelben herausgegebenen prachtvollen Werke beweiſen zur Genüge, daß ich für meinen Sporting-Almanach keinen beſſern Verleger finden konnte. Obgleich dieſer Jahrgang erſt vor drei Monaten begonnen wurde, ſo erſcheint er doch in einem ſo koſtbaren Gewande, wie man es bei Büchern dieſer Art bisher bei uns nicht gewohnt war, und nur wenigen Officinen in Deutſchland dürfte es gelingen, ein ſo prachtvoll ausgeſtattetes Werk in ſo kurzer Zeit zu liefern. — Was nun den Inhalt anbetrifft, ſo wird ſich dieſer ſchon im nächſten Jahre weit mannigfaltiger geſtalten, wenn die Herren Sportsmen meine Bitte erfüllen und mich durch Zuſendung geeigneter Beiträge unterſtützen; denn nur wenn dies geſchieht, bin ich in den Stand geſetzt, das Intereſſanteſte aus dem Intereſſanten auszuwählen und meinen Leſern darzubieten. Auch Entwürfe zu Zeichnungen, beſonders wenn ſie humoriſtiſcher Art ſind, werden mir höchlich willkommen ſein. Dergleichen Zuſendungen erbitte ich mir entweder direct durch die Poſt,

oder bei zu großem Volumen durch Buchhändlergelegenheit. — So mag denn mein erſter Sporting-Almanach in die Welt gehen und wünſche ich ihm recht viele freundliche Leſer und — wohlmeinende Kritiker.

Inhalt.

	Seite
Widmung.	V
Vorwort.	VII
Erklärung des Titelkupferſtiches.	XV
Geſtütkalender, oder Beſchäftigungen in der Pferdezucht im Laufe eines Jahres. Von Georg Peterſen.	1
Jagdkalender. Von Alexander v. Schmeling-Diringshofen.	25
Der Fuchs. Von Otto v. Corvin-Wiersbitzki.	56
Woher haben wir das Pferd erhalten und von wem wurde es gezähmt und an Sattel und Zeug gewöhnt? Von Richardſon.	134
Ueber die Zähmung der Pferde. Vom Oberſt-Lieutenant Hamilton Smith.	145
Die Phyſiologie des Pferdehandels.	156
Die Phyſiologie der Reitkunſt.	165
Die Phyſiologie der Fiſcherei.	179
Oberjagd und Oberjäger in den Maremmen von Toskana.	199
Die arabiſchen Pferde des Fürſten Pückler. Von Heinrich Laube.	205
Wettrennen in Mexico.	234

Seite

Arboriſmen über Falkenjagd. Von Otto v. Corvin-Wierbitzki. 231

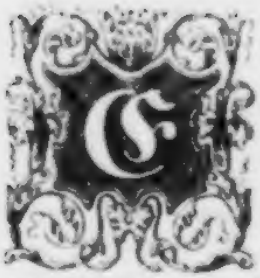
Eine Jagdpartie in den Schweizeralpen. 257

Miscellen. 271

Illuſtrationen.

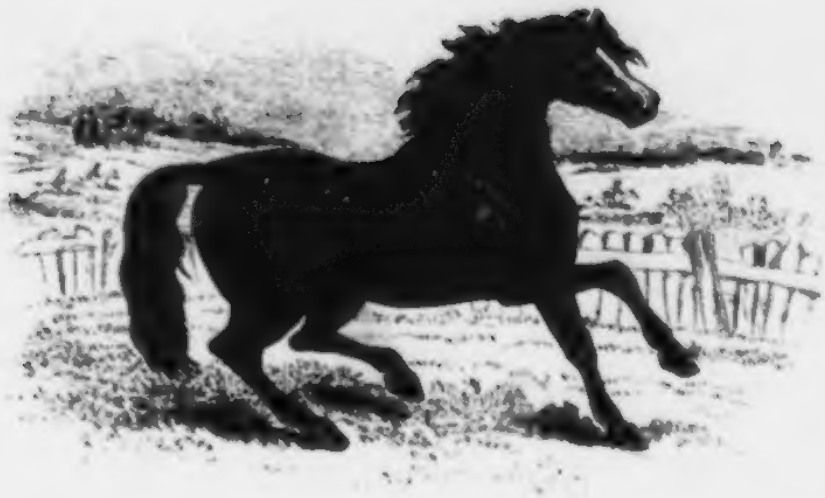
1. Portrait des Verfaſſers.
2. Ein Bauerhund, der einen Fuchs würgt. 1° 76
3. Fuchshunde im Stall. 1° 112

Erklärung des Titelſtahlſtiches.



Eclipſe iſt das berühmteſte engliſche Rennpferd. Es wurde während der Sonnenfinſterniß 1764 geboren. Obgleich im Geſtüte des Herzogs von Cumberland gezüchtet, kann doch ſein Vater nicht mit Beſtimmtheit angegeben werden. Einige nennen Marske, Andere Shakspeare und Letzteren, wie es ſcheint, mit größerem Rechte. Als der Herzog von Cumberland ſtarb, wurde ſein Geſtüt verſteigert. Eclipſe war damals erſt ein Jahr alt. Für ſiebenzig oder fünf und ſiebenzig Guineen kam es in den Beſitz des Herrn Wildmann. Das Thier war ſo unbändig, daß man nicht wußte, was man damit anfangen ſollte. Es ward daher einem Manne Namens Allerton überantwortet, der als Wilddieb und wilder Reiter berüchtigt war. Dieſer wußte Eclipſe zahm und zum Rennen tauglich zu machen. 1769 waren Herr Wildmann und Oberſt O'Kelly gemeinſchaftliche Beſitzer dieſes außerordentlichen Pferdes, welches niemals geſchlagen wurde. Später wurde O'Kelly für 1750 Guineen deſſen alleiniger Beſitzer. Er verſichert, daß ihm Eclipſe über 25,000 Pfund gewonnen. Hieraus erklärt ſich auch ſeine ungeheure Forderung, als man ihm dieſes koſtbare Thier abkaufen wollte: Er verlangte 20,000 Pfund baar, eine lebenslängliche Rente von 500 Pfund und das Recht, jedes Jahr, ſo lange er lebte, drei Stuten von ihm bedecken zu laſſen. Die Schnelligkeit Eclipſes war außerordentlich; er lief vier engl. Meilen in acht Minuten mit einem

Gewichte von zwölf Stein. — Eclipſe war keineswegs was man gewöhnlich ein ſchönes Pferd nennt und ſelbſt ſein Bau verrieth durchaus nicht ſeine große Schnelligkeit. — Den „Caravan" hält man gewöhnlich für eine neuere Gründung; dies iſt jedoch nicht der Fall; ſchon 1788 wurde Eclipſe von Clay Hill bei Epſom nach Cannons bei Edgware in ſeinem eigenen Wagen gefahren, der von zwei Pferden gezogen wurde. Der Groom fuhr in demſelben Wagen mit. — Eclipſe ſtarb in Cannons den 28. Februar 1789. Sein Herz wog dreißig Pfund und bei ſeiner Beerdigung — ſagt einer ſeiner Biographen — wurde Bier und Kuchen gereicht, wie bei der des Godolphin Arabian.



Geſtütokalender,

oder Beſchäftigungen in der Pferdezucht im Laufe eines Jahres.

Vorwort.

1. Bei Beſchäftigungen der Menſchen, die von der Natur abhängig ſind, wechſeln und wiederholen ſich dieſe, wie die Natur es will. Saat und Ernte iſt der Kreis eines ökonomiſchen Jahres; die Natur läßt im Allgemeinen beides weislich zuſammenfallen. Das Jahr eines Geſtüts würde alſo mit der Zeit der Bedeckung der Stuten, als Saat für die folgende Ernte, anfangen, worin denn auch die Ernte der vorigen Saat einfällt. Es würde dies genau genommen der Monat März unſers allgemeinen Kalenders ſein; da

aber die beiden vorliegenden Monate dieſes Kalenders Vorbereitungsmonate zu den folgenden wichtigern Beſchäftigungen ſind: ſo kann das Geſtütsjahr mit unſerm Kalenderjahre, mit Januar, anfangen und mit December ſchließen *).

2. Alle Beſchäftigungen in einem Geſtüte haben einen fünffachen Zweck: Erzeugung, Erziehung, Ernährung, Erhaltung in geſundem Zuſtande, und Vorbereitung zu dem künftigen Gebrauche der jungen Pferde.

Die erſten vier will man in jedem Geſtüte erreichen; der letzte Zweck iſt in manchem Geſtüte nicht erreichbar und wird nicht gefordert.

3. Wenn hier unternommen wird, den jährlichen Kreislauf der Beſchäftigungen in einem Geſtüte zu geben: ſo kann auf die Lage des Geſtüts und ſeine Umgebungen, auf die Lage der dazu gehörigen Weiden und Wieſen, auf eine Verbindung des Geſtüts mit einer Ackerbauwirthſchaft, auf beſondere Abſichten des Herrn des Geſtüts und ſeine Anſichten über die Pferdezucht und die Erziehung der Pferde zu beſtimmten Zwecken, welche allerdings einen Unterſchied in der Verfahrungsart hervorbringen, in dieſem Geſchäftskalender nicht Rückſicht genommen werden.

Bei größeren Anſtalten für die Pferdezucht muß der Vorgeſetzte derſelben beſtimmte Inſtructionen haben, worin nicht das im Laufe des Jahres fortrückende und jährlich ſich wiederholende Verfahren, vielmehr die geprüften Grundſätze niedergelegt ſind. Iſt der Herr

*) Der Verfaſſer hat Geſtütswirthſchaften kennen gelernt, in welchen ſich alles nach den Terminen richten mußte, nach welchen ſich das Finanzrechnungsweſen eingerichtet hatte (1. Mai, 1. Juli). Da ſind denn die Ueberſichten immer zerbrochen. Selbſt das Geldrechnungsweſen eines Geſtüts ſollte mit ſeinem natürlichen Wirthſchaftsjahre übereinſtimmen.

der Zuchtanſtalt der Vorgeſetzte ſelbſt, ſo iſt es gut, wenn er ſich ſelbſt dieſe Inſtruction entwirft, um ſie als ein Geſetz zu befolgen, indem er dadurch leicht alles Schwanken in der Zucht, welches immer ſchlechte Folgen hat, vermeidet.

4. In dieſem Kalender wird vorausgeſetzt, daß die Pferde bis zum Herbſte ihres vierten Lebensjahres weiden. Als eine Ausnahme betrachtet man die Füllen, welche zum Rennen aufgezogen werden ſollen, die leider in der Hälfte ihres Wachsthums von der Weide genommen werden müſſen.

5. Auf eine Verbindung der Geſtütswirthſchaft mit einer ackerbauenden wird hier zwar nicht eigentliche Rückſicht genommen, weil ſie bei vielen Pferdezuchten fehlt und ſehr gut fehlen kann, auch einen Ackerbau vorausſetzt, der, wie der mecklenburgſche, in Schläge (Koppeln) getheilt, befriedigt und mit der Getreidesaat und der Grasſaat, dieſe mit Steinklee vermiſcht, in den Jahren wechſelt und die Grasſoppeln den Pferden, beſonders den jüngeren und edleren, als Weide gegeben werden. Da, wo es ſein kann, iſt aber eine ſolche Verbindung zu wünſchen, weil die Grasſoppeln ein feineres, geſunderes, reineres Gras zur Weide darbieten, als eine Grasfläche, welche immer behütet, nie umgebrochen, nie mit neuen und gewählten Grasſamen beſäet wird und weil die güſten Stuten — ächte Araber und vollblutige nehme ich aus — an eine leichte Arbeit von etwa 4 bis 6 Stunden täglich, zu ihrer geſunden Bewegung, zum Pflügen und Eggen gebraucht werden können. — Aber dennoch muß jede Wirthſchaft eine getrennte Geldrechnung führen und ſich gegenſeitig alles bezahlen, womit ſie ſich zu Hülfe kommen.

Wird über eine Geſtütswirthſchaft richtig Buch und Rechnung gehalten, ſo wird oft der Herr des Geſtüts wahrnehmen, wie viel er dem Luxus, dem Vergnügen und der Ehre geopfert hat.

6. Es werden in dem folgenden Geſchäftskalender nur die Namen der in der Verwaltung zu haltenden Bücher genannt werden können, weil man ſie zur Ueberſicht und zur Beantwortung der Erfolge in der Zucht der Pferde durchaus nöthig hat, wenn man wiſſenſchaftlich darüber urtheilen will; die Einrichtung dieſer Bücher kann aber hier nicht gelehrt werden. Die Geſtütsbücher müſſen in genauem Zuſammenhange ſtehen, das eine auf das andere auf eine leichte Weiſe hinweiſen; vielleicht iſt der Verfaſſer ſo glücklich, in einem folgenden Almanach darüber zu ſprechen.

7. Dieſer Geſchäftskalender kann aber Niemand zu den Geſchäften ſelbſt tüchtig machen; er erzählt blos: was geſchehen müſſe, wie es aber geſchehen müſſe, dazu kann allein der Geiſt des Vorgeſetzten die Anleitung geben: nur der Geiſt macht lebendig das todte Wiſſen; der Geiſt beobachtet und weiß aus jeder wiederholten Erfahrung für ſeinen Beruf und ſeine Wiſſenſchaft Nutzen zu ziehen. Dies lehrt keine Inſtruction und kein Geſchäftskalender; beide müſſen aber Gelegenheit geben, daß Beobachtungen nicht umgangen werden können, daß der Vorgeſetzte mehr thut, als in die Ställe und auf die Weiden zu gehen und bedecken zu laſſen. Er muß gleichſam genöthigt werden, die ihn umgebende Natur auf die Pferdezucht und ihre Erfolge zu beziehen; genöthigt ſein, die Beobachtungen ſchriftlich niederzulegen, um Reſultate daraus folgern zu können.

8. Daß der Vorgeſetzte des Geſtüts täglich zu den Zeiten, wenn die Untergebenen in den Ställen thätig ſein müſſen, zu den Fütterungs- und Reinigungszeiten die Ställe zu beſuchen und auf die Ordnung und rechtliches Verfahren zu achten und zurechtzuweiſen habe, wo es nöthig iſt; daß dies auch zu ungewiſſen Zeiten, ſelbſt ſpät Abends geſchehen müſſe; daß, wenn, wie es eine Nothwendigkeit iſt, ein Knecht im Stalle ſchläft, er ſelbſt des Nachts die Wachſamkeit des Knechts zuweilen

prüfen; daß er beim Bedecken ſtets zugegen ſein müſſe, um zu ordnen, zu beobachten und zu notiren; daß er in der Weidezeit wo möglich täglich die Pferde auf den Weiden beſuche, um Aufſeher oder Hirten in Aufmerkſamkeit zu erhalten, daß er die Futterordnung wöchentlich ſchriftlich dem Fourage-Verwalter vorher beſtimme, auch jedem Stallaufſeher bekannt mache: dieſe nothwendigen Geſchäfte des Vorgeſetzten werden in dem folgenden Kalender nicht beſonders aufgeführt, vielmehr als bekannt vorausgeſetzt. So können auch die täglichen und fortlaufenden Beſchäftigungen im Geſtüte und auf den Weiden nicht im Geſchäftskalender erwähnt werden, da ſie ſich von ſelbſt ergeben.

Im Monat Januar,

mit welchem das alte Jahr geſchloſſen worden und ein neues Geſtütsjahr anfängt, muß der Schluß gemacht und das neue vorbereitet werden. Es iſt dazu noch Ruhe in jedem Geſtüte, da weder Saat noch Ernte ſtattfindet.

Im December des eben verfloſſenen Jahres muß das Tagebuch des Geſtüts vorbereitet ſein, wenn es nicht gedruckt vom Herrn des Geſtüts der Geſtütsverwaltung gegeben und vorgeſchrieben iſt, weil ſchon am erſten dieſes Monats die erſte Einſchreibung Statt hat. Es muß unausgeſetzt geführet werden; es iſt die Grundlage von Allem, was von und über das Geſtüt und ſeiner Zucht in Frage kommen kann und giebt die natürliche Geſchichte der Zucht in dem betreffenden Jahre. Es iſt die Grundlage der monatlichen und aller andern Berichte an den Geſtütsherrn oder die vorgeſetzte Behörde.

Dann muß das **Regiſter der Pferde**, der Beſtand derſelben, wie er ſich am erſten Januar des neuen Jahres befand, mit den Namen (wenn ſie benannt ſind) und der Abſtammung, der gegenwärtigen körperlichen Beſchaffenheit und bei den älteren mit den beobachteten Temperamen[illegible]genden und Fehlern, verſteht ſich nach Stammgenoſſen (Raçen) und dem Alter geordnet, aufgeſtellt werden. Voran der Zu- und Abgang in dem Laufe des vorigen Jahres. Dies Regiſter ſtellt das Hauptvermögen der Anſtalt dar.

Dazu iſt ferner nöthig die Aufſtellung des **Regiſters der liegenden und fahrenden Habe des Geſtüts**, des andern Theils des Geſtütvermögens, freilich von geringerer Bedeutung als der erſte, dennoch bei großen Geſtüten nicht ohne Bedeutung, wenn es vollſtändig iſt. Beide Regiſter erfordern, wenn ſie aufgeſtellt ſind, eine Vergleichung mit der Wirklichkeit, ehe ſie geſchloſſen und dem Herrn des Geſtüts übergeben werden; beide müſſen mit dem vorigjährigen Tagebuche, mit den monatlichen Berichten an die Oberbehörde, mit den jährlichen Fourage- und Geldrechnungen des Geſtüts übereinſtimmen, inſofern darin von Pferden, Futter und Sachen die Rede iſt.

Die **Futterrechnung** muß im Geſtüte geführt, alſo nach dem geſchloſſenen Jahre aufgeſtellt und dem Herrn oder der Oberbehörde übergeben werden.

Auch die **Geſtütsgeldrechnung**, wenn ſie im Geſtüte geführt werden ſoll — welches von der Verfügung des Herrn abhängt — iſt in dieſem und dem folgenden Monate aufzuſtellen und zu ſchließen, damit ſie in der Zeit der Ruhe im Geſtüte noch aufgeſtellt und übergeben werden kann *).

*) Es iſt nicht gut, wenn auf einem Geſtüte ein zu weitläufiges Rechnungsweſen geführt werden muß. Der Vorgeſetzte muß nicht an den Schreibtiſch

Stehen die für das Geſtüt beſtimmten Beſchäler immer im Geſtüte, ſo ſind ſie mit dem Anfange des Jahres auf ein verſtärktes Haferfutter zu ſetzen, indem alle ſonſtigen vorbereitenden Fütterungen zu ihrem bevorſtehenden Geſchäfte verwerflich ſind. Es müſſen dann die Beſchäler des Tages zweimal eine Stunde ausgeführt oder geritten werden, oder eine nicht übermäßige Arbeit thun. Sie ſind aber nach jeder ſolcher Bewegung mit Decken zu belegen.

Auch die güſten Stuten, die bedeckt werden ſollen, können eine Haferzulage nöthig haben, nach der richtigen Beurtheilung ihrer Geſundheit und Kraft von Seite des Vorgeſetzten und Pferdearztes. Beſonders aber die jungen, zum erſten Male zu bedeckenden fünfjährigen Stuten. Eine Vermehrung der Bewegung beider Klaſſen iſt anzurathen. Ein Faulenzen, ein ſtetes Stehen im Stalle iſt für dieſe Thiere nicht gut.

Die Bewegungen möchten des Winters wohl in einer Reitbahn geſchehen müſſen, weil dann keine Witterung die tägliche Bewegung hindern kann; fehlt aber eine ſolche Bahn, ſo muß ein eingeſchloſſener geebneter Laufhof ſie erſetzen.

Ende dieſes Monats oder gleich im Anfange des kommenden werden die trächtigen Stuten in die Geburtsſtände gebracht und in dieſem Stalle (der vorher gehörig in Stand geſetzt ſein muß) ſo geordnet, wie ſie nach der vorigjährigen Bedeckliſte zuletzt bedeckt oder den Hengſt abgeſchlagen haben, da dann deſto leichter die Aufmerkſam-

---

gebannt ſein, denn ſonſt läuft er Gefahr, das Weſentliche ſeiner Pflichten zu verſäumen. Er muß das Tagebuch ſelbſt halten, welches ihn nöthigt, von Allem Notiz zu nehmen; ein Schreiber, der aber noch andere Pflichten übernehmen, z. B. ſehr gut Fourage-Verwalter ſein kann, muß ihm gehalten werden. Für die Geldausgaben erhält er einen Vorſchuß, worüber er monatlich im Berichte abrechnet.

keit der Wärter auf diejenigen Stuten gerichtet ſein kann, welche zuerſt gebären werden.

Dieſen Stuten wird dann ſchon ein etwas ſtärkeres Streu gegeben, wenigſtens denen, die im Februar gebären könnten. Uebrigens gehen alle Handlungen in der Vorbereitung zu dem künftigen Gebrauche bei den 2½ und 3½jährigen Füllen in den Wintermonaten fort.

Im Monate Februar

nahet die Zeit des Gebärens der Mutterſtuten und die der Bedeckung, es muß dazu vorbereitet werden.

Deshalb muß ein Geburtsregiſter für das Frühjahr eingerichtet werden, das, wenn es richtig geführt wird, für die Geſtütswiſſenſchaft von Wichtigkeit iſt. Dem Pferdearzt des Geſtüts (wenn bei kleinen Geſtüten der Vorgeſetzte nicht zugleich Pferdearzt iſt) und dem Vorgeſetzten des Mutterſtutenſtalles (Stutenwärter) wird aus dieſem Regiſter ein Auszug mitgetheilt, der dasjenige enthält, worauf Beide beſonders zu achten haben, nämlich eine Stutenliſte von denen, die trächtig ſind, in der Reihenfolge, wie ſie nach der letzten Bedeckung nach dem Naturgange abfüllen müßten, mit der Bemerkung, von welchem Hengſt ſie abgeſchlagen haben, damit beide die Stuten in den 14 Tagen vor dieſem Termine täglich beſonders beobachten und auf die bekannten Merkmale einer nahen Niederkunft achten, da ein früheres und ſpäteres Gebären der Stuten möglich iſt. Es verſteht ſich, daß der Vorgeſetzte ſeine Beobachtungen mit denen dieſer genannten Geſtütsbedienten vereinigt und bei eigenthümlichen Erſcheinungen ins Tagebuch und ins Geburtsregiſter einträgt; wie es ſich auch verſteht, daß jeder Stutenwärter und der Pferdearzt alles verſtehen, was zur Niederkunft der Stuten an Hülfen

geleiſtet werden können; doch iſt es gut, wenn der Vorgeſetzte jährlich vor der Zeit des Gebärens mit jenen Leuten in Gegenwart der Knechte, welche in dem Mutterſtutenſtalle arbeiten, wozu die vorſichtigſten und verſtändigſten auszuwählen ſind, alles das beſpricht, was in Beziehung der Geſchäfte in dem Geburtsſtalle zu beachten iſt.

Von dieſem Monate an muß unter den in dem Mutterſtutenſtalle arbeitenden Knechten eine Nachtwache eingerichtet werden, die aufzumerken hat, ob unter den Stuten eine die Zeichen der Geburtswehen — die den damit unbekannten Knechten mitgetheilt werden müſſen — zu erkennen giebt, um es zuerſt dem Stutenwärter und Pferdearzt und dann dem Vorgeſetzten anzuzeigen und alſo zu wecken, damit ſie ihrer Pflicht nachkommen können. Da manche Stuten ſtehend und ſchnell niederkommen, ſo darf die Wache mit der Benachrichtigung nicht ſäumen. Obſchon menſchliche Geburtshülfe bei geſunden und kräftigen Stuten ſelten nöthig wird, ſo iſt ſie es doch mehr als bei anderen Hausthieren; ſie iſt das Geſchäft des Pferdearztes, den dann der Vorgeſetzte des Geſtüts nur in dieſem Geſchäfte überwachen, alſo ſelbſt damit bekannt ſein muß. Der Geburtshelfer muß noch ein kräftiger Mann ſein. Nach der Geburt der Füllen tritt eine Sorgfalt für die Erhaltung derſelben und auch der Mütter ein; es iſt hier die Aufmerkſamkeit des Pferdearztes und ſeine geläuterte Wiſſenſchaft in Anſpruch zu nehmen, und er muß die erſten drei Tage nach jeder Niederkunft oft die Mütter und die Füllen beſuchen, da in Anſehung des Säugens, insbeſondere bei jungen Müttern, Manches zu beobachten iſt. Er unterrichtet darnach auch die wartenden Knechte.

Die größte Reinlichkeit muß in dieſem Mutterſtutenſtalle beobachtet werden, und damit möglichſt reine Luft, die beſte Stärkung für die Mütter und Füllen, darin herrſche, ohne daß die Kälte ihnen ſchade, müſſen, wenn keine ſtarken Nebel da ſind,

täglich von 11 bis 2 Uhr oben die getheilten Thürflügel geöffnet werden, damit oberhalb unter der Decke des Stalles reine Luft durchziehe, während alle Stutenſtände geſchloſſen ſind. So werden die jungen Füllen nach und nach an eine kalte Luft gewöhnt.

Nach 3 bis 5 Tagen ſind die Füllen ſo erſtarkt, daß ſie mit den Müttern auf den Auslaßhof des Stalles ausgelaſſen werden können, was denn täglich zweimal, etwa in dieſem und dem folgenden Monate um 11 und 2 Uhr, da die Luft am wärmſten iſt, ſtattfinden muß. Sind auf den Höfen Waſſertröge, und das Waſſer in ſelbigen iſt unter 8° Reaumur, wie in den Wintermonaten, falls es nicht, wie meiſtens, zu Eis gefroren iſt, ſo müſſen die Tröge zugedeckt ſein, denn die ſäugenden Stuten dürfen dieſes kalte Waſſer nicht trinken; das Waſſer muß aus einem Brunnen geſchöpft werden, woraus es immer über 8° warm kommt, im Stalle einige Stunden ſtehen und dann gereicht werden.

In den Ställen der anderen Geſtütspferde iſt in dieſen Monaten nichts beſonders zu beobachten, als daß von den Seiten die oberen Thürflügel in den Mittagsſtunden geöffnet werden müſſen, woher ein ſcharfer Oſtwind nicht einziehen kann, denn friſche Luft muß jeder Stall ein Mal des Tages erhalten.

Mit dem folgenden Monate muß die Bedeckung der Stuten, welche dazu von den nach und nach niederkommenden, von den güſt gebliebenen und von den als Zuchtſtuten neu eintretenden jungen Stuten dazu beſtimmt ſind, beginnen. Die Beſtimmung der Paarungen geht ſelten von dem Vorgeſetzten eines Geſtüts, ſondern von einer höheren Behörde aus (wenn der Herr des Geſtüts es nicht ſelbſt verwaltet); es muß dazu im Februar eine ſtrenge Durchmuſterung aller der zur Zucht im Geſtüte vorhandenen Stuten ſtattfinden, damit nach richtigen Zuchtanſichten bedeckt werden kann. Aus dieſer

Muſterung ergiebt ſich das Bedeckungsregiſter in Anſehung der Stuten; die dieſen zuzutheilenden Beſchäler hängen von den Grundſätzen ab, die vom Herrn der Anſtalt oder von der ihn vertretenden Behörde in der Zucht beobachtet werden; ſie müſſen bei jener Stutenmuſterung den Stuten zugetheilt werden. Dieſe Zutheilung iſt da leicht, wo die Zucht nach Familien, nach Stämmen geſchieht, da dann die Beſchäler ſelten gewechſelt werden; macht der Abgang eines Beſchälers die Wahl eines andern nöthig, ſo iſt dies der beſte, der vorzüglichſte aus der Familie, die Nähe der Verwandtſchaft mit einigen Stuten wird kein Hinderniß ſein. Iſt aber das Syſtem der öftern Veränderung der Beſchäler, das Kreuzen, das Erfriſchen im Geſtüte heimiſch, wird dies höchſten Orts begünſtigt, dann iſt die Zutheilung ſchwerer, um nicht ein Product von unangenehmer Miſchung zu erhalten. Iſt dies der Fall, dann müſſen die Beſchäler vor jener Muſterung der Stuten in dieſem Monate zeitig genug auf dem Geſtüte ſein, damit der Vorgeſetzte und der Pferdearzt ſie nach allen ihren Körper- und Gemüthseigenſchaften beobachten, ihre Beobachtungen ins fortlaufende jährliche Beſchälerbuch aufnehmen und bei der Zutheilung der Beſchäler für die Stuten, in der gedachten Muſterung dieſer, geltend machen können *).

Ins Mutterſtutenregiſter werden die hinzugekommenen Zuchtſtuten nach jener Muſterung mit ihren körperlichen und Gemüthseigenſchaften nachgetragen.

Die Materialien zu Führung eines ordentlichen Geſtüts- oder Pferdezucht-Buches werden nun in dieſem genannten Regiſter

*) Da hier nur von den Beſchäftigungen in einem nicht unbedeutenden Geſtüte die Rede iſt, ſo kann das „Wie es geſchehen müſſe" nicht näher dargelegt werden.

niedergelegt, welches im Laufe der Weidemonate und nach der Aufſtellung des Geſtüts, aber vor Ende des Jahres, mit Zurückweiſungen auf die verſchiedenen Materialien, aufzuſtellen ſein möchte; es iſt nebſt dem Tagebuche die Geſchichte der Pferdezucht mit ihren Erfolgen im Geſtüte, und kann für die Wiſſenſchaft, gehörig benutzt, ſehr nützlich werden.

Mit dem Monate März

geht die wichtigſte und die beſchäftigſte Zeit in jedem Geſtüte an; denn Erzeugungen und Geborenwerden, die Saat und die Ernte tritt ein und ſetzt ſich 3 Monate fort. Man iſt durch die vorigen Monate darauf vorbereitet.

Mit dem Monate März muß die Bedeckung ihren Anfang nehmen, damit die Füllen nicht zu früh im Winter zur Welt kommen und nicht zu ſpät die Frühjahrsluft und die Weide genießen, die allein das Wachsthum und Gedeihen befördern. Sie muß mit dem Monate Mai endigen, damit die Füllen nicht zu ſpät geboren werden, und zu ſpät erſt die Freiheit auf der Weide, und dieſe dann in der Sommerhitze und geplagt von Inſekten, genießen. In dieſen 3 Monaten ſind im Geſtüte beinahe einerlei Hauptbeſchäftigungen.

Das jetzt anfangende Bedeckungsgeſchäft hat nun beſonders der Vorgeſetzte zu beaufſichtigen; er kann das Geburtsgeſchäft dem Pferdearzte und dem Stutenwärter überlaſſen, wovon einer ſein Stellvertreter ſein kann, der die vorgekommenen eigenthümlichen Umſtände notirt und ihm mittheilt, um ſie in die Tage- und Geſtütbücher aufzunehmen.

Da vom Benehmen der Knechte, welche bei dem Bedeckungsgeſchäfte Dienſte leiſten, viel zu dem guten Erfolge abhängt, ſo iſt es

nöthig, daß die dazu einmal angelernten Knechte nicht, wenigſtens nicht alle gewechſelt, neu hinzukommende aber zuvor angelernt werden.

Dieſes Anlernen geſchieht dann am beſten, wenn der Probirhengſt, der die nöthigen Eigenſchaften als ein ſolcher beſitzt, zu einer roſſigen nicht empfindlichen Stute geführt wird, und ſomit ſeine erſte Probe macht.

Die Beſchäler werden täglich Morgens und Nachmittags eine Stunde bis zu einem gelinden Schweiße geritten, im Freien, wenn das Wetter klar iſt, ſonſt in der Bahn, wenn das Geſtüt eine ſolche hat. Nach dem Reiten wird ihnen eine Stunde Ruhe in dunkelm Stalle gegönnt, ehe ſie zum Bedecken geführt werden.

Den güſten und jungen zur Bedeckung beſtimmten Stuten iſt gleichfalls, ehe ſie zur Bedeckung geführt werden, eine Bewegung nothwendig, welche in einem Geſtütshofe geſchehen kann.

Keine güſte Stute wird vorgeführt, ehe man der Röſſigkeit derſelben nicht nach den Kennzeichen gewiß ſein kann. Die niedergekommenen Stuten am 9. Tage nach dem Fohlen.

Der Vorgeſetzte notirt zuerſt in ſein Taſchenbuch alle Umſtände, die bei der Bedeckung vorkommen und auf den Erfolg derſelben Einfluß haben können, z. B. die ſtattgefundene Witterung, das Benehmen des Hengſtes und der Stute, um dieſe Bemerkungen vorerſt ins Tagebuch, und wenn ſie wichtig für die Wiſſenſchaft erfunden werden, ins Geſtütsbuch einzutragen.

In dies Taſchenbuch notirt der Vorgeſetzte gleichfalls, wenn er bei den Geburten gegenwärtig iſt, Alles, was Einfluß auf Füllen und Stute haben könnte, um es ferner zu übertragen; ſonſt muß es ſein Stellvertreter thun und ihm bekannt machen.

Im Monate April

werden die im März angefangenen Bedeckungs- und Geburtsgeſchäfte im Geſtüte fortgeſetzt; die Thätigkeit richtet ſich nun auch nach Außen. Es ſind demzufolge auf den Weiden und Wieſen die Maulwurfshügel mit der ſ. g. Buſchegge *) zu zerſtreuen; dies iſt eine Erneuerung der Grasfläche, die den Wuchs des Graſes befördert. Auch eine Reinigung von Unrath kann auf dieſen Flächen ſtattfinden müſſen. Auf den Wieſen ſind die Unkräuter zu vertilgen durch Ausreißen, Ausſtechen ꝛc., damit man reines Heu ernte. Die Gräben ſind zu öffnen, wenn dies nicht ſchon im März hat geſchehen können.

Im April ſind die Baumängel in den Geſtütgebäuden zu unterſuchen, zu veranſchlagen, desgleichen von allen baulichen Vorrichtungen außer dem eigentlichen Geſtüte. Wird jedes Jahr dies nie verſäumt, und nie die Arbeit aus Sparſamkeit ausgeſetzt, ſo wird an Koſten am meiſten geſpart. Die Ausbeſſerungen außer dem Geſtüte müſſen zuerſt vorgenommen werden, damit bei dem Auftreiben der Pferde im Mai alles fertig iſt.

Der Monat Mai

iſt einer der thätigſten im Geſtüte; Bedeckungen und Geburten haben ihren Fortgang und der Frühling lockt alles hinaus auf die Weiden. Doch das Auftreiben der Pferde auf die Weiden iſt nicht zu übereilen, wenn auch der Graswuchs ſchon ziemlich weit gediehen iſt; beſonders möchten die ſäugenden Stuten mit ihren jungen Füllen vor Mitte Mai

*) Eine Buſchegge iſt eine ſchwere gewöhnliche Egge, worunter Dornbuſch gebunden und mit einem Steine oder Aeſt beſchwert iſt. Dieſe wird über die Weiden und Wieſen ſtrichweiſe mit 2 Pferden gezogen, wodurch die Maulwurfshaufen am beſten getheilt und zerſtreut werden.

nicht aufzutreiben ſein, da die Nächte noch zu kalt ſind. Sind die Weiden am Geſtüte ſo nahe gelegen, daß man die Pferde ohne Umſtände Morgens in die Weiden und Abends vor Sonnenuntergang wieder in die Ställe treiben kann, wo ihnen dann Morgens ½ und Abends ½ der Futterhafer-Ration, Abends mit dem nöthigen Heue gegeben wird, da das junge Gras noch wenig nährt: ſo iſt dies anzurathen für alle Pferde, außer den ſäugenden Stuten mit ihren Füllen, wenn nicht Wald oder Gebirgshöhen gegen Oſt- und Nordwinde ſchützen. Jene kommen nach Mitte Mai's nach und nach mit den Füllen auf die Weide, ſowie letztere dazu genug erſtarkt ſind. Dann bleiben ſämmtliche Pferde Tag und Nacht auf der Weide; das Gras wird ſie nähren.

Zuvor möchte zweierlei räthlich erſcheinen: 1) dafür zu ſorgen, daß eine angemeſſene Anzahl Rindvieh unter den Pferden weide, wenigſtens in dem Verhältniß von 1 zu 2, da beſonders, wo die Pferde nicht in Koppeln (Schlägen), wo Frucht mit Gras wechſelt, ſondern immer auf derſelben Grasfläche weiden. Ein Verpachten der Rindviehweiden wird dies leicht möglich machen. Kommt dazu 2) eine Theilung der Weiden mittelſt eines leichten Rick- oder Latten-Werks, das vorgerichtet und weggenommen werden kann, ſo kann man das Rindvieh, wenn es auch zuerſt mit den Pferden in eine Abtheilung kommt, dann den Pferden in den Weideflächen folgen laſſen, da jenes andere Pflanzen liebt, die das Pferd verſchmäht. Hat eine Weide 3 Abtheilungen, ſo erhalten die Pferde immer neues Gras. — Den Hirten muß aber zur ſtrengen Pflicht gemacht werden, alle von den weidenden Thieren gefallenen Excremente auseinander zu ſtreuen, dies erhält die Weiden gut, friſch und ergiebig.

Auf den Geſtütwieſen ſind die, nach dem Zerſtreuen mittelſt der Puſchegge, entſtandenen Maulwurfshaufen mit der Schaufel abzu-

ſtoßen und zu zerſtreuen, damit keine Unebenheiten auf den Wieſen entſtehen.

Wenn keine Schattenbäume die Pferde gegen Sonnenhitze und Sturmregen ſchützen, ſo müſſen Unterſtandshütten auf den Weiden dieſe erſetzen, welche nach Oſten und Norden offen ſind *).

Weiden, die an einem klaren, waſſerreichen Fluſſe liegen, ſind für Geſtütweiden die beſten, viele Pferde ſuchen das Waſſer nicht blos zum Trinken, ſondern ſich zu baden; ſie folgen ihrem Inſtinkte. Ehe die Pferde aufgetrieben werden, muß der geräumige Ort im Fluſſe, wo dies am beſten geſchehen kann, in demſelben befriedigt werden, um das Durchſchwimmen zu verhüten. Der Hirte treibt täglich dreimal die Pferde dahin: um 10 Uhr Morgens, 3 Uhr Nachmittags, und Abends, wenn die Sonne untergeht. Das mitweidende Rindvieh muß nicht mit den Pferden dahin getrieben werden. Wo dieſer glückliche Umſtand fehlt, müſſen Quellen oder Brunnen zwar das Trinkwaſſer geben, aber auf jeder Weide ſollte dann ein gepflaſtertes und ummauertes, angemeſſen großes, wo möglich mit Bäumen umkränztes Baſſin ſein, welches von dem Quell- oder Brunnenwaſſer ſich füllte und letzteres wieder ablaufen ließe, damit die weidenden Pferde täglich ſich baden und ſich abkühlen können.

Salzlecken dürfen auf den Weiden auch nicht fehlen, beſonders wenn dieſe nicht eben und hoch liegen; die Pferde benutzen ſie nur dann, wenn ihr Inſtinkt ſie hinführt; ſie ſind alſo kurz vor dem Auftreiben zu bereiten.

*) Darum nach dieſen Himmelsgegenden offen, damit ſie ſtets luftig bleiben, indem von dieſen Seiten die Sonne nicht ſo brennend lange ſtehen bleibt, wie von Weſten und Süden, und Regen mit Sturm meiſtens aus den letzten Gegenden herkommt.

Mit dieſem Monate endigen die Bedeckungen und die Geburten werden bereits geendigt haben; die Aufmerkſamkeit iſt nun auf das weidende Geſtüt gerichtet.

Im Monate Junius,

nachdem jene Ereigniſſe im Geſtüte vorüber ſind, kann der Geſtütsvorgeſetzte in ſeinen Ruheſtunden das Geburts- und Bedeckungsregiſter ſchließen und dem Herrn des Geſtüts einſenden. Der tägliche Beſuch der Weiden liegt ihm ob, beſonders in den erſten Wochen. Die fortwährende Beobachtung der Pferde auf der Weide von ihrem Auftreten als Saugfüllen, auch in den folgenden Jahren, iſt für die Pferdezucht von Wichtigkeit, wenn der Vorgeſetzte den Vater, die Mutter, den Stamm dabei immer im Auge hat. In der Freiheit zeigen ſich die Anlagen, das ſeeliſche Leben am beſten, und in dem einvierteljährigen Füllen kann man oft ſchon bemerken, was aus ihm als Pferd werden wird. Daher muß der Vorgeſetzte auch dieſe Beobachtungen im Taſchenbuche aufbewahren, da ſie im Gedächtniß, bei einem großen Geſtüte, ſich leicht verwiſchen, um ſie zuerſt ins Tagebuch zu tragen und dann im Geſtütsbuche niederzulegen, als Reſultat der Erfahrungen in der Zucht.

Nach der Beſchaffenheit der Wieſen kann in dieſem Monate ſchon die Heuernte beginnen und im Juli fortgeſetzt werden. Selten haben große Geſtüte eine ſolche Wieſenfläche, daß der ganze Heubedarf davon geerntet wird, obſchon es zu wünſchen wäre, weil das Geſtüt für reineres, den Pferden angenehmeres und nahrhafteres Heu ſorgen kann und muß. Der Ankauf von Heu möchte im Juni und Juli bald nach der Ernte geſchehen und zwar von Wieſen, die man kennt, es muß aber in loſe geladenen Fudern und nicht in Bunden angefahren

werden. Dazu gehört eine Schnellwage, so angebracht, daß der beladene Wagen gehoben und gewogen, und abgeladen zurückgewogen und vom ganzen Gewichte abgerechnet werden kann; oder eine Brückenwage in der Hausflur oder in einem besonderen Durchfahrtsgebäude, wenn das Heu auf den Böden der Ställe gelagert wird *).

Der Monat Julius

ist in Rücksicht der Geschäfte dem Junius gleich. Sind die abgeernteten Wiesen so belegen, daß man von den Weiden die Thiere dahin eintreiben kann, und selbige befriedigt oder leicht zu befriedigen, so ist es sehr vortheilhaft, wenn nach 4 Wochen Ruhe darauf zuerst die Pferde und später dann das Rindvieh zum Abweiden getrieben werden. Sind die Wiesen nicht so gelegen, so kann es nur am vortheilhaftesten erscheinen, wenn sie zum Abweiden durch Rindvieh oder Schafe, nicht zum Abmähen zu Nachheu benutzt werden, weil bei gut gelegenen Wiesen das Heu Grummet des Nachheues die Kraft des Vorheues und den Ertrag vermindert; die Localität muß hier entscheiden.

Von der Zeit an, daß die jungen Füllen auf die Weide kommen, muß das Bestreben aller Gestütsbedienten dahin gerichtet sein, die Pferde mit dem Menschen vertraut zu machen. Sind die Stuten vertraulich, so leiden sie gern, wenn man sich ihren Füllen nahet und diese streichelt. Den kleinen Füllen kann man jetzt schon

*) Für die haushälterische Verwaltung eines Gestüts, wie für die gute Erhaltung des Heues und auch für die Gesundheit der Pferde ist es besser, wenn das Heu nicht auf den Böden der Ställe gelagert, sondern in einer Heuscheuer aufbewahrt, täglich in Bündeln gebunden, jedem Stalle zu einer bestimmten Zeit zugetheilt, vom Stallmeister empfangen und nicht abgeholt wird.

etwas gequetschten Hafer oder Kleien aus der Hand geben, mit einigen Salzkörnern gemischt, nur keinen ganzen Hafer, da die Mahl- oder Backenzähne fehlen und diese Weise den jungen Thieren die Verdauung verdirbt. Aber dagegen ist es zu diesem Zwecke rathsam, allen übrigen älteren Füllen, bald diesen bald andern, Hafer aus der Hand zu reichen oder Salz lecken zu lassen; dies wird, wenn alles Jagen oder Schlagen möglichst vermieden wird, die Pferde vorbereiten zur Erlernung aller ihrer Verrichtungen; denn sie werden meistens nur durch die Menschen mißtrauisch.

Im Monate August

wird alles nur fortgesetzt, wovon bisher die Rede war. Jetzt kann man die jungen Füllen an Gegenstände gewöhnen, vor welchen sie sonst leicht erschrecken. Wenn es schon gut ist, daß Hunde immer auf jeder Weide sind, um alle Pferde früh daran zu gewöhnen, so müssen jetzt auf den Weiden überall, und besonders auf der der Säugestuten, sich flatternde Fahnen sehen und Trommeln sich hören lassen; es muß dann und wann geschossen werden; sind die Mütter an Gegenstände dieser Art gewöhnt, scheuen diese sich nicht, so drängen sich die Füllen an die Mütter und werden furchtlos, weil diese es sind. Gegen das Ende dieses Monats können hölzerne Krippchen in den Schattenschoppen so aufgehängt werden, daß die jungen Füllen daraus zu fressen vermögen, und in welche einmal des Tages etwas Hafer, mit Häckſel und mit ein wenig Salz vermischt, gestreut wird. Dahin werden die jungen Füllen gelockt, nicht getrieben, später kommen sie von selbst. Hierdurch gewöhnen sie sich an trockenes Futter, während sie noch von Muttermilch genährt werden, gewöhnen sich zusammen zu fressen, und der Vorgesetzte kann beobachten, wie sie sich benehmen und wie er sie nach der Abnahme

vom Soge in den Ställen zu ſondern habe. Damit die Mütter nicht den Füllen nachkommen, wird ein Seil vor dem Schoppen hergezogen, worunter wohl die Füllen, aber nicht die Mütter weggehen können.

In den Monat September

fällt die Zeit der Abnahme der Saugfüllen von den Müttern; kann dies nach dem Alter der Füllen geſchehen, ſo iſt das ein Vortheil für dieſe; die im Februar und März gebornen ſind dann im Anfange des Monats, die vom April und Mai gegen das Ende abzuſetzen. Kann man nun den abgeſetzten Füllen eine eigene Weide, etwa das Nachgras einer befriedigten, mit Trinkwaſſer verſehenen Wieſe geben, wo ſie unter der Aufſicht eines Hirten ſo lange bleiben, bis die Nächte zu kalt werden, indem ihnen täglich Morgens und Abends ein Haferfutter mit Häckſel gegeben wird, ſo wird dies ein großer Vortheil ſein. Die Oertlichkeit des Geſtüts entſcheidet auch hier; aber es ſollte kein Geſtüt eingerichtet werden, wo nicht eine Weide für die vom Sog genommenen Füllen nahe bei den Gebäuden wäre.

Alle Ausbeſſerungen in und an Gebäuden, an Planken und Mauern müſſen mit dieſem Monate vollendet ſein, und ehe die Pferde wieder in die Ställe einziehen, müſſen letztere in allen Winkeln, die Decken von Spinnen und ihren Geweben gereinigt, täglich mittelſt geöffneten Thüren und Fenſtern gelüftet ſein, da reine Luft und heiteres Licht heilſam auf das Leben aller Thiere wirkt *).

*) Darum ſind Luftröhren, welche durch die Dächer gehen und willkürlich geſchloſſen werden können, wenn die Ställe nicht 12 hoch ſind, nothwendig, eine nicht zu kleine Fenſterreihe zu beiden Seiten und auch ein Ausweißen der Wände für ein heiteres Licht in jedem Geſtütſtalle empfehlenswerth.

Der Monat October,

vielleicht ſchon der September, je nachdem der Vorrath von Gras auf den Weiden und den zu Hülfe genommenen Wieſen und die Witterung es nothwendig macht, ſammelt das Geſtüt wieder in den Ställen. Iſt die Lage der Weiden ſo nahe den Ställen, daß die Pferde, wenigſtens ein Theil der Füllen, noch täglich ohne Gefahr und Mühe aufgetrieben werden können, ſo möchte dies in dieſem Monate von 9 Uhr Morgens bis 3 Uhr Nachmittags ſehr räthlich erſcheinen, nicht blos um der Grasweide willen, ſondern der freien Bewegung wegen in reiner Luft. Das zweite Futter erhalten dieſe Pferde, nachdem ſie zurück in die Ställe gekommen ſind.

Es iſt der Verwaltungsordnung der meiſten Geſtüte gemäß, nur die vom Zug abgeſetzten Füllen in den Ställen frei zu laſſen, die älteren ſämmtlich anzubalftern; dies iſt der Entwickelung der Körper der Füllen nicht angemeſſen. Freie Bewegung in hinlänglich großen Stallabtheilungen iſt den 1½ und 2½jährigen Füllen beinahe nothwendig; denn das Herauslaſſen auf die Geſtütshöfe, wenn ſie 22 Stunden täglich an einer Stelle gefeſſelt ſind, giebt ihnen keine hinlängliche Bewegung; die Kälte im Winter wirkt ſehr nachtheilig in dieſem Zuſtande, und werden ſie ausgelaſſen, ſo ſind ſie zum Laufen, zum Spielen mit einander nicht aufgelegt. Es gehört freilich zu dieſer Art Auferziehung der Füllen mehr Sorgfalt und Vorſicht der wartenden Leute, — der Aufſeher ſelbſt muß mit ſeinem Beiſpiele vorangehen — als wenn die genannten Jahrgänge der Füllen angebalftert ſind. — Es iſt hier nicht der Ort, dieſen Gegenſtand weiter auszuführen, aber wünſchenswerth jedem Geſtüte iſt dieſe Einrichtung. Iſt ſie vorhanden, ſind die Füllen klug gewählt, die mit einander leben ſollen, ſind die Wärter Pferdefreunde, ſo bringen ſie es bald dahin, daß die Füllen ſich ſtriegeln laſſen, wenn auch nicht in der vollkomme-

nen Art, als wenn ſie alle feſtſtehen. Jedes Füllen hat ein Krippchen, die Raufen ſind gemeinſchaftlich. — Da viele Pferdezüchter dieſer Erziehungsart nicht beiſtimmen und die 1½jährigen Füllen ſchon anhalftern, ſo muß dann alle Morgen die Reinigung der Haut bei dieſen ebengenannten Füllen zuerſt mit der Kartätſche, ſpäter, wenn ſie dieſes Verfahren gewohnt ſind, mit der Striegel geſchehen. Mit allen übrigen Pferden muß von nun an täglich daſſelbe geſchehen, verſteht ſich nicht in der Vollkommenheit wie in Marſtällen und Cavallerie-Caſernen, aber auf die Geſundheit der Haut kommt bei den thieriſchen Körpern gar zu viel an. Alle Staubaufregungen müſſen deshalb in den Ställen vermieden, die Decken völlig gedichtet ſein, wenn auf den Böden Fourage liegt.

Der Uebergang von dem Leben auf den Weiden, von der Nahrung vom Graſe zum trocknen Futter, von der Freiheit zum Zwang, wird in den meiſten, beſonders den jungen Pferden eine Veränderung hervorbringen, die beobachtet und im Tagebuche bemerkt zu werden verdient. Das Verhalten der einzelnen Pferde im Laufe der Wintermonate datirt ſich, nach der Verſchiedenheit der Körperconſtitution, von dem Einfluſſe dieſes Ueberganges und beſtimmt deren Behandlung. Die Knechte in jedem Stalle ſorgen für den Häckſel, der zum Hafer gemiſcht und jeden Abend aus der Schneidekammer mittelſt einer Rinne in die Kiſte geſchüttet wird, worin der Hafer für den folgenden Tag damit gemengt wird. Der Fourage-Verwalter theilt dazu des Morgens das Stroh aus. Das Heu wird haushälteriſch durch beſondere Binder in Bunden zu einem beſtimmten Gewichte in Strohſeile gebunden und am Morgen jedem Stalle zugetheilt. Wenn von den Bindern das Heu gehörig ausgeſtäubt wird, ſo bleiben die Ställe frei vom Staube zum Beſten der Pferde. Der Fourage-Verwalter theilt jedem Stalle die Zahl der Bunde zu.

Ueber das Futterprincip für die Winterernährung der verſchiedenen Pferde im Geſtüte kann der Kalender keine Vorſchrift ertheilen; aber die Bemerkung wird hier Geltung finden, daß der Vorgeſetzte darin Freiheit haben muß, die jedesmaligen Beſtimmungen nach dem Geſundheitsverhalten der Pferde abzuändern.

In den Wintermonaten hat jedes Geſtüt zur Wartung der Pferde, wenn dieſe gut geſchehen ſoll, mehr Leute nöthig, als in wirklichem Dienſte des Geſtüts ſtehen; dieſe müſſen für den Winter angenommen werden. Dieſe Annahme muß im September geſchehen, um im October ihrer gewiß zu ſein; es müſſen nüchterne, pferdeliebende, rüſtige Männer ſein, die, wenn es irgend möglich, jeden Winter bei dem Geſtüte ihren Verdienſt finden, um ihnen die Pferdezucht lieb zu machen.

Der Monat November

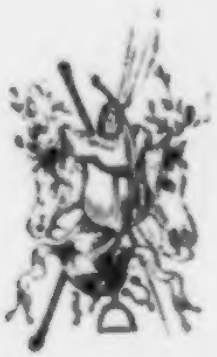
bietet keine Veränderung im Geſchäftsgange des Geſtüts dar; iſt dieſer mit der Aufnahme der Pferde im October ſtreng wieder eingeleitet, ſo wird er leicht fortgeſetzt in allen Wintermonaten. Jetzt, nachdem ſämmtliche Pferde wieder an den Stallzwang gewöhnt ſind, müſſen alle Mittel angewandt werden, um ſie menſchenvertrauend und gelehrig zu machen, alſo alle Geſtütsleute daran erinnert werden, was ſie in Bezug hierauf ſtets zu thun und in Acht zu nehmen haben. Früh müſſen deshalb alle Pferde gewöhnt werden, ſich jeden Theil des Körpers befühlen, jedes Bein aufheben, unter den Hufen klopfen zu laſſen; den Füllen werden zuerſt leichte, dann ſchwerere Decken aufgelegt, dann feſtgebunden, den älteſten ein leichtes Gebiß in's Maul gethan; es wird in den Ställen getrommelt, mit Piſtolen geſchoſſen, auf andere Art Lärm gemacht, Fahnen werden geſchwenkt, damit ſie ſo wenig als möglich ſcheu vor der Reit- und Fahrſchule ſcheu ſind. Beſonders muß

man ſie ſowohl an ſtrengen Zuruf als an ſanfte Schmeichelworte gewöhnen; ſie verſtehen bald beide, und man muß ſich oft wundern, wie ſie auf ſie wirken. Hat das Geſtüt eine Reitbahn, dann kann manches von dieſem Gelehrig- und Dreiſtmachen, ſowie das Führen der älteren Füllen an der Hand darin vorgenommen werden.

In dem Monate December

geht nun alles dieſen eingeleiteten Gang. Hat der Geſtütsvorgeſetzte ſein Tagebuch richtig und mit Sorgfalt geführt, ſo kann er anfangen, daraus alle Beobachtungen und Erfahrungen über die Zucht zu ſammeln, um ſie dem Geſtütsbuche am Jahresſchluſſe einzuverleiben; kann ſie mit den verſchiedenen Liſten, die er aufgeſtellt, mit den monatlichen Berichten, die er gegeben, vergleichen, um darauf zurückzuweiſen oder auch zu berichtigen; eingedenk, daß dieſes Jahrbuch der Pferdezucht deren günſtige oder ungünſtige Erfolge darlegen ſoll, um daraus zu beſtimmen, wie richtig und naturgemäß verfahren werden müſſe. — Geldrechnung — wenn dieſe zu führen war — und Fouragerechnung werden zum Schluſſe vorbereitet, da in dem jetzigen Geſchäftsgange Zeit dazu da iſt.

Georg Peterſen.



Jagdkalender.

Von dem Jäger von Profession sollte man billigerweise voraussetzen können, daß er keiner Erinnerung daran bedarf, was er in jedem Monat auf seinem Revier zu thun hat; allein von dem Jagdliebhaber kann man dies nicht so strenge verlangen, und eine Anleitung, wie er seine Zeit sowohl zu seinem Vergnügen, wie zur pfleglichen Behandlung seiner Jagd am besten verwenden kann, wird gewiß weder unwillkommen, noch überflüssig sein. Für den Jagdliebhaber also ist dieser Kalender bestimmt. Es giebt zwar schon viele dergleichen; aber fast alle wimmeln von Unrichtigkeiten und sind nicht erschöpfend genug. Ich will beide Uebelstände zu vermeiden suchen, wenn sich dabei auch einige Wiederholungen nicht umgehen lassen.

Die in den verschiedenen deutschen Staaten bestehenden Jagdgesetze sollen mich nicht beschränken; ich habe nur zwei Punkte zu berücksichtigen: das Vergnügen und den Vortheil des Jagdliebhabers.

Da der Januar im Jagdjahre durchaus keinen Abſchnitt macht, ſo wäre es widerſinnig, einen Jagdkalender mit dieſem Monate beginnen zu wollen; dagegen fängt mit dem erſten Februar die Schonzeit an, oder ſie ſollte doch vernünftigerweiſe mit dieſem Monate beginnen. Zuerſt die Saat, dann die Ernte; zuerſt die Schonzeit, dann die Jagdzeit. Ich weiß zwar ſehr gut, daß dieſe Schonzeit keine allgemeine iſt und daß ſogar die eigentliche Beſchußzeit mancher Wildarten in dieſelbe fällt; allein diejenigen, welche in den früheren Monaten die Hauptrolle ſpielten, haben doch nun Ruhe. Somit mag es denn gerechtfertigt erſcheinen, daß ich unſer Jagdjahr mit dem Monat Februar anfange.

Februar.

Der Etat des edeln vierläufigen Wildes der hohen und mittleren Jagd ſollte billig längſt abgeſchoſſen ſein, wenn nicht davon einzelne Stücke zu beſonderen Zwecken noch übrig gelaſſen wurden. Nach gelinden Wintern oder ſelbſt nach ſtrengen, wenn das Wild Rapsfelder beſuchen konnte oder ſonſt gute und reichliche Aeſung hatte, wird es noch ganz gut bei Leibe ſein, ſo daß die am Etat fehlenden Stücke noch immer erlegt werden können. Kann dies aber im Februar nicht mehr geſchehen, ſo laſſe man ſie bis zum Mai leben, da ſie im nächſten Monat jederzeit ſchlecht ſind. Dies ſollte jedoch nach ſolchen Wintern ſtets geſchehen, in denen ſich das Wild kümmerlich durchhelfen mußte. Das Wild iſt dann im Februar jedenfalls ſchlecht bei Leibe und leider erfüllt ſich in dem angenommenen Falle der Etat nur zu oft von ſelbſt. Sollte das Wild in dieſem Monate noch Mangel leiden, ſo füttere man es an geeigneten Futterplätzen. Die daraus entſtehenden Koſten werden dadurch vergütet, daß Wild erhalten wird und daß dieſes das Holz nicht ſo ſehr verbeißt, wie bei gänzlichem Futtermangel.

Haſen, Hühner und die andern edeln, d. h. eßbaren Thiere ſollen in dieſem Monate Ruhe haben; doch können Gänſe, Enten, namentlich fremde, Trappen, Kraniche und Reiher überall geſchoſſen werden. So viel Vergnügen die Jagd auf Kaninchen auch gewährt, ſo ſteht es doch mit dem Schaden, welchen ſie anrichten, in keinem Verhältniß; auch ſind ſie der Haſenjagd ſchädlich, da ſie durch ihre beſtändige Beweglichkeit den mehr die Ruhe liebenden Lampe incommodiren, ſo daß er ſich in andere Gegenden hinzieht, wo er nicht ſo unruhige Nachbarn hat; für die Kaninchen ſollte alſo keine Schonzeit exiſtiren. Anfang Februar kann daher noch fleißig frettirt werden; doch gegen das Ende dieſes Monats höre man damit auf, da es ſchon hin und wieder junge Kaninchen geben wird, die dem Frettiren ſehr hinderlich ſind, indem ſich das Frettchen an ihnen ſättigt und dann oft ſehr lange Zeit im Bau bleibt und ſchläft und auf dieſe Weiſe wohl gar verloren geht. Zuweilen legt man dem Frettchen auch einen Maulkorb an und frettirt weiter. Treibjagden in dichten Schonungen auf Kaninchen ſind ſehr ergiebig, beſonders wenn die Schützen auf Fuchskanzeln oder auf Bäumen angeſtellt ſind *).

Das ſchädliche Raubzeug darf in keinem Monat Schonung finden. Die Ranzzeit der Wölfe und Füchſe fällt in den Anfang des Februars. Beide, beſonders aber die erſten, verſammeln ſich

*) Auf dieſe Weiſe ſchoſſen wir, etwa acht bis zehn Schützen, in einer Zeit von drei Stunden 143 Stück, ungerechnet die, welche wir bei dem darauf folgenden Frettiren erlegten. Der Herausgeber.

beim Beginn der Ranzzeit in gewiſſen Schonungen in ziemlicher Anzahl. Kennt man dieſe Schonungen aus der Erfahrung, ſo kann man Ende Januar und Anfang Februar ein gefallenes Stück Vieh hineinlegen. Haben die Fuchsverſammlungen ihren Anfang genommen und hat man ſich davon überzeugt, ſo beunruhige man ſie eine Zeitlang nicht. Dann aber treibe man Vormittags dieſe Schonungen ab, und bei verſtändiger Anordnung und mit ſicheren Schützen wird man manchen Hühnerdieb erlegen. Liegt noch viel Schnee, ſo wird man auch die Luderhütte noch mit Erfolg beſuchen können. Weiß man, daß Füchſe oder andere ſchädliche Raubthiere zu Baue gekrochen ſind, ſo treibe man ſie mit Dachshunden heraus und fange ſie in Netzen oder erlege ſie mit der Flinte. Doch hüte man ſich, den Dachs zu den Raubthieren zu zählen, wie ſo häufig zum Nachtheil dieſes intereſſanten Einſiedlers geſchieht.

Der Otter ranzt jetzt ebenfalls. Die Jagd auf ihn wird ſich indeſſen auf den nächtlichen Anſtand bei Mondenſchein beſchränken müſſen. Man wähle dazu einen Platz in der Nähe eines bekannten Ausſtieges, wo man häufig ſeine ſehnſüchtigen Liebeslaute vernehmen wird.

Der Baummarder hört Mitte dieſes Monats auf zu ranzen; ſeine Jagd iſt daher eifrig zu betreiben. Wo es irgend geht, ſoll er ausgemacht, in Fallen, Eiſen oder irgendwie erlegt werden.

Sein Verwandter, der Steinmarder, fängt an zu ranzen, wenn der andere damit aufhört. Des Nachts verräth ſein Geſchrei den gefährlichen Hausdieb. Am Tage vertreibt man ihn durch Trommeln, Senſenwetzen oder Klingeln aus ſeinen Schlupfwinkeln und erlegt ihn. Zum Fang der Steinmarder möchte es wohl zweckmäßig ſein, wenn man an den von ihnen beſuchten Orten beſtändig Fallen aus Eiſen aufſtellte, aber ſo ſicherte, daß ſie nicht losſchlagen können,

und hin und wieder etwas getrocknetes Obſt oder ein Ei hineinlegte. Haben die Marder erſt einigemal ohne Schaden die Kirrung hinweggenommen, ſo werden ſie vertraut und man kann nun die Fallen und Eiſen entſichern. Das kann man auch zuweilen im Laufe des Sommers thun.

Wilde Katzen und Iltiſſe ranzen gegen das Ende dieſes Monates. Sie verrathen ſich ebenfalls durch ihren lauten Hochzeitsjubel, welcher dem wachſamen Waidmanne nicht entgehen wird. Fallen, Eiſen und Schießgewehr werden ihnen bei einiger Aufmerkſamkeit genug Abbruch thun. Ein für alle Mal ſei es hier geſagt, daß all dieſes Raubzeug, wie auch Wieſel *) und Raubvögel, das ganze Jahr hindurch nicht geſchont werden dürfen, wenn ſie dem Jäger zufällig vor die Flinte kommen.

Wenn der Kolkrabe Ende Februar noch nicht Eier gelegt hat, ſo macht er ſich doch dazu bereit, und man merke ſich wenigſtens die bewohnten Horſte, um ſie im nächſten Monate mit Eiern oder Jungen zu zerſtören, nachdem man die Alten dabei erlegt hat. Auch die Elſtern werden um dieſe Zeit ſchon ihre Neſter bewohnen und man merke ſie zu demſelben Zwecke, denn die Elſter iſt der kleinen Jagd bei weitem ſchädlicher, als man gewöhnlich meint. Bei Froſt und Schnee wird man Elſtern und Kräben durch Fleiſchabgänge in die Nähe der Häuſer locken und aus den Fenſtern ſchießen können.

Raubvögel gehen jetzt, wie das ganze Jahr hindurch, ziemlich ſicher auf das Tellereiſen. Man ſollte dieſes deshalb fortwährend

*) Das Wieſel iſt ein der Jagd ganz außerordentlich ſchädliches Thier. Seine Gewandtheit, Blutgier und Kühnheit machen es gefährlicher, als bei weitem größere und ſtärkere Raubthiere. Man hat Beiſpiele, daß Wieſel ſelbſt ausgewachſene Rehe im Bette überfielen und durch Blutausſaugen tödteten.

Der Herausgeber.

an geeigneten Orten und auffallend, der Jahreszeit nach verſchieden, beködert liegen haben. Doch trage man Sorge, daß es zweckmäßig verdeckt und gehörig verankert iſt. Findet man zu Zeiten einen Iltiß, Wieſel, Ratte oder Krähe darin, nun ſo iſt das ebenfalls ein Gewinn.

Iſt das Wetter anhaltend ſchön und warm, ſo findet man in manchen Gegenden ſchon hie und da eine Waldſchnepfe *). Bei ſolchem Wetter kann man auch Rebhühner, welche man den Winter hindurch in der Stube gefüttert hat, paarweiſe ausſetzen; bei ſchlechtem Wetter warte man damit jedoch bis zur Mitte des nächſten Monats. Bemerkt man Kämpfe zwiſchen Hähnen, ſo ſollte der erfahrne Jäger überflüſſige Hähne ſchießen, dies aber keinem Unerfahrnen überlaſſen, der mehr ſchaden, als nützen würde.

Wo es noch Leithunde giebt und Junge erzogen werden ſollen, laſſe man in dieſem Monate die Hündin belegen, damit die Jungen überjährig ſind, wenn ſie gearbeitet werden ſollen. Sobald es die Witterung irgend erlaubt, ſoll der Jäger die Maulwurfshaufen auf den dem Wilde gehörigen Wieſen zerſtreuen laſſen. Alle Jagdgeräthſchaften, die ſchadhaft geworden, ſollen jetzt ohne Aufſchub reparirt werden, obgleich ein ordentlicher Jäger dies ſtets gleich nach geſchehenem Schaden thun läßt. Schließlich muß auch die Krähenhütte wieder in Stand geſetzt werden, denn im nächſten Monat kann man ſie ſchon benutzen.

*) Die Schnepfenjagd im Frühjahr iſt zu beliebt, als daß ſich die Jäger davon überzeugen ſollten, wie nachtheilig ſie iſt, und in der That hat der Schnepfenſtrich an einem ſchönen Frühlingsabende viel Verlockendes. Die Jagd wird demnach wohl immer als jagdgerecht angeſehen werden; nur dürfen wir uns dann nicht zu ſehr darüber wundern, daß dieſer langgeſchnäbelten Lieblinge alljährlich immer weniger ankommen.

März.

In Hinsicht der Jagd gilt im Allgemeinen alles so, wie es im Februar gesagt wurde, doch sollte man gar kein stärkeres Wild mehr schießen, da es schlecht ist, und damit es Ruhe bis zur Feistzeit, wenigstens bis es sich wieder erholt hat, habe. Die Raubthiere aber haben theils das Ranzen beendet, wie Wolf, Fuchs, Otter, Baummarder. Die Weibchen gehen also dick und man versäume keine günstige Gelegenheit, mit einem Fingerdrucke eine ganze Generation zu vernichten. Steinmarder, Katzen, Iltiß und Wiesel ranzen noch, und man thue sein Möglichstes sie zu vermindern; bei etlichen wird der Anstand auf dem bekannten Paß von Nutzen sein. Die Raubvögel fangen in diesem Monat an sich zu paaren, und nach den verschiedenen Arten wird man bis zum Mai hin neue Horste entstehen oder alte wieder frisch bewohnt finden. Es ist in dieser Zeit also unerläßliche Pflicht des Jägers, genau auf selbige zu achten, und ist es ihm hier wohl am ersten zu verzeihen, wenn er den Horst ruhig bauen, auch wohl Eier legen läßt, und dann erst seine eifrigen Nachstellungen beginnt; er kann dann um so eher auf die Erlegung beider Alten rechnen. Hat er aber einmal einen Raubvogel nahe genug, so muß er jedenfalls Feuer geben, doch soll er sich vorsehen, daß er keinen der nützlichen Raubvögel erlegt.

Die Krähenhüttenjagd soll jetzt in Thätigkeit treten, wobei dann manche Krähe, Elster, mancher Raubvogel, der oft erst auf dem Zuge seiner Heimath zueilt, sein Leben einbüßen wird; auch sollen deshalb vorhandene Garne fleißig angewendet werden. Auch kann man den Krähen Abbruch thun, wenn man sich des Abends am Einfallplatz verborgen anstellt. Gegen Ende des Monats wird der Kolkrabe schon gelegt haben, oft auch schon die Elster, und auf die Erlegung der Alten, und will es nicht glücken, wenigstens auf Zerstörung des

Horſtes zu denken, iſt nun Zeit. In aller Frühe des Morgens ſchleiche man ſich in die Nähe deſſelben mit der Büchſe, weil er ſehr hoch zu ſtehen pflegt, und wie irgend Büchſenlicht iſt, ſchieße man mitten in den Horſt hinein, denn die Alten im Fluge zu ſchießen, iſt nicht Jedermanns Sache; eben ſo kann man es ſpäter mit den Raubvögeln machen, obwohl die meiſten beim Horſt, wenn man gut verborgen iſt, weit leichter im Fluge mit der Flinte herabgeſchoſſen werden können. Der Birkhahn, und oft auch der Auerhahn, fangen in dieſem Monat zu balzen an; wo dergleichen alſo ſind, hat der Revierjäger fleißig die Balzſtätten zu verhören, und ſo wie die Sonne herauf iſt, alte Anſpringerfade in Stand zu ſetzen oder neue anzulegen, hierauf ſeinem Herrn die Meldung zu machen, damit derſelbe zu rechter Zeit avertirt, und alles bereit ſei.

Die Sonntage Oculi, Lätare und Palmarum kennt wohl ein jeder Jäger, wenn auch der darauf gemachte Jägerreim nicht immer paßt. Die beſte Zeit des Waldſchnepfenzuges wechſelt gewöhnlich je nach dem Wetter von gegen Ende März bis gegen das erſte Drittheil des April. Im Allgemeinen begnügt man ſich Abends mit dem Zuge, und iſt dieſe Jagdart, der ſchon im vorigen Monate bezeichneten Urſachen wegen, noch die verzeihlichſte. Der Jäger aus ſchönen

Buchenrevieren wird ſich wahrſcheinlich meiſt auch damit begnügen, während der aus Kieferrevieren, um dem Nachbar doch nicht zu ſehr nachzuſtehen, die Suche, ſelbſt Treiben zu Hülfe nehmen wird. — Kein Wunder, wenn der Waldſchnepfen weniger werden! Der Sprachgebrauch, der da ſagt: wenn die Kuhblume (caltha palustris) blühe, ſei die Waldſchnepfenzeit vorbei, iſt ſehr richtig, doch fällt dieß in den April. Einzelne Becaſſinen, ſelbſt ſtumme Schnepfen *) laſſen ſich hin und wieder ſchon früh im Monat ſehen. Die Abſtellung der Frühjahrsjagd auf dieſe Wandrer wird auch wohl unter den frommen Wünſchen bleiben, daher gegen Ausgang März der Jäger auch ferner ſeine Becaſſinengelegenheiten anfangen wird abzuſuchen.

Der firme, ruhige und umſichtige Jäger darf und ſoll noch etwaige überflüſſige Rephühner wegſchießen; ſpäter aber nicht mehr, und eingefangene Hühner ſollen ſpäteſtens in der Mitte des Monats paarweiſe wieder ausgeſetzt werden.

Es ſind gelungene Verſuche gemacht worden, zahme Hühner verwildern zu laſſen. Man hat ſie gewöhnlich im Herbſt ausgeſetzt. Ich ſollte meinen, daß man beſſer fahre, wenn man es jetzt thäte, da ſie den ganzen reichen Sommer vor ſich haben, und ſich wohl eher und beſſer an die Freiheit gewöhnen würden. Gegen Ende des Monats kann auch angefangen werden, nach Kiebitz- und Hurkel- (fulica atra) eiern geſucht zu werden, und wo ſich Hurkeln an kleinen Teichen angefunden haben, ſchieße man ſie möglichſt weg, damit ſich vielleicht ein Entenpärchen anſiedle, denn beide Arten gefallen ſich nicht gern nahe neben einander. Wo Möven verſuchen ſollten, ſich häuslich niederzulaſſen, beunruhige man ſie ſo viel als möglich, weil ſich ſonſt keine

*) Die ſogenannte ſtumme Schnepfe iſt nicht ſtumm, ſie hat einen ſchwach knarrenden oder murkſenden Ton, den ich mehr als 7 Mal vernommen habe, allerdings nur im Schmerz und in höchſter Angſt.

Ente dort zeigt; auch kann man noch Gänſe, fremde wilde Enten und Kraniche ſchießen. Reiher verſteht ſich von ſelbſt, denn die ſtehen mit den Raubvögeln in gleicher Kategorie. Wo Kiebitze, Hurbeln und ſpäter Enten legen oder zu brüten beabſichtigen, paſſe man den Krähen gut auf den Dienſt, denn ſie paſſen öfter förmlich auf, bis einer dieſer Vögel ein Ei gelegt hat, um es dann ſogleich zu rauben.

Sollen junge Windhunde gezogen werden, ſo ſoll die Hündin jetzt oder im November belegt werden, damit ſie zur Hetzzeit wieder oder noch brauchbar ſei, und ſind die Jungen, die im März gezeugt wurden, übers Jahr auch brauchbarer, als die vom November, die wohl kaum das Feld dann ſchon mitlaufen könnten.

Auf den Waldwieſen müſſen ſpäteſtens jetzt die Maulwurfshaufen auseinander geworfen, Abzugsgräben geräumt, Gras und Klee geſäet, auch etwa alle 3 Jahre die Wieſen mit Holzaſche oder Federviehmiſt gedüngt werden. In Thiergärten ſoll man zu Ende des Monats dem Wilde die beſäeten Roggenſtücke preisgeben. Laubholz, das im Winter zur Aeſung des Wildes gefällt wurde, laſſe man nun zu Klafterholz aufarbeiten, und wo viel Wild iſt, neue Schonungen gegen daſſelbe umſetzen. Zu Anfang des Monats bereite man die Taubenſulzen, und bei günſtiger, warmer Witterung, wenn man annehmen kann, daß die Vegetation bald wieder friſch beginne, verabſäume der Jäger nicht, die Salzlecken für das Wild wieder zu ſchlagen, was in jedem Fall Ende des Monats oder ſpäteſtens doch Anfang April geſchehen muß. Sollen Vogelherde angelegt werden, ſo iſt der Platz jetzt einzurichten, die Sträucher ſind zu pflanzen.

April.

Im Anfang des April gehen ſämmtliche Raubthiere noch dick, mit Ausnahme des Dachſes, der mit den Räubern aber nicht in eine

Kategorie zu ſtellen iſt, oft auch des Baummarders und des Wolfes, die ſchon geworfen haben. Was nun noch an Raubzeug lebt, das ſuche man jetzt eifrig zu verfolgen; denn ſind die Jungen erſt etwas in den nächſten Monat hinein, ſo müſſen die Alten ihret- und der lieben Jugend wegen eine eifrige Jagd anſtellen. Der Rammler mag dann noch ſo ſehr ſeine Kräfte der Liebe opfern, Vögel aller Art mögen noch ſo emſig brüten, die Räuber vertilgen die Pfänder der Liebe, um die junge Räuberbande groß zu ziehen. Ende April haben alle, oder faſt alle jene Raubthiere geworfen. Für dieſen Zeitpunkt dann, bis gegen Ende des Mai, möchte ich eine Anſicht ausſprechen, die vielleicht manchen Gegner finden könnte; doch glaube ich ſelbſt den Raubthieren Rückſichten ſchuldig zu ſein, welche die Menſchlichkeit gebietet. Man ſollte nämlich zu dieſer Zeit kein weibliches Raubthier erlegen, wenn man nicht volle Gewißheit hat, die Jungen etliche Stunden nachher in ſeine Gewalt zu bekommen. Da man aber Männchen und Weibchen ſchwerlich wird unterſcheiden können, ſo ſollte während der Zeit von Mitte April bis Ende Mai, für Wolf und Baummarder von Ende März bis Mitte Mai, gewiſſermaßen eine Schonzeit eintreten. Tödten kann man ein Thier, aber quälen ſoll man es nicht, und die Jungen, die zu dieſer Zeit die Mutter verlören, müßten aller Wahrſcheinlichkeit nach eines qualvollen Hungertodes ſterben. Weiß man aber den Bau, das Lager, Loch, kurz den Ort, wo eins dieſer Thiere ſeine Jungen hat, dann tödte man es gewiß und gehe hin, um der Jungen habhaft zu werden und ſie ebenfalls zu tödten.

Da der Otterfang im Eiſen aber gerade im April und Mai am lohnendſten iſt, ſo ſollte man erſt den Bau der Otter ausfindig zu machen ſuchen und dann die Eiſen legen, damit man nach dem Fang der Alten auch der Jungen habhaft werde.

Mit den Raubvögeln verfahre der Jäger wie im März, und wird er jetzt ſchon hin und wieder Gelegenheit haben, beim Horſt dergleichen zu erlegen, wenn er ſich früh des Morgens aufmacht, oder ſich gut verborgen anſtellen kann, und braucht er ſich wegen verhungernder Jungen noch keine Sorge zu machen, da ſchwerlich ſchon ein Ei ausgebrütet ſein wird. Kann er die Horſte erſteigen, ſo wird er Eier und Junge natürlich lieber ausnehmen, als ſie durch Schießen vernichten. Kolkrabe und Elſter aber werden wohl ſchon Junge haben, und hat er die Alten erlegt, ſuche er den Horſt oder das Neſt möglichſt durch Kugel- oder ſtarke Schrotſchüſſe zu zerſtören, wenn er nicht hinaufkann, bis es ſtückweiſe herabfällt; dann kann er verſichert ſein, daß die Jungen todt oder ſo verwundet ſind, daß ſie bald ſterben werden. So verfahre er künftig auch mit jedem unerſteigbaren Raubvogelhorſt, doch würde er da oft viel zu ſchießen haben, wollte er damit denſelben herabholen. Sind hier einmal die Jungen ausgekommen, ſo möchte ich faſt ſagen, er ſoll ſie ſo groß werden laſſen, daß ſie auf den Rand des Horſtes treten; dann ſuche er die Alten zu erlegen, und er müßte ein miſerabler Schütze ſein, wenn er die Jungen nicht erhielte. Auch kann er in den Horſt ſchießen; die todten Vögel bleiben darin liegen, die verwundeten oder erſchreckten verſuchen zu entkommen, fallen entweder heraus oder treten doch auf den Rand des Horſtes. — Die Krähen ſchreiten jetzt auch zur Brut, und wo ihrer zu viel ſind oder ihre Schädlichkeit als überwiegend anerkannt iſt, erlege man ſie fleißig und zerſtöre ihre Neſter. Die Krähenhütte ſoll daher ihret- und der Raubvögel wegen fleißig beſucht werden. Hühnern, Enten, Kiebitzen werden ſie jetzt durch Wegnahme der Eier, ſpäter auch noch durch Rauben der Jungen, ſo auch den Haſen gefährlich. Doch vermindere man ſie nicht zu ſehr, da ſie, in nicht großer Zahl, nützliche Vögel ſind. Gegen die Möven ſetze man den

Krieg noch fort, auch bis zur Mitte des Monats gegen Hurbeln, die ſich auf kleinen Gewäſſern angeſiedelt haben. Mit der Mitte April kann man aber damit aufhören, da dann ſelten ein Entenpaar noch keinen Platz hat, und man die Hurbeleier dann doch wenigſtens benutzen kann. Dieſe, ſowie Kiebitzeier, ſollen nun fleißig geſucht werden, doch ſoll man letztere nur zweimal aus dem Neſte nehmen. Auf die zweiarmigen Eierdiebe habe man genau Acht, und warne ich ein für allemal, das Eierſuchen durch Jungen beſorgen zu laſſen; denn man macht unbedingt Diebe, wo nicht gar, daß man den Grund zu Wilddieben dadurch legt. — Des Uhus Paarzeit fällt in dieſen Monat, weshalb man verſuchen ſoll, ihn Abends aufs Gelock zu ſchießen. Mit Ausnahme des Jagdbetriebes der Auer- und Birkhahnbalz, deren eigentliche Zeit in dieſen Monat fällt, ſoll nun jede edle jagdbare, bei uns bleibende Kreatur, nur das Kaninchen nicht, Ruhe haben.

In Faſanerien ſoll man gegen Ende des Monats die Eier der im Freien brütenden Hennen anfangen aufzuſuchen, damit ſie ſpäter im Brutbauſe ausgebrütet werden können. Mittelſt ſolcher Faſanerie iſt eine wilde Hühnerzucht am leichteſten anzulegen, indem man einer im Freien brütenden Henne, beſſer mehreren, ſtatt der weggenommenen Eier Hühnereier, die man allenfalls ſchwach, ähnlich den Faſaneneiern, färben kann, unterlegt und ſich weiter nicht darum bekümmert; doch muß die Henne ſchon abgelegt haben, weil ſie ſonſt leicht durch ihre eignen neuen Eier den Betrug merkt.

Sollen in dieſem Jahre junge Leithunde gearbeitet werden, ſo muß man ſie in der Mitte des Monats an die Kette legen. In Thiergärten ſoll man die Haferſtücke beſäen.

Wenn man junge Hühnerhunde ziehen will, ſo ſcheint mir dies der beſte Monat die Hündin belegen zu laſſen, indem die Jungen dann

Anfang Juli übers Jahr jährig ſind und in Dreſſur genommen werden können, ſo daß ſie zur Hühnerſaiſon abzuführen ſind. Aus folgenden Gründen bin ich nämlich mehr für die Sommer- als Frühjahrsdreſſur der Hühnerhunde: Im Frühjahr müſſen gepaarte Hühner vor dem Hunde geſchoſſen werden, und der Jagd kann das nicht zuträglich ſein; um ſie nicht zu ſehr zu ruiniren, wird man nur wenige Hühner ſchießen können; denn die Jagd auf überflüſſige Hühner wird nie ſo recht ergiebig ausfallen, um den Hund ferm zu machen; auch Haſen und jede ſonſtige Wildart wird man nicht gern opfern. Schnepfen ſind das einzige, worauf mitunter ein Hund recht ferm gemacht werden könnte; doch hält die Becaſſine jetzt auch nicht gar häufig den Hund aus, auch wird das häufige hohe Waſſer dieſe Jagdart oft erſchweren, an einigen Orten gar unmöglich machen. Dann iſt der Hund wenigſtens bis zur Entenjagd müßig, und ich muß ehrlich geſtehen, daß ich es für mißlich halte, einen jungen Hund, der doch erſt ſeine wahren Thaten verrichten ſoll, denn das vom Frühjahr her waren nur Lehr- und Lernproben, gleich mit auf die Entenjagd zu nehmen, da ſelbſt alte Hunde, die ſchon im zweiten oder dritten Felde ſtehen, durch dieſelbe etwas wild werden, und man zur Hühnerjagd zuweilen eine kleine Vorkur anwenden muß. Wie viel wahrſcheinlicher iſt dies nicht mit einem jungen Hunde, der einem verteufelt viel Arbeit machen würde. Deshalb wird ſich häufig der Hund bis zur Hühnerſaiſon verliegen und dann erſt ordentlich geführt werden. Beſſer iſt es aber unbedingt, wenn Dreſſur und Abführen unmittelbar hinter einander folgen, und zwar zuerſt die Jagden, wobei er ſo wenig wie möglich Apell verlieren kann, und immer unter den Augen des Jägers iſt. Zuerſt kommen alſo die Hühner, Wachteln, (Faſanen), Sumpfſchnepfen, Haſen, Waldſchnepfen. Bei all dieſen Jagden hat ihn der Jäger genau unter Augen: der Hund lernt das Verſchieden-

artige, worauf er zu achten hat, bald kennen und bleibt in ſteter Uebung, was nur guten Einfluß haben kann. Im Winter lernt er dann ſein Benehmen bei Treibjagden, hat auch vielleicht Gelegenheit, ſich mit einem kranken Fuchſe herumzubeißen und er wird ſcharf. Im Frühjahr kann man, um ihn in Uebung zu erhalten, die überflüſſigen Reyphähne, wie Schnepfen vor ihm ſchießen, und iſt er dann zur Entenjagd nicht vollkommen ferm, iſt es die Schuld des Jägers oder der Hund taugt gewiß nicht. Die Waſſerjagd muß, meiner Anſicht nach, das Letzte ſein, denn der Hund muß ſchon vollſtändig Apell haben und wiſſen, was er zu thun hat, weil er ſonſt leicht ganz verdirbt.

Die Waldſchnepfenjagd iſt vorbei, wenn die Kuhblume blüht, und mit dem Ende des Monats kann oder ſollte auch die Jagd auf kleine Schnepfen aufhören, denn was da noch hier iſt, wird wahrſcheinlich Luſt haben, ganz als Brutſchnepfe hier zu bleiben.

Sonſt laſſe man die Jagdkanzeln, Pirſchhäuschen ꝛc. jetzt wieder in Stand ſetzen, denn nächſten Monat wird man wohl hin und wieder einige Stunden dort verbringen wollen, wenn man Freude an der Natur hat und ſtill das Wild beobachten will.

Mai.

Sämmtliche ſchädlichen Raubthiere haben jetzt Junge; ihre Räubereien fangen alſo an ſich zu vergrößern, die ihnen recht bald um ſo leichter werden, da ſie ſchon junge Haſen, auch bald Hirſch- und Rehkälber, auch Friſchlinge und Eier zur Genüge finden, auch wohl die brütenden Vögel vom Neſte haſchen. Man ſoll alſo eifrig ſuchen, wo man bewohnte Fuchsbaue findet, und hier, ſind die Alten ausgegangen, dieſelben auf einem Baume erwarten und ſie todtſchießen, und dann die Jungen, oder ſind die Alten auch im Baue, dieſe ebenfalls

ausgraben. Wolfslager wird man jetzt noch wie im vorigen Monat in Dickungen ſuchen können, wo es Wölfe giebt; auch in erweiterten Fuchs- und Dachsbauen. Der Otter wirft an Orten, wo es gewöhnlich etwas ſchwer hält hinzugelangen; hat man jedoch gegründete Hoffnung, die Jungen zu erhalten, ſo lege man das Eiſen für die Alten. Die Katze hat man in leeren Fuchs- oder Dachsbauen, in alten hohlen Bäumen, auch in verlaſſenem Gemäuer und in Felſen zu ſuchen. Auch leide man eben ſo wenig irgendwo im Felde oder Walde, oder auf Wieſen, kurz außer dem Gehöft, eine zahme Katze, denn vornehmlich jetzt bis zum September hin wird ſie am leichteſten und ſicherſten aus einem nützlichen Hausthiere ein gefährliches Raubthier, da ſie mit ziemlich leichter Mühe Alt und Jung berückt. Der alte Fleming meint, man ſolle der Hauskatze die Ohren abſchneiden, weil ihr dann der Thau und irgend Andres hineinfällt, ſie vorzüglich keine Näſſe darin leiden mag, daher fein zu Hauſe bleibt — und dieſes Mittel iſt probat. Den Baummarder hat man in hohlen Bäumen, in Eichhornneſtern oder Raubvogelhorſten, den Steinmarder auf abgelegenen Stellen der Haus-, Stall- und Heuböden, in Scheunen, Holz- und Streuhaufen aufzuſuchen. Wo Iltiß- und Wieſelbrut entdeckt werden, ſchone man ſie keinen Augenblick. An Hühnerſtällen, Taubenſchlägen ꝛc. ſollte ich meinen, müßten Eiſen und Fallen jetzt nicht ganz zwecklos angewendet werden.

Jede Art ſchädlicher Vögel aus dem Raubvogel-, Krähen-, Möven- und Reihergeſchlecht ſoll verfolgt werden, wie im vorigen Monat geſagt wurde, d. h. beim Horſt, bei der Krähenhütte, mit Eiſen, Netzen und am Brutplatz. Will man einen jungen Uhu vielleicht zur Krähenhütte erziehen, ſo ſoll er Ende des Monats oder doch zu Anfang des nächſten aus dem Horſt genommen werden; die Alten ſchieße man aber todt.

Mit Ausnahme der Kaninchen, wo ſich die Jagd aber auf den Anſtand wird beſchränken müſſen, auch vielleicht eines allzu geilen und daher kindesmörderiſchen Rammlers, ſoll jede andere Kreatur jetzt vollkommene Ruhe genießen, denn was noch nicht Junge hat, nahet dieſem Zeitpunkte mit ſchnellen Schritten. Der Jäger hat daher darauf zu ſehen, daß weder Wild noch Vögel irgendwie beunruhigt werden; Vogel- und Neſterdieben paſſe er fleißig auf die Finger. Die Schonungen müſſen vornehmlich jetzt von Niemand betreten werden, und hat Jemand durchaus darin etwas zu thun, ſo ſoll er ſich ſo ſtill als möglich verhalten; auch ſoll überhaupt jeder unnütze Lärm im Walde vermieden werden.

Hurbeleier aber kann der Jäger noch bis zur Mitte des Monats ſuchen, doch mag er immer erſt durch das bekannte Schwemmen verſuchen, ob ſie noch gut ſind; auch Möveneier ſoll er ausnehmen, wie alle ſolche, wo es beſſer iſt, die Jungen kommen nicht aus; dann zerſtöre er nebenbei das Neſt.

Acht bis vierzehn Tage vor der Mahd muß er ſich genaue Kenntniß zu verſchaffen ſuchen, wo die Rephühner brüten, und dafür ſorgen, daß ſowohl etliche Ruthen um das Neſt das Gras oder der Klee bis in die zweite, oder nach Bedürfniß bis in die dritte Woche des Juni ſtehen bleibe, wenigſtens ſo lange, bis man ſichre Kunde hat, die Hühner ſeien ausgekrochen; als auch daß ſo lange Niemand dieſen Fleck betrete, zudem das Mähen und Heuen mit größtmöglichſter Stille vor ſich gehe; denn durch Verſäumung dieſer Vorſicht werden oft mehr Hühner vernichtet, als nachher im Herbſt geſchoſſen werden.

In halbwilden Faſanerien, wo der Zucht in Bruthäuſern nachgeholfen wird, verſchafft man ſich im Laufe des Monats die dazu nöthigen Eier, welche gegen Ende deſſelben den Puten im Brutkaſten untergelegt werden.

Den Fiſchern ſoll der Jäger genau auf die Finger ſehen, daß ſie jedes Neſt in Ruhe laſſen. Junge Ringel- und Hohltauben ſind in der Mitte des Monats auszunehmen.

Nur wenn wegen eines harten Winters der volle Etat des Wildes nicht abgeſchoſſen iſt, kann er, wenn kein Wild gefallen iſt, jetzt erfüllt werden, da das Wild ſich ſchon erholt haben wird; doch ſoll man mit dem Schießen von Orten bleiben, wo Thiere und Ricken ſtehen, auch ſoll man nicht dergleichen ſchießen; denn man tödtet zwei Thiere und kann nur eins gebrauchen.

So wie ſich das Wild verfärbt hat, ſoll man anfangen den jungen Leithund zu arbeiten, auch den alten üben, und dies fortſetzen bis Ende Juni. Auch kann der Jäger anfangen für Heu zur Fütterung im Winter zu ſorgen, damit er auf jeden Fall zu rechter Zeit vorbereitet ſei. Fallen, die im Herbſt und Winter benutzt werden ſollen, aber das ganze Jahr draußen bleiben, wie z. B. Schlagbäume, Prügelfallen, müſſen jetzt eingerichtet werden, damit ſie bis zum Herbſt den Schein der Neuheit verloren haben und dann nicht neue, fremdartige Gegenſtände bilden. Zu Anfang des Monats ſind ſpäteſtens auch die Jagdkanzeln, Schießhütten und Wildſchoppen wieder in Ordnung zu bringen oder dergleichen anzulegen. In Thiergärten öffne man nach der Mitte des Monats die Haferſtücke, die man nach acht bis vierzehn Tagen wieder ſchließt.

Juni.

Was vom Wilde im vorigen Monat noch keine Junge hatte, bekommt ſie jetzt gewiß; nur einige Raubvögel, auch die Wachtel, warten noch den Juli, letztere ſogar recht ſpät, ab. Des Jägers Schutz iſt daher jetzt dem edlen Wilde noch eben ſo nöthig, als im Mai, und die Verfolgung der Raubthiere iſt ziemlich gleich der im vorigen Monat;

doch wird man ſchon öfter Gelegenheit haben, die Jungen belauern zu können, da ſie ſchon kleine Ausflüge machen und außerhalb ihres Geburtsortes ſpielen. Dies gilt hauptſächlich von Orten, wo der Jäger ſonſt nicht ihrer habhaft werden kann, z. B. in Felſen u. dgl. Die meiſten Raubvögel haben in dieſem Monate Junge; doch äußerſt wenige der letztern können ſchon ſelbſt nach Raub ausfliegen, und die Jagd beim Horſt wird ziemlich ſicher zum Ziele führen. Kann man hinauf, ſo verſuche man, ob der Fang auf dem Bock gelingt und dann nehme man die Jungen aus. Auch auf dem Reiherſtand wird die Jagd nicht umſonſt angeſtellt ſein, und können Schießluſtige aller Art dabei ihr Vergnügen haben. Sonſt wende man für die Raubvögel die Tellereiſen an, für Weihen beſonders da, wo ſie Abends und Morgens ihren Strich haben. Den Habichtskorb richte man jetzt ein. Auch wo viel Kräben ſind, ſteuere man ſpäteſtens zu Anfang des Monats durch Erlegung der Jungen ihrer übergroßen Vermehrung. Wo Gänſe brüten, müſſen zu eben dieſer Zeit Schluppen in das Schilf gebauen werden, auf denen bei der Jagd künftig die überziehenden erlegt werden können. Eine ſolche Jagd iſt gewöhnlich in der letzten Woche des Juni die einträglichſte, weil ſpäter die jungen Gänſe ihre Flugbarkeit erlangt haben und davongehen. Es muß der Jäger alſo ſchon von der Mitte des Monats an die Gänſe genau beobachten, um den rechten Zeitpunkt nicht zu verſäumen. Merkt man in dieſer Zeit, daß die Jungen mit den Flügeln ſchlagen, ſo mache man Anſtalt, die Jagd darauf ſofort abzuhalten. Kann der Jäger eine junge lebende wilde Gans erlangen, ſo füttere er ſie ja auf, ſie kann ihm ſpäter als Lockgans dienen, und er wird mit ihrer Hülfe mehr erlegen, als ohne dieſelbe. Ebenſo ſoll er in dieſem Monat öfter die Plätze beſuchen, wo Enten gebrütet haben, denn gegen Ende des Monats werden bisweilen ſchon einige vorkommen,

die geſchoſſen werden können, wenige ſogar ſchon in der Mitte des Monats. Dies gilt jedoch hauptſächlich von ſolchen Enten, die auf Pfützen und kleinern Gewäſſern vereinzelt gebrütet haben. Auf großen Waſſern, wo nicht gerade der Gänſe wegen eine Jagd angeſtellt wird, laſſe man die Enten lieber bis Mitte nächſten Monats in Ruhe, man findet jetzt noch zu viel ganz ſchwache.

Soll vom Rothwild etwas ſterben, ſo ſei es ein Spießer oder Schmalthier; ſtärkere Hirſche ſchieße man frühеſtens gegen Ende des Monats; vom Damwild aber ſterbe nur Spießer oder Schmalthier. Der Rehbock iſt zwar ſchon recht gut, wird aber das Vergnügen nebenbei auch berückſichtigt, ſo ſchone man ſeiner bis zur Blattzeit. Sämmtliche andre Thiere aber, die nicht ſteter Verfolgung ausgeſetzt ſein ſollen, wie z. B. Kaninchen *), Raubzeug, Möven ꝛc., laſſe man noch völlig in Ruhe, wenn man, wie im vorigen Monat und den ganzen Sommer hindurch, nicht eine gewiſſe Sorte kindesmörderiſcher Raubmörder ausſchließen will. Bei dem Kaninchen wird man ſich hauptſächlich auf den Anſtand beſchränken müſſen. Wo Kraniche brüten und der Jäger Gelegenheit hat, in die Nähe des Brutplatzes zu gelangen, verſäume er Ende des Monats nicht, wenigſtens die Jungen zu ſchießen.

In Faſanerien kommen die Jungen aus und die eigentliche Zucht der jungen Faſanen beginnt, mit welcher der aufmerkſame Faſanenjäger nun 6 bis 8 Wochen lang vollauf zu thun hat.

Gegen Ende des Juni ſoll der Jäger auch ein genaues Verzeichniß

*) Den Kaninchen möchte ich faſt jede, ſelbſt mederirte Schonzeit abſprechen, denn dieſe müßte ſonſt eigentlich auch die ganze gelinde Jahreszeit hindurch dauern, und man würde ſie kaum dünne machen können. Mit einem Frett werden die Jungen allerdings mit umkommen, aber ſtundenlang kann man dann auch auf dieſes warten.

von ſämmtlichem Standwilde, als Roth-, Dam-, Reh- und Schwarzwilde, aufnehmen, was er bei einiger Aufmerkſamkeit recht gut wird bewerkſtelligen können, damit danach der Abſchußetat für das Jahr feſtgeſtellt werden kann. Auch ſoll er genau wiſſen, wo und was für Wechſelwild überzutreten pflegt, damit daſſelbe möglichſt zuerſt erlegt werden kann. Die Arbeit des jungen Leithundes wird bis zu Ende des Monats fortgeſetzt; auch ſoll der junge Schweißhund, wo ſich Gelegenheit bietet, gearbeitet werden, und kann dies ein junger Hühnerhund ſein, der voriges Jahr dreſſirt wurde, wenn man einen ſolchen zugleich als Schweißhund benutzen will. Im Thiergarten werden zu Ende des Monats die Haferſtücke dem Wilde völlig preisgegeben. Will man Kaſtraten erziehen, die das ganze Jahr gut bei Leibe ſind, ſo ſollen ſie jetzt kaſtrirt werden.

Juli.

Alle Raubthiere werden mit ihren Jungen nun ſchon den Geburtsort verlaſſen und ſie zum Raube anlernen, und ich möchte ſagen, von nun an bis zum Herbſt iſt die ſchwierigſte Zeit ihrer habhaft zu werden, wenn man ſie nicht durch Reizen, ſonſtige Liſt und durch Zufall fängt, herbeilockt und ſchießt.

Die ſtarken Rothhirſche fangen an feiſt zu werden, und iſt dieſer Monat, vornehmlich aber der folgende, die Zeit, wo die Jagd auf Feiſthirſche durch Pirſchgang, Anſtand und beſtätigtes Jagen betrieben werden ſoll. Hierbei kann nach Art der Jagd der Leithund und Schweißhund zeigen, was er gelernt hat. In der zweiten Hälfte des Monats beginnt auch die Brunſt der Rehe; der Bock iſt ganz vorzüglich, und in der Blattzeit iſt daher der Hauptabſchuß ſtärkerer Böcke zu nehmen, weil eben jetzt der Bock am beſten iſt, die Jagd ſelbſt zu den intereſſanteſten und ächt waidmänniſchen aller Rehjagden

gehört, und dauert diese Zeit bis gegen Ende des August. Vom Tamwild sollte man jetzt nur zum Abschuß einige Spießer und Schmalthiere nehmen, indem die beste Zeit stärkerer Hirsche noch nicht da ist. Von diesen 3 Wildarten sind auch jetzt Gelt-Thiere und Ricken zu schießen; man erkennt sie recht sicher, weil sie kein Kalb haben, zuweilen überschlägt aber ein Thier oder eine Ricke ein Jahr mit Setzen; wer also sein Wild genau kennt, lasse sie, wenn irgend Mangel an weiblichem Wilde ist, das erste Jahr leben, und schieße sie erst, wenn sie zum zweiten Mal gelte gehen. Es versteht sich wohl von selbst, daß unter diesen Umständen kein Schmalthier geschossen werden darf. Sauen, vornehmlich solche, welche nur herüberwechseln, weil das Revier sich nicht für sie schickt oder zu klein ist, sind, wenn gleich ihre beste Zeit noch lange nicht da ist, im Juni, Juli und August besonders zu beunruhigen und zu schießen, weil sie jetzt besonders gern in die reifenden Felder kommen und beträchtlichen Schaden anrichten. Der Juli ist die eigentliche Jagdzeit auf junge Flucht- und alte Mauserenten. Kleine Gewässer, wo nur ein oder einige Schoof liegen, kann man vielleicht auch mit einem oder zwei Hunden absuchen, auf größern sucht man entweder mit einem Kahne in den Gelegen umher zu fahren oder eine große Jagd anzustellen. Wer eine solche Jagd aber arrangirt, habe genau Acht auf das Placiren der Kähne und Schützen, und niemals darf hier, noch weniger als bei der Landjagd, jemand seinen Platz verändern oder in einer andern Richtung schießen, als ihm vorgeschrieben worden; denn sonst kann solche Entenjagd zu gefährlich werden. Wo viel Enten sind, werden Menschen und Hunde gewöhnlich hitziger, als auf einer andern Jagd. Gegen Ende des Monats, wenn die jungen Enten schon ganz flugbar sind, liegen sie auf nassen, überschwemmten Wiesen mit hohem Grase, und man badet darin mit lohnendem Erfolge umher. Zu eben dieser Zeit wird

man auch den zum zweiten Mal brütenden Tauben die Jungen ausnehmen können und alle übrigen Jagdmethoden auf sie beginnen.

Anfangs des Monats soll die Stubendressur mit jungen Hühnerhunden begonnen werden, damit sie zur Hühnersaison abgeführt werden können.

August.

In Betreff der Raubthiere gilt so ziemlich alles, wie es im vorigen Monat gesagt wurde. Die eigentliche Feistzeit des Rothwildes beginnt in diesem Monate, daher die Jagd auf dasselbe betrieben werden soll. Auch des Rehbocks Brunst und Blattzeit ist in voller Glorie und der Damhirsch fängt an feist zu werden. Des Jägers Pflicht ist es, den Stand und Wechsel dieser Thiere genau zu erforschen, denn es gereicht ihm zum Ruhme, Vortheil und zur Ehre. In der letzten Hälfte des Monats kann man schon einige Kälber vom Roth-, Dam- und Rehwilde schießen, wenn der Abschußetat auch auf solche gesetzt ist; früher aber nicht, da es der Mutter schaden kann; noch viel weniger soll ein altes Thier vor der Brunst vom Kalbe genommen werden. Die Enten müssen fleißig beobachtet werden, um die besten Flecke für eine Jagd ausfindig zu machen, und wenn sie anfangen des Abends zu ziehen, passe man auf, wo ein guter Zug ist und wo sie einfallen, um danach seine Maßregeln treffen zu können. Auch richte man an solchen Orten bei Tage, wenn es geht, verborgene, möglichst bequeme Sitze ein. Oft wird man den Zug im Kahne abwarten müssen; man besorge also, daß ein bequemer Kahn zur Hand sei. Ferner ist die Taubenjagd fleißig zu exerciren, und wo die Brutschneyse geblieben ist, ist sie zu Anfang dieses, meist schon zu Ende des vorigen Monats aufzusuchen und zu schießen. Etliche Voll Hühner sind in der letzten Hälfte des Monats schon werth

beſchoſſen zu werden, wobei man den jungen Hühnerhund abführen kann, ſpäter wird man ausnahmsweiſe einen jungen Haſen vor ihm ſchießen können. Junge Trappen liegen mit den Alten in den Getreidefeldern; zwiſchen dieſen in den Rainen und Waſſerfurchen gehe man daher und laſſe den Hühnerhund ſuchen, um die aufſtehenden Trappen zu erlegen. Die Kiebitze werden mit ihren Jungen in größeren oder kleineren Scharen jetzt oft in den Kartoffelfeldern, in der Nähe von Waſſer und Bruch liegen, und dieſen ſchönen Braten laſſe man ſich nicht entgehen. Regenpfeifer berücke man durch den Gebrauch der Lockpfeife. Die großen Brachvögel beginnen mit andern ihren Herbſtzug, und wo man ihrer habhaft werden kann, verſäume man es nicht. In Thiergärten ſoll ein Acker mit Staudenroggen, ein andrer Theil mit Rapps beſäet werden. Junge Windhunde ſollen mit Anfang des Monats ſtrickbändig gemacht werden. Außerdem äſte der Jäger die Tohnenſteige aus, verfertige Tohnen und Schlingen und bereite den Tohnenſteig vor. Auch ſammle er Beeren und lege ſie auf einen luftigen Boden.

September.

Jede Jagd iſt offen; doch ſollten billigerweiſe alte Häſinnen vor dem erſten October nicht erlegt werden, junge und alte Rammler aber

kann man auf der Suche hegen und ſchießen, auch den Anſtand des Abends frequentiren, der gerade jetzt wegen der noch ſchönen Tage, und weil der Haſe noch früh austrückt, ſehr angenehm iſt. Das Rothwild ſollte wegen der Brunſt gar nicht beunruhigt werden: Kälber und allenfalls ein Spießer ſind höchſtens zu ſchießen. Dagegen iſt jetzt die eigentliche Feiſtzeit des Tambirſches und daher die lohnendſte Jagd auf ihn; auch Kälber vom Dam- und Rehwilde liefern einen guten Braten, ohne daß das Wegnehmen derſelben von der Mutter dieſer etwas ſchadet. Das eßbare Federwild iſt jetzt oder wird ſehr bald ganz beſonders gut, daher man auf die Habhaftwerdung denken ſoll. Bei den Trappen beobachte man den täglichen Strich, und ſtelle ſich Morgens und Abends da an, wo ſie vorüberziehen. Dieſe Jagdmethode dauert bis zum Frühjahr, iſt auch wohl ziemlich die ſicherſte, denn das Anſchleichen möchte nicht oft gelingen. Die Jagd auf Haſelhühner iſt bis weit in den October hinein eifrig zu betreiben; ſie ſind jetzt in ſtarken Ketten beiſammen, halten gut und ſind fett. Man lockt ſie auch durch das „Spiſſen", wie die Regenpfeifer durch die Lockpfeife. Der September iſt gewöhnlich die eigentliche Hühnerſaiſon, nur ungünſtige Jahre verzögern ſie zuweilen bis in den October; die Wachteln ſind außerordentlich fett, daher ſind auch ſie zu erlegen, da ſie ſonſt bald abziehen. Die Waldſchnepfe fängt auch ihren Rückzug an, der oft bis ſpät in den November, ja bis in den December, je nach der Witterung dauert. Suche und, wo lohnender Erfolg erwartet werden kann, Treibjagd werden dieſe beliebten Vögel in die Gewalt des Jägers bringen. So auch kommen die Sumpfſchnepfen zurück und verſprächen eine reichere Beute, wenn im Frühjahr nicht ſo viel todtgeſchoſſen würden. Die Lerchen ſind gleichfalls fett und liegen in großen Scharen beiſammen; ihr Fang iſt von Mitte September bis in den October zu betreiben. In

Thiergärten ſoll der Jäger die heftigen Kämpfe der Rothhirſche zu vermeiden ſuchen und ſchwer verwundete todtſchießen. Außerdem ſollen jetzt die Saufinder leinenfährig und auf Sauen rein gemacht werden. Zu Ende dieſes oder zu Anfang des künftigen Monats müſſen, wo ſpäter Hafentreibjagden abgehalten werden ſollen, die Schießlöcher für die Schützen auf den Feldern, ſollen im Walde Treibjagden ſtattfinden, hier die Schirme vor den Ständen der Schützen eingerichtet, und die überhängenden, hindernden Aeſte abgeſchnitten werden. Bei den Dachsbauen, wo man im Herbſt ihre Bewohner zu ſchießen gedenkt, richte man die Kanzel ein, und bei Fohnenſteigen die Schlagbäume für Marder.

October.

Geſellſchiere und Geſellrichen fangen nun an beſonders gut zu werden; ihre eigentliche Feiſtzeit iſt Ende dieſes oder im nächſten Monat. Vom Damwild ſollten aber von der Mitte des Monats an nur Kälber oder Spießer geſchoſſen werden, weil da die Brunft beginnt. Die Rehböcke ſind auch wieder ganz gut und ſind bis gegen Weihnachten zu ſchießen. Die eigentliche Sau-Saiſon fällt auch in dieſen Monat, da die Feiſtzeit der Sauen beginnt; lohnend wird ihre Jagd, wenn es nicht auf Ausrottung dieſes Wildes abgeſehen iſt oder

ſein muß, nur bis gegen Weihnachten ſein. Hühner werden gewöhnlich nicht mehr recht halten, doch wird die Schnepfenjagd noch lohnend betrieben werden können, und die Pulvannenjagd auf Birkhühner fällt in dieſen Monat, wie auch der Beginn der Faſanenjagd. Die Haſen können von jetzt ab beſchoſſen werden, doch mit Treibjagen warte man lieber, bis Froſt eintritt, und fällt die beſte Zeit dieſes Wildes in den December und Januar. Treibjagen auf Füchſe aber werden in Dickichten nicht ohne Erfolg bleiben. Von der Mitte des Monats bis in den Februar kann das Arettiren der Kaninchen wieder betrieben werden, da man keine Jungen mehr vermuthen kann. Der October, höchſtens bis in den Anfang des November iſt die Zeit, in der die Dachsjagd betrieben werden ſoll, indem jetzt Alles an dieſem Thiere im beſten Zuſtande iſt. Soll ein Droſſelherd angelegt werden, ſo muß man in dieſem und dem nächſten Monate den Strich der Vögel beobachten, um den beſten Fleck auszumitteln, ſonſt aber ſind dieſe beiden Monate, beim Dohnenfang ſelbſt bis tief in den December hinein, die beſte Jagdzeit, denn die Wachholderdroſſel bleibt oft den ganzen Winter hier. Von Ende des Monats an bis in den December iſt die Fangzeit der Hühner, wenn man ſie den Winter über in der Grube füttern will. Die überflüſſigen Hähne können dabei förmlich auf die Maſt geſtellt werden, damit man im Winter auch fette Hühner habe. Auch kann man dieſe Hähne allein behalten, die übrigen Hühner gleich wieder paarweiſe ausſetzen und ſie im Winter an geeigneten Orten mit Weizen, Buchweizen, Heidekorn, Dinkel ꝛc. füttern. In Thiergärten ſoll gegen Ende dieſes oder zu Anfang künftigen Monats dem Wilde der im Auguſt geſäete Roggen preisgegeben werden. Sonſt ſammle der Jäger Eicheln, Buchnüſſe, Kaſtanien, ſtreue ſie auf luftigen Böden gut auseinander und ſchütte ſie oft um, damit er ſpäter eine gute Fütterung habe; auch ſorge er

für Kartoffeln und Hafergarben. Füchſe werden auch gebeizt; die Heberhüttenjagd wird exercirt.

November.

So ſchwierig vom Juli an es war, des vierläufigen Raubzeuges durch Fang-Apparate habhaft zu werden, ſo beginnt mit dem November die eigentliche Fangzeit, und um ſo emſiger und thätiger ſoll der Jäger nun wieder auf deſſen Vertilgung denken. So ſollen zu Anfang des Monats die Herbſt-Fangplätze auf Füchſe, gegen Mitte oder Ende die Winter-Fangplätze eingerichtet werden. Alle Eiſen, Fallen und ſonſtigen Fangapparate prüfe man möglichſt gleich am erſten des Monats noch einmal, damit ſie auf der Stelle gebraucht und angewendet werden können. Dieſe Fangzeit dauert dann bis zum Februar, weil ſich ſpäter höchſt ſelten einmal etwas in ſolchen Fallen fangen wird. Der Otter beſte Fangzeit fällt aber, wie erwähnt, in den April und Mai. Sobald es friert und die Brücher halten, ſollen ſie gleich auf Füchſe abgetrieben werden; werden ſie ſpäter gerührt, ſo vor dem Rohren gewiß noch einmal. Das Damwild iſt in der Brunft, und ſollte daher billigerweiſe nicht beunruhigt werden; Kälber und Spießer können aber von allen Wildarten geſchoſſen werden. Die Brunftplätze des Damwildes ſollen aber nebſt ihren Umgebungen vor allem Lärm bewahrt werden. In dieſem Monat ſind alte Thiere von Roth- und Damwild beſonders gut; nach der Brunft ſind Gelttbiere, auch, wenn es ſein muß, alte Thiere zu erlegen. Bei Plattfröſten ſind auch Treibjagen auf Haſen zu halten, die indeß bei nicht hohem Schnee im December und Januar am beſten ſind. Auch die Saujagd iſt, wie ſchon erwähnt, bis nächſten Monat eifrig zu betreiben. Die Dachsjagd ſoll aber auf-

hören. Giebt es eine Neue, ſo ſoll jedes andre Raubthier ausgemacht, nächſtdem ausgehetzt, ausgeräuchert, gehetzt und erlegt werden, und ſo den ganzen Winter hindurch, und ſoll man ſich nicht allein auf das Fangen verlaſſen, ſondern jedes Mittel zur Verminderung ergreifen. Junge Finder ſollen jetzt ſpäteſtens bei der erſten Neue auf Sauen gearbeitet werden. Gegen Ende des Monats bringe man die Holzhauerei in Gang, damit ſich das Wild an den Knospen und der Rinde äſen könne. In Thiergärten muß ſchon die regelmäßige Winterfütterung beginnen, die täglich in Heu und dann abwechſelnd in Kartoffeln, Eicheln, Bucheln, Kaſtanien, worunter wöchentlich etlichemal etwas Salz gemiſcht wird, beſteht. Die Gänſejagd kann fleißig betrieben werden.

December und Januar.

Wir faſſen dieſe beiden Monate zuſammen, weil ſie wenig oder kaum einen Unterſchied im Jagdbetriebe bieten.

Die Saujagd ſollte nicht allzu lange mehr betrieben werden, wenn es nämlich nicht auf Ausrottung dieſer Wildart abgeſehen iſt, da ſie anfängt zu rauſchen. Vom übrigen eßbaren Wilde iſt der Etat möglichſt abzuſchießen, wenn nicht einige Stücke zu ſpäterhin aufgehoben werden ſollen. Bei hohem Schnee aber, vornehmlich wenn er durch Thauwetter und darauf folgenden Froſt eine Eisrinde erhalten hat, ſoll man auf dies Wild gar keine Jagd anſtellen, es möglichſt gar nicht beunruhigen, ſondern ihm durch geeignete Fütterung in der Nähe ſeines Standes im Stangenholze zu Hülfe kommen, weil erſtens ſonſt die Wildbahn ruinirt ſein kann, und zweitens das Holz vom Wilde ſo ſtark verbiſſen wird, daß der Schaden recht fühlbar werden kann und jedenfalls weit größer iſt, als die Koſten,

weiter eine Abänderung vorschlägt, die wieder jenen Übelsten bei schlechter Witterung der Lederriemen und Quasten verhindert. Diese feinen Einschnitte teilen man jetzt auch Hauben ein, wie überhaupt von der Brauch an, auch diese Hüllen mehr schützen. Bei schlechtem Wetter aber darf Falkenmeister jene Art Kappe zu tragen, der Freude der Jagdfalken nicht manchen verschlechtern Kameraden erhalten und treuen lernen. Manche Jagen gern auf den Falken, auf Wiesen machen; diese Jagd, wie die auf wilden Schweine, belohnt sich durch die schönen Passionen. Ist der Wiesen nicht zu hart und kurz, so darf die Haube jetzt nur wenden, haben die Jagd die Lederriemen; bei Mangel aber hüllen auch die Kappe gewöhnt und mit Kettchenriemen, Glöckchen, Ring, Haken- und Wirbelchen, Riemen, gräulich Taubhülsen, und die Wagen, Decken- und Fangriemen, die man vorher zu Hause in Ordnung legt, gerüstet werden. Zuvor aber versuche man sich und Vorgehen nicht, die bei einer Reise entbehrlich, wie man es sie bei Mustern und vergleichen Handlungen unterlassen soll, um für zu eilen. Ist Beute eine Krähe zu Pferd in die Luft aufsteigen, so beize man sie auf, beim Reiterwerden lasse man im Hauch seiner Mühe, verwehle, jeder aber unter den sind. Fliehe, Halten, Lerz: anzuwendende Jagdgewohnheit stehen überall wieder, wie jeweilig Handlung, vorläufig eine Regel, in die Gewalt des Meisters zu bringen. Auch lehre man Wilde und Lüfte an, um sie zu verwöhnen. Nicht schwer hängt der Pferdewarter an zu singen: ist sein Pferdeeil auch so steile, so darf er doch nicht zur Jagdzeit seine Stelle. Auch Hund und Pferd, die sich in die Nähe von Gefährten gewöhnt haben müssen, überlebe man nicht und lasse sie, wo man kann. Krähen und Elstern lasse man durch Steinschleudern in die Nähe von Gefährten und reize sie, lange sie auch mit Pfeilschüssen, insonderheit mit Pfeilen u. schießen, denn die Krähenhütte kann man mit

Beginn des Novembers ſchließen, und wird der Aufenthalt im ſelbigen von der Zeit an auch weder ſehr angenehm, noch, wenigſtens auf Raubvögel, recht lohnend ſein, wenn nicht der rauhbeinige Buſſard in großer Zahl uns beſucht, der eifrig auf den Uhu ſtößt, von dem es übrigens noch unentſchieden iſt, ob ſeine Schädlichkeit oder Nützlichkeit überwiegend iſt.

Alex. v. Schmerling-Diringshofen.

Der Fuchs.

Die Füchſe ſind der Hühner Feind,
Fuchsſchwänzer großer Herren Freund.
Der Jäger wird den Tod der armen Hühner rächen'
Fuchsſchwänzern der Teufel die Hölle zerbrechen!

Döbels Jägerpraktik

— Meiſter Reinecke Fuß, Du Sinnbild ſchleichender Argliſt,
Schrecken des ehrlichen Lampe, des frommen Grenzgrößgrils
Tückiſcher Mörder — verhaßt und doch willkommen dem Waidmann.

a. Wolfsangers.

Reinecke, Schalk und Böſewicht,
Wer liebt Dich nicht und haßt Dich nicht,
Beides in einem Athem!

H. Laube, Jagdſonett.

Nur wenige meiner Leſer werden mir widerſprechen, wenn ich ſage: Der Fuchs iſt das intereſſanteſte Jagdthier. Wer Gelegenheit hat, alle Arten von Wild zu ſchießen, wer nicht mehr durch den Anblick eines ſtarken Hirſches oder Hauptſchweines bewegt wird, fühlt dennoch etwas ganz Eigenes, wenn Meiſter Reinecke ſein liſtiges

Ungilda
DRESDEN

Geſicht aus dem Dickicht ſichernd hervorſtreckt. Der Schuß, welcher einen Wolf niederwirft, iſt gewiß ein erfreulicher; allein dennoch erweckt der Anblick dieſes feigen und gefährlichen Räubers bei dem Jäger bei Weitem nicht ſolche Aufregung, als der Anblick eines Fuchſes. Der Wolf wird als roher Verwüſter unſerer Wildbahn bitter gehaßt; der Fuchs ebenfalls, aber es geſellt ſich bei ihm zum Haſſe noch ein anderes Gefühl, welches ſchwer zu definiren iſt und welches faſt an Zärtlichkeit ſtreift, ſo paradox das auch klingen mag. Der Fuchs verwundet uns in unſern kleinen Liebhabereien weit empfindlicher als der Wolf; er vernichtet unſre Hoffnungen für die Hühnerjagd, für die Faſanenjagd. Der Wolf holt doch manchmal noch ein Schaf, ein Schwein oder ein Pferd; aber der Fuchs iſt Gourmand durch und durch: er lebt am liebſten von Wild, und beſonders ſcheint Geflügel ſeine Leidenſchaft. Er ſtiehlt freilich auch häufig dem Bauer ein Huhn; dann muß aber der Hof ſehr ſchlecht bewacht, oder die Gegend ſehr wildarm ſein. Iſt Letzteres nicht der Fall, ſo wird er ſich wohl hüten, denn erſtlich weiß er, daß ein ſolcher Raub ſehr viel Eclat macht, und dann lauern in der Nähe der Höfe auch allerlei Gefahren auf ihn. Zu ſeinem unendlichen Bedauern kann er ſeiner Fährte die ſtarke Witterung nicht nehmen, ſo leiſe er auch auftritt, und die wachſamen Hofhunde erheben einen Mordſpectakel noch einige Stunden nach ſeinem Beſuche. Das tragiſche Ende eines ſeiner intimſten Freunde, welches auf dem beifolgenden ſchönen Stahlſtiche abgebildet iſt, ſchwebt ihm noch zu lebhaft vor Augen; er hat die ſchauderhaften Folgen des Hausdiebſtahls aus Erfahrung kennen gelernt und ſich den Spruch in ſein Gedenkbuch geſchrieben: „Wer ſich unnütz in Gefahr begiebt, kommt oft darin um.“ — Im Wald und im Feld iſt er dagegen ſicherer. Dort bricht ſich der Wind nicht an den Gebäuden und macht ſeine feine Naſe

nicht confus: dort kennt er jedes gewöhnliche Geräusch und kein fremdartiger Laut geht ihm verloren. Endlich iſt dort ſeine Feſtung, oder wenigſtens irgend ein einzelnes Fort in der Nähe, in welches er ſich bei dringender Gefahr zurückziehen kann. Aus dieſen Gründen widmet er ſich faſt ausſchließlich der Jagd und wird unſer gefährlichſter Nebenbuhler, gegen den wir eine um ſo ſtärkere Malice haben, als wir ihm eine bei Weitem größere Geſchicklichkeit in der Jagd als uns ſelbſt einräumen müſſen. Wir brauchen einen großen Apparat zur Jagd; Herr Reinecke dagegen iſt Jäger, Hund und Flinte in einer Perſon; höchſtens aſſociirt er ſich mit einem geſchickten Kameraden zu einem Conte-Metageſchäft. Ein franzöſiſcher Jagdſchriftſteller, Valmont de Bomare, ſagt: „Wenn der Wolf dem Bauer ſchadet, ſo ſchadet der Fuchs dem Edelmanne noch mehr.“ und können wir heutzutage ſtatt Edelmann wohl Jäger ſetzen.

Wie groß der Reiz iſt, einen Fuchs zu ſchießen, geht daraus hervor, daß in manchen Gegenden die Füchſe auf das Sorgfältigſte gehegt werden und ihnen alles andere Wild preisgegeben wird, worauf wir ſpäter zurückkommen.

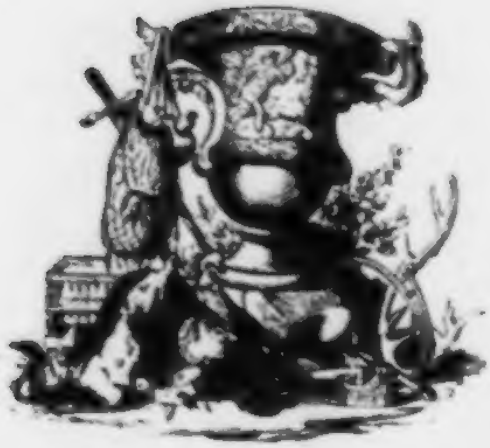
Doch ich darf den Fuchs nicht allein als Schießjäger betrachten: für den Parforcejäger iſt er vielleicht noch bei Weitem intereſſanter und die Zärtlichkeit deſſelben gegen ihn noch viel größer, denn der Parforcejäger hat keinen Grund, ihn zu haſſen, da er von vornherein alles andre Wild nur als Nahrungsmittel für ſeine geliebten Füchſe betrachtet, die ihm die Wonne der halsbrechenden Fuchsjagd verſchaffen. Und in der That gewährt eine ſolche Jagd einen ganz eigenthümlichen Genuß. Alle Lebensgeiſter ſind aufgeregt, alle Fähigkeiten in Anſpruch genommen: Muth, Gewandtheit und Entſchloſſenheit ſind dazu erforderlich: ein feiger Menſch wird nie ein

guter Fuchsjäger ſein. Und welche Luſt iſt es, durch Wälder und Auen auf ſchnellfüßigem Roſſe den Hunden zu folgen!

— — — — — Kein Hügel iſt
Da ohne Leben! Reiter, Läufer eilen;
Die Erde ſauſ't, von Muth und Kraft und Luſt,
Vom Jubel aufgeſchreckt! Signale ſchallen,
Und Echo mit der ſtets willkomm'nen Zunge
Verpflanzt den frohen Lärm! Jedwed Geſicht
Iſt ſeines Nachbars Spiegel; — Freude ſieht
Sich ſelbſt und wird nur freud'ger bei dem Anblick!
Und zehnfach bricht ſie aus, lacht wie ein Kind,
Möcht' gleich ihr Herz verſchenken: 's iſt ſo frei!
Möcht' keiner Krone Glanz: ſie iſt ſo reich!
Reicht lieber ihre Hand und ſchwört, ſie habe
Erſt jetzt gelernt, was wahres Leben ſei.

(Sheridan Knowles Liebesjagd.)

Nach all dem Geſagten mag es denn gerechtfertigt erſcheinen, wenn es überhaupt der Rechtfertigung bedarf, daß ich die Galleric von Jagdbildern, welche ich den Sportsmen nach und nach in dieſem Almanach vorzuführen gedenke, mit dem Fuchſe beginne. Es iſt über Meiſter Reinecke ſehr viel geſchrieben worden und für den alten erfahrnen Jäger werde ich ſchwerlich noch Neues bringen können: allein dieſer mag damit zufrieden ſein, wenn er durch mich ſeine Erfahrungen beſtätigt findet; der junge Jäger und der Jagdliebhaber wird noch manches erfahren, was er bisher nicht wußte.



Der Fuchs gehört zum Hundegeſchlecht und hat in allen Zonen Stammverwandte und Vettern. Wie die Juden iſt er über die ganze Erde ausgebreitet, und wie bei dieſen iſt auch der Grundcharakter überall derſelbe, wenn auch Sitte und Tracht nach den verſchiedenen Ländern, in denen er lebt, verſchieden ſind. Die ausländiſchen Herrn Füchſe intereſſiren uns jedoch hier nicht, da wir nicht mit ihnen zuſammentreffen. Sollten wir auch ihre Gewohnheiten und Kniffe noch ſtudiren, ſo würde unſer ganzes Leben dazu nicht hinreichend ſein. Uebrigens könnte ich auch nicht aus Erfahrung ſprechen und müßte mich auf die Erzählungen von Reiſenden und Naturforſchern verlaſſen. Dieſe Herren Gelehrten erforſchen allerdings ſehr viel, allein meiſtens das nicht, was den Jäger beſonders intereſſirt. Bleiben wir alſo bei unſerm Landsmann, dem ſogenannten gemeinen Fuchs (Canis vulpes) ſtehen.

Die äußere Geſtalt des Fuchſes zu beſchreiben, würde hier wohl eine überflüſſige Mühe ſein; ich darf vorausſetzen, daß ihn jeder meiner Leſer von Anſehen kennt. Seine ſpitze ſchwarze Naſe, die

ſchräggeſchnittenen Augen und aufrecht ſtehenden Ohren geben ihm ein ſehr liſtiges Anſehn, wie denn überhaupt ſein ganzer Bau, jede ſeiner Bewegungen den gewandten und geſchickten Jäger verkündet. Die Natur hat ihn zu unſerm Verdruſſe mit allen Eigenſchaften uns zu ſchaden vortrefflich ausgerüſtet. Sein Gehör iſt ſehr fein; aber noch feiner ſeine Naſe, und ſein Gebiß iſt ſchärfer, als es manchem Jäger lieb iſt, deſſen Erdmann er übel zurichtete. In der obern Kinnlade hat er ſechs beſonders große und ſpitzige Vorderzähne und auf jeder Seite ſechs Backenzähne. Ebenſoviel Vorderzähne hat er in der untern Kinnlade, aber zwei ſtumpfe Backenzähne mehr. Zwei der obern Vorderzähne ſind beſonders groß und gekrümmt; auch ſtehen ſie vor den andern etwas vor, wodurch eine Lücke entſteht, in welche die untern Zähne genau paſſen.

Die Länge eines ausgewachſenen Fuchſes beträgt etwas über zwei Fuß; der Schwanz iſt aber allein einen Fuß vier Zoll lang. Die Höhe beträgt einen Fuß und zwei Zoll. Viel größere Füchſe ſind eben nicht häufig, doch kommen mitunter wahre Rieſen vor. So wurde im Winter 1831 im Braunſchweigiſchen (Jagdrevier Evesen, Oberforſt Königslutter) bei einer Treibjagd ein männlicher Fuchs geſchoſſen, der nicht weniger als fünf Fuß zwei Zoll Braunſchweiger Werkmaß von der Naſenſpitze bis zur Schwanzſpitze lang war. Höhe und Gewicht wurden leider nicht ermittelt. Madam iſt etwas kleiner als der Herr Gemahl; ihre Kehle fällt mehr ins Weißliche und erſcheint ihr Kopf etwas ſpitziger, ſo daß ſie noch liſtiger ausſieht, als der Fuchs, den ſie auch in der That an Klugheit und Liſt übertreffen ſoll.

Die Farbe des Fuchſes iſt eben — fuchsfarben, oder fuchsroth. Dieſes Roth iſt aber ſelbſt bei unſern Füchſen verſchieden und hat dies die Jäger veranlaßt, ſie in zwei beſondere Klaſſen zu theilen:

in Birkfüchſe und Brandfüchſe (Canis alopex). Erſtere haben einen mehr ins Gelbe fallenden, ſchöneren Balg und eine weiße Kehle und weiße Schwanzſpitze. Die Brandfüchſe dagegen ſind dunkler, gewöhnlich auch etwas kleiner und haben eine blauſchwarze Kehle und Schwanzſpitze. Manche Jäger und Naturforſcher ſind der Meinung, daß beide verſchiedene Abarten wären; allein dies iſt falſch. Die jüngeren Füchſe ſind Brandfüchſe, die älteren Birkfüchſe. Ganz alte Füchſe bekommen eben ſo gut graues Haar wie die Gentlemen, welche ſie jagen. Da Reinecke niemals einen Paß bei ſich hat, wenn man ihn erlegt, ſo hat man ſein Alter noch nicht genau ermitteln können, und von gefangenen Füchſen auf die in der Freiheit lebenden zu ſchließen, möchte wohl leicht ein irrthümliches Reſultat geben. Gewöhnlich nimmt man an, daß der Fuchs ein Alter von vierzehn bis funfzehn Jahren erreicht.

Nicht ſelten findet man auch Füchſe, die ein ſchwarzes Kreuz auf dem Rücken haben; man nennt ſie Kreuzfüchſe (V. crucigera). Sogar ſchwarze, ſcheckige und weiße Füchſe werden hin und wieder geſchoſſen; doch ſind die letzteren Albinos. Im hohen Norden kommen dieſe bei uns ſeltneren Farbenvarietäten häufiger vor. So giebt es in Kamtſchatka Füchſe, die einen wunderſchönen röthlichen Balg haben und die man Feuerpelze nennt. Seltener und geſchätzter ſind die ſilbergrauen, deren Haarſpitzen weiß ſind. Schwarze und geſcheckte findet man beſonders auf den Fuchsinſeln zwiſchen Aſien und Amerika. Die Haarſpitzen der erſteren ſind weiß, jedoch Schwanz, Ohren und Schultern ganz ſchwarz. Da auf den größten Pelzpoſten jährlich höchſtens fünf bis ſechs ſolcher Füchſe gefangen werden, ſo ſind ihre Bälge außerordentlich theuer.

Wozu dem Fuchſe eigentlich die Viole dient, hat man noch nicht ermitteln können. Es iſt dies ein etwas hellerer Fleck oben

auf dem Schwanze, etwa anderthalb Zoll von der Wurzel deſſelben. Hier befindet ſich eine Drüſe mit einer fettigen Subſtanz, die höchſt angenehm riecht, meiſtens nach Veilchen oder Weihrauch. Wenn der Fuchs verwundet wird, dreht er ſich oft pfeilſchnell nach ſeinem Schwanze um und ſcheint hinein zu beißen. Dies bringt auf den Gedanken, als habe ihm die Natur in dieſer Viole ein ganz beſonderes heilkräftiges Stärkungsmittel beſcheert.

„Ganz den raffinirten Hülfsmitteln der Diplomatie gemäß führt Reinecke ſtets für den äußerſten Fall einen Flacon bei ſich. Iſt er zu hart bedrängt, und wird ihm ſchlecht, ſo riecht er daran, um ſich augenblicklich zu ſtärken. Es iſt dies ein Bläschen auf dem Schwanze, was nach Weihrauch duftet, oder veilchenartig und nach Tannenharz, wo der Weihrauch nicht zu Hauſe iſt.“

(H. Laube, Jagdbrevier.)

Selbſt erfahrne, alte Jäger hörte ich ſchon oft die Exiſtenz dieſer Viole abläugnen, obgleich ſie ſich davon doch bei jedem geſchoſſenen Fuchſe überzeugen können, wenn ſie nur ſorgfältig oben auf dem Schwanze und nicht etwa unter demſelben ſuchen, denn da riecht es freilich nicht nach Veilchen.

Der Geruch des Fuchſes iſt überhaupt nichts weniger als angenehm und zur Ranzzeit ganz unerträglich. Er wird dann oft ſo ſtark, daß man es mit höchſt eigener Naſe riechen kann, wenn ein Fuchs mit dem Winde herantrabt. Vielen Hunden iſt dieſe Witterung ſo unerträglich, daß ſie um keinen Preis einen verendeten Fuchs anfaſſen, ſelbſt wenn ſie ihn in der Hitze der Jagdluſt todtgebiſſen und auch apportirt haben. Anderen Thieren ſcheint dieſer Geſtank des Fuchſes eben ſo widerwärtig, und weiß Meiſter Reinecke dieſe ſeine unſaubere Eigenſchaft vortrefflich zu ſeinem Vortheil zu benutzen.

„ — Es iſt erſtaunlich, wie reich er an Combinationen iſt, ſobald ihm irgend etwas bedenklich vorkommt, oder ſobald er etwas braucht, und wie alles Genie doch zu faul iſt, es ſelbſt zu beſorgen. Zum Beiſpiel: einen Bau anlegen! Dazu gehört mehr Fleiß als Talent, und da iſt ja Grimbart der Dachs, dieſer häusliche, ordentliche Bürger, der ſeine Wohnung mit aller Sorgfalt zurüſtet und mit allem Comfort ausſtattet. Wackerer Grimbart! Was thut Reinecke? Er weiß, daß Grimbart pedantiſch reinlich iſt, und ſo geht er hin und legt ihm Geſchmier und Geſtank in den Bau. Wenn der Dachs dies findet, iſt er außer ſich und betritt eine dergeſtalt verunreinigte Wohnung nicht wieder. Reinecke bezieht ſie lächelnd, lächelnd über Vorurtheile, und ſo hat er Zeit, humoriſtiſch umherzuſchlendern" (H. Laube, Jagdbrevier.)

Wenn der Fuchs von den Hunden verfolgt wird, löſ't er ſich häufig und Manche glauben, dies geſchehe abſichtlich und mit Ueberlegung, um durch den abſcheulichen Geſtank die Hunde von der Verfolgung abzuhalten. Gaſton de Phébus, der berühmte Jagdſchriftſteller, theilt dieſen Glauben ebenfalls; er ſagt: „Si levriers le courent, le dernier remède qu'il a, s'il est en plein pays, il conchie volontiers levriers afin qu'ils le laissent là par la puanteur et ordure.*) So viel Liſt ich nun auch dem Fuchs zutraue und ſo überraſchende Beiſpiele ich ſpäter davon erzählen werde, ſo glaube ich doch nicht zu irren, wenn ich das Löſen in ſolchem Falle ganz einfach der Furcht zuſchreibe. Der Fuchs iſt, wenn es ſein muß, zehnmal tapferer als der Wolf; allein wo gegründete Urſache zur Furcht vorhanden iſt, da fürchtet er ſich eben. Wie mancher wackere

*) Le Miroir de Phebus des deduicts de la chasse.

Soldat, der ſich wie ein Löwe ſchlug, mußte beiſeit gehen, wenn die Kanonen zu brüllen begannen! Furcht haben iſt noch lange keine Feigheit.

Die Lunge des Fuchſes iſt ſehr groß; daher ſeine Ausdauer im Laufen. Seine Geruchsnervenhaut iſt, wenn man ſie entfaltet, von einem ſehr beträchtlichen Umfange, und ſeine Naſe denn auch ganz vorzüglich. Von ſeinem Magen gilt daſſelbe. Dieſer iſt mit ſehr ſtarken Häuten verſehen und Indigeſtionen mögen bei ihm ſelten vorkommen, wenn er auch in der Zeit der Noth manchmal gezwungen iſt, mit ſehr ſeltſamer Koſt vorlieb zu nehmen. Sein Mahl wird ihm aber nicht durch Aerger verbittert. Nicht etwa als ob er dazu nicht eben ſo viel Grund hätte wie ein anderer Familienvater, nein weil er eben kein Talent zum Aerger hat. Er ärgert nur Andere, ſich niemals, oder nur in ſeltenen Fällen, wie ſeine ganz auffallend kleine Gallenblaſe beweiſt.

Die Fährte des Fuchſes gleicht der eines Hundes von mittlerer Größe. Wenn er vertraulich dahin trabt, ſo ſchnuret er ſehr gerade, indem er den etwas kleineren Hinterlauf ſehr geſchickt in die Spur des Vorderlaufes ſetzt. Wird er aber verfolgt, dann giebt er dieſe künſtliche Gangart auf und greift weiter auseinander. Im langſamen Gange ſegt ſeine lange, buſchige Ruthe, die man auch Lunte und Standarte nennt, den Boden. Im Laufen dient ſie ihm gleichſam als Balancirſtange und Ruder und iſt gerade ausgeſtreckt. Schleudert er aber die Standarte hoch in die Luft und eilt in langen Sprüngen der Dickung zu, dann iſt der Fuchs getroffen und der Jagdneuling, der auf ihn geſchoſſen, mag ſeinen Nachbar im Treiben durch einen Wink auf dieſes Standartenſchwingen aufmerkſam machen, damit er es vor verſammelter Jagd bezeuge, wenn die alten Jäger den Sonntagsſchützen über ſeinen Fehlſchuß verhöhnen.

Ein reich gewordener Bauer wird ſich ein ganz anderes Haus bauen, als der gebildete Bürger oder Edelmann. Schon aus dem Aeußern des Hauſes und aus ſeiner Einrichtung kann man auf die Intelligenz des Bewohners ſchließen. In der Natur iſt es derſelbe Fall. Die von ihr mit der größten Klugheit begabten Thiere zeichnen ſich vor den minder bevorzugten durch Wahl und Einrichtung ihres Aufenthaltortes aus. Viele haben kein beſtimmtes Lager, ſondern ſchützen ſich gegen den Einfluß der Witterung durch Mittel, wie ſie ſich ſchon fertig vorfinden. Andere Thiere ſind vorſorglicher. Sie erbauen zum Schutz für ſich und ihre Jungen Wohnungen. Zu ihnen gehört der Fuchs, und betrachtet man ſeinen Bau genau, ſo wird man die große Künſtlichkeit und Zweckmäßigkeit deſſelben bewundern. Von außen ſieht er ſehr unſcheinbar aus und oft muß man ſehr genau zuſehen, um ſich nur zu überzeugen, daß dies wirklich Schloß Malepartus iſt. Das Burgthor liegt ſo unter Wurzeln oder Felſen verſteckt, daß mancher junge Jäger unachtſam vorübergehen wird. Dieſe anſcheinend kunſtloſe Bauart beweiſt eben die Kunſt des Erbauers. Er macht es nicht, wie manche Architecten unſerer Zeit, die einer ſchönen Facade die ganze Zweckmäßigkeit opfern. Der Fuchs iſt ein ächt praktiſcher Baumeiſter. Ihm liegt ſehr wenig daran, ob die Thiere des Waldes, oder gar die Menſchen vor ſeiner Thüre ſtehen bleiben und die Hände über dem Kopf zuſammenſchlagend ausrufen: Welch ſchönes Schloß! Dieſe Eitelkeit iſt ihm ganz fremd; ſein Hauptzweck bei Anlegung eines Baues iſt ja eben Verborgenheit und Sicherheit. Sein ganzes Talent zeigt ſich aber bei der unterirdiſchen Arbeit. Er braucht nicht nur eine bequeme, ſondern auch eine feſte Wohnung, die ſich möglichſt leicht gegen eindringende Feinde vertheidigen läßt, und ſind dieſe beiden Eigenſchaften in einem Fuchsbau vollkommen vereinigt. Keinem

einzelnen Thiere würde es möglich ſein, Herrn Reinecke mit Erfolg in ſeiner Burg anzugreifen, und ſelbſt dem Menſchen, der über ſo zahlreiche Hülfsmittel zu gebieten hat, gelingt es nur mit vieler Ueberlegung und Mühe.

Da der Fuchs den Bauplatz nicht zu bezahlen hat, ſo braucht er ſich auch bei Anlegung ſeines Schloſſes nicht im Raum zu beſchränken. Mancher Fuchsbau hat wohl bis funfzig Fuß im Umfang und liegen die verſchiedenen Gänge und Kammern drei bis ſechs Fuß tief unter der Erde. Mehrere lange Röhren, die ſich im Innern vielfach verſchlingen und durchkreuzen, führen auf die Oberfläche des Bodens. In ihnen wohnt aber der Fuchs nicht. Sie ſind nur gleichſam die Corridors, durch welche man erſtlich in die Vorzimmer, in die Kammern gelangt. Solcher Kammern hat jeder Bau mehrere, je nachdem er groß iſt. Sie ſind meiſtens in ovaler Form angelegt und haben gewöhnlich drei Fuß im Durchmeſſer. Mitten hindurch geht eine Röhre, die nach einer andern Kammer führt. Hier hält Madam ihr Wochenbett. Allein dieſe Räume ſind noch nicht das Allerheiligſte des unterirdiſchen Schloſſes. Dieſes iſt der Keſſel, der hinter den Kammern liegt. Aus einer derſelben geht eine ſehr enge gegen drei Fuß lange Röhre erſt ſenkrecht in die Erde und dann in einem Bogen aufwärts. Durch dieſen engen Weg gelangt man in den Keſſel, deren jeder Bau gewöhnlich zwei hat. Ein ſolcher Keſſel iſt rund, hat gewöhnlich eine Höhe von zwei und einem halben und einen Durchmeſſer von drei Fuß und weiter keinen Ausgang. Hier ſchlafen Monſieur und Madam. Was ſie hier angreift, mag ſich wahren, denn das enge Defilée, welches hierher führt, wird mit ſcharfem Zahn vertheidigt.

Da Meiſter Reinecke aber oft auf der Jagd von üblem Wetter, oder von Gefahren überraſcht wird und nicht immer Zeit hat, ſich

in ſeine Burg zurückzuziehen, ſo iſt er gleich andern jagdliebenden Herren darauf bedacht, ſich in ſeinem Reviere kunſtloſere Jagdhäuſer anzulegen. Für dieſen Zweck genügt ihm eine einfache Röhre, die inwendig nicht zur Wohnung erweitert iſt und Fluchtröhre genannt wird. Junge Füchſe, die von ihren Eltern in die Welt geſchickt werden, legen ſich vorläufig ſehr oft im freien Felde ſogenannte Nothbaue an, die durchaus nicht ſo künſtlich ſind, als ihre elterliche Burg. Um eine ſolche zu bauen, ſcheint es, müſſen ſie erſt Erfahrungen in der Welt ſammeln. Die leichtſinnige Jugend vertraut der eigenen Kraft und Liſt, und hält es für Pedanterie, ein ſo künſtliches Gebäude zu errichten. Das hat ja auch Zeit, bis ſie ins eheliche Leben treten; was bedarf ein Junggeſelle ſolcher weitläuftiger Wohnung'

Gar häufig habe ich die Bemerkung gemacht, daß in ſolchen Gegenden, wo die Füchſe eben nicht eifrig verfolgt werden, die Baue weit weniger verſteckt und künſtlich angelegt ſind, als in andern, wo man ihnen beſtändig auf den Ferſen iſt. Es ſpricht dies abermals für die Klugheit und Ueberlegung des Fuchſes. Er iſt kein Freund der Arbeit und thut nicht gern mehr als das Nothwendige.

Der Fuchs iſt übrigens kein Stubenhocker. Die Wohnung betrachtet er als ein unumgängliches Bedürfniß, nicht aber als eine Annehmlichkeit. Der Parfüm in derſelben mag ihm wohl auch den Aufenthalt darin verleiden, denn er bezieht ihn nicht von Joſeph Bravi, ſondern aus eigner, nichtconceſſionirter Fabrik. Er liebt es weit mehr in Feld und Wald umher zu ſchlendern, und nur Gefahr, Regenwetter, Schneegeſtöber und die Liebe treiben ihn zu Baue.

An ſteilen Bergwänden, in denen ſich viele Klüfte und Löcher befinden und die mit dichtem Geſtrüpp verwachſen ſind, in nicht zu kleinen Nadelholzdickungen, überhaupt in jedem Dickicht hält er ſich

am liebſten auf. Im Winter, wenn die Erde feſtgefroren, mit einer Schneedecke überzogen und das Wetter hell und klar iſt, dann ſchlendert er in lichten Schonungen, oder auf freiem Felde anſcheinend ſorglos umher und amüſirt ſich mit dem Mäuſefang, den er mit großem Humor betreibt. Scheint die Sonne im Winter recht warm, ſo ſonnt ſich Meiſter Reinecke gern auf erhabenen, trockenen Stellen die Wildſchur; manchmal findet man ihn auch auf einem ſtumpfen, ſchiefen Baum. Hier ſchläft er zuſammengekrümmt wie ein Hund. Sein Schlaf iſt feſt; allein dennoch gelingt es ſelten und nur mit dem beſten Winde ihn in dieſer ſorgloſen Lage zu überraſchen. Wie erſchrickt er aber, wenn es dennoch einmal geſchieht!

Ein großer Sänger iſt Meiſter Reinecke nicht und ſolche Geſangsübungen, wie ſein ungeſchlachter Vetter Iſegrim ſtellt er niemals an, ſelbſt nicht wenn er verliebt iſt. Seine gewöhnliche Stimme iſt ein unangenehmes kurzes Bellen, welches einige Aehnlichkeit mit dem Geſchrei der Pfauen hat. Zur Ranzzeit verfehlen die Füchſe aber nicht, ſich gegenſeitig, ſo lieblich als es ihnen möglich iſt, zu locken. Liebestrunk rennen ſie dann durch die Dickungen und rufen alle drei bis vier Minuten: j—au, j—au, jau, jau! in lauten, durchdringenden Tönen. Mehrere Jagdſchriftſteller behaupten, daß nur die Füchſin den Fuchs locke; das iſt aber falſch und erwieſen, daß der Fuchs dieſe Locktöne ebenfalls vernehmen läßt. Eben zur Ranzzeit vernimmt man mitunter, wenn man ſich äußerſt vorſichtig naht, im Bau die Liebserklärungen der Füchſe. Die Sprache iſt ſehr einfach; aber wahrſcheinlich doch verſtändlich. Die Töne lauten ungefähr: oeh! oeh! oeh! oeh! — Bei Streitigkeiten unter einander geben ſie oft knurrende Töne, häufig auch durchdringend helle Laute von ſich. Wird der Fuchs verwundet, ſo äußert er auch wohl manchmal ſeinen Schmerz durch eine Art von Schnurren.

Die Ranzzeit der Füchse fällt in den Monat Februar. Ihre Locktöne habe ich schon oben angegeben. Ihre Liebesintriquen scheinen Aehnlichkeit mit denen der Hunde zu haben. Ein Schwarm von Liebhabern folgt einer liebebedürftigen Schönen, die sich dann so hart bedrängt mit ihrem Gefolge in einen Bau retirirt, wo sie dann einen Glücklichen erwählt. Der Begattungsact ist ganz derselbe wie bei den Hunden, und folgt darauf ein Zusammenhängen. Gewöhnlich findet die Begattung wohl im Bau statt; allein sie ist auch schon außerhalb desselben beobachtet worden. Oftmals ist auch ein hohler Baum ihr Hochzeitssaal. Ein Jägerbursche an der Elbe erlegte auf diese Weise einmal sechs Füchse und eine Füchsin, indem er fortwährend in den hohlen Baum hineinschoß, bis das Getöse, welches er in demselben hörte, verstummte und der letzte Fuchs getödtet war. Ein solcher Fall kommt aber vielleicht nur alle Jahrhunderte einmal vor *).

Ob die Füchsin ihrem Gemahl treu oder eben so liederlich wie eine Hündin ist, weiß ich in der That nicht anzugeben. Es ist fast das Erstere zu vermuthen, da sie mit ihrem beglückten Liebhaber einen neuen Bau bezieht, in welchem eine Kammer zum Wochenbette eingerichtet wird, und welche die junge Frau sorgfältig mit weichem Moose und ihrem eigenen Haar austapezirt. Wenn nun auch alle weitere Nachrichten über die eheliche Treue fehlen, so hat man doch schon beobachtet, daß die Füchsin, trotz aller Gefahr, ihrem Manne auf das Muthigste beisteht. Ein Förster in der Gegend von Hanau, ein ganz glaubwürdiger Mann, erzählte mir folgenden Vorfall, der ihm selbst passirt war. Er lauerte in der Nähe eines begangenen Fuchsbaues, um die alten Füchse zu erlegen. Nach einiger Zeit erschien

*) Zeitschr. der Jäger von 1839 Nr. 35.

auch Herr Reinecke. Der Förſter hatte einen jungen Hühnerhund bei ſich, den er auf den Fuchs ſcharf machen wollte und ſchoß deshalb den Fuchs auf das Hintertheil, in der Abſicht, daß ihn der junge Hund würgen ſollte. Dieſer faßte auch tapfer an, während der Förſter den abgeſchoſſenen Lauf ſeiner Flinte lud. Als er damit fertig, waren ihm Fuchs und Hund hinter einem Buſche aus dem Geſichte gekommen. Plötzlich hörte er den letzteren ein entſetzliches Jammergeſchrei ausſtoßen. Er eilte hinzu und ſah, daß die herbeigekommene Füchſin den Hund von hinten anfiel und tüchtig bearbeitete. Auf den Zuruf des Förſters ließ die Füchſin ab, ſetzte ſich dann aber nur wenige Schritte davon nieder und ſah es mit an, wie der Hund ihren Gatten mordete. Der Förſter machte ihrer Seelenqual durch einen Schuß ein Ende.

Sechzig Tage nach der Begattung, Ende April oder Anfangs Mai, wirft die Füchſin drei bis fünf, ſelten ſechs und noch ſeltener bis neun Junge. Die kleinen Spitzbuben bleiben vierzehn Tage lang blind und ſehen weißgelb und ziemlich ſtruppig aus. Die Mutter ſäugt ſie mehrere Wochen lang. Dann beginnt aber für die Alte eine ſchwere Zeit. Die Magen ihrer Kinder werden größer und ſie rennt Tag und Nacht ohne Raſt umher, um die kleinen Hungrigen zu befriedigen. Hat ſie eine Beute ertappt und kommt bei ihrem Bau an, ohne die Jungen vor demſelben zu finden, ſo bellt ſie einige Mal, wie zur Ranzzeit, und gar bald iſt ihre Familie um ſie verſammelt. Hat ſie ein lebendes Thier erbeutet, ſo wird dieſes zu einer Lection für die junge Sippſchaft benutzt. Sie zeigt ſich als ſtrenge Lehrmeiſterin, und ſtellt eins ihrer Kinder ſich gar zu dumm, ſo zauſt ſie es tüchtig und jagt es zu Bau. Jeder der jungen Füchſe erhält einen Antheil an der Beute und verzehrt ihn unter beſtändigem Knurren.

Iſt das Wetter ſchön, ſo kann man häufig ſehen, wie ſich die jungen Füchſe auf dem Baue ſonnen. Sie ſpielen untereinander poſſierlich wie junge Hunde. Das neckt ſich und jagt ſich und purzelt über einander. An dieſen Spielen nimmt oftmals Herr Reinecke Theil, denn die Füchſin hat dazu nicht immer Zeit, da ſie auf Beute ausgehen muß. Ueberhaupt zeigt ſie ſich weit beſorgter als der Gemahl. Mit welcher Vorſicht naht ſie ſich dem Bau und wie ſorgfältig unterſucht ſie die ganze Umgegend, ob nicht etwas Verdächtiges zu ſehen oder zu hören ſei. Bemerkt ſie einen Hund oder einen Jäger in der Nähe, ſo warnt ein lautes Bellen die jungen, vor dem Bau ſpielenden Füchſe. Wie der Blitz verſchwinden ſie in ihrer unterirdiſchen Wohnung, und tagelang laſſen ſie ſich oft nach ſolchem Warnungsſchrei ihrer Mutter nicht ſehen, ſo ſehr ſie auch die Sonne lieben.

Dies iſt blinde Folgſamkeit, denn ſie kennen die Gefahr noch nicht. Kommt man an einen Bau, während die Alte abweſend iſt, und ſchießt ein Junges, ſo erſchrecken die andern gar ſehr und ſchlüpfen in den Bau; allein nach längſtens zwei Stunden kann man ſie wieder zum Vorſchein kommen ſehen.

Wird die Füchſin gewahr, daß ihr Bau entdeckt iſt, ſo trägt ſie ſogleich ihre Jungen hinweg und verſteckt ſie irgendwo im Felde oder in einem hohlen Baum.

Schon nach drei Monaten, gegen Jacobi, begleiten die jungen Füchſe die Mutter auf die Jagd und dieſe ertheilt ihnen praktiſchen Unterricht in dieſer Kunſt, mit welcher ſie ihr Leben erhalten ſollen. Sie wachſen bis gegen Ende des zweiten Jahres, ſind aber, gleich den Hunden, ſchon nach vollendetem erſten Lebensjahre verliebt und zur Fortpflanzung tüchtig.

Im gezähmten Zuſtande begatten ſich die Füchſe mit Hunden.

Die aus dieſer Verbindung entſtehenden Baſtarde pflanzen ſich aber eben ſo wenig fort, wie die Mauleſel. — Es gelingt nie, einen Fuchs ganz zahm zu machen, ſelbſt wenn man ihn von klein aufzieht. Mag er ſich auch zu Zeiten ganz zutraulich zeigen, ſo behält er doch im Allgemeinen ſein wildes, ſcheues Weſen. Wird er älter und iſt nicht bewacht, ſo entwiſcht er und benutzt die erworbene Lokalkenntniß zum frechen Diebſtahl. Daß Manche einen zahmen Fuchs als Schweißhund benutzt haben wollen, bin ich ſehr geneigt ins Jägerlatein zu verweiſen.

Der Fuchs würde ein ſehr glückliches Räuberleben führen, wenn ihm zwei Feinde, gegen welche ihm alle Liſt nichts hilft, nicht das Leben verbitterten. Der erſte derſelben iſt die Räude, der andere die Flöhe. Woher die Räude eigentlich bei dem Fuchſe entſteht, iſt ſchwer zu erklären. Er hat Bewegung in Ueberfluß, und wenn er auch in manchen Zeiten üppig lebt, ſo iſt doch wieder in anderen Schmalhans Küchenmeiſter. Ein räudiger Fuchs ſieht abſcheulich aus. Die ekelhafte Krankheit wüthet manchmal in einer Gegend ſo ſehr, daß zum Aerger des Förſters kaum ein Fuchs von zehnen davon verſchont iſt. Das Schlimmſte dabei iſt, daß die Fuchsräude ganz beſonders bösartig und anſteckend iſt, ſo daß oftmals die Dächſel von dem bloßen Durchkriechen der Baue dieſe ekelhafte Krankheit davon tragen. Ja man hat Beiſpiele, daß Menſchen und Pferde, deren Haut mit einem ſolchen krätzigen Patron in Berührung kam, einen ſehr ſchwer zu heilenden Ausſchlag davon bekamen. Von den Flöhen ſind die Füchſe ſehr geplagt. Man ſchießt mitunter welche, deren Bälge mit Tauſenden dieſer läſtigen Springer beſäet ſind *). Dies iſt der beſte Beweis, daß das oft erzählte Kunſtſtückchen, wie der Fuchs ſich

*) Daſſelbe findet man bei den Eichhörnchen.

der Flöhe entledigen ſoll, ein Mährchen iſt. Was bei dem dicht behaarten Fuchſe hilft, müßte bei einem kurzhaarigen Hühnerhunde noch weit eher helfen; allein manche Jäger, die der Sache auf den Grund kommen und ihren treuen Jagdgefährten nebenbei auch von ſeiner Plage befreien wollten, haben ihren treuen Caro, der ein Büſchel Moos im Maule tragen mußte, ganz langſam rückwärts ins kalte Waſſer geſchoben und halbe Stunden lang darin ſtehen laſſen; allein die Flöhe rührten ſich nicht, ſie biſſen ſich nur noch feſter in die Haut ein.

Von tollen Füchſen hat man mehrere Beiſpiele. Menſchen und Hunde, die von ihnen gebiſſen wurden, mußten jämmerlich an der Waſſerſcheu ſterben. Ob der Fuchs auch noch andern Hundekrankheiten unterworfen iſt, hat man noch nicht beobachten können. Man hat jedoch früher einmal im Würtembergiſchen bemerkt, daß in einem Winter viele Füchſe an der Auszehrung oder Dürrſucht eingingen, was die dortigen Jäger den zu häufig genoſſenen Spitzmäuſen zuſchrieben.

Das zähe Leben der Katzen iſt ſprichwörtlich geworden; allein das der Füchſe iſt noch weit zäher und hat dies mancher unvorſichtige Jäger zu ſeinem Nachtheil und Schrecken erfahren. Außer Wildungen ſpricht faſt kein Jagdſchriftſteller davon, und aus dieſem Grunde will ich mehrere Beweiſe anführen. Sehr häufig wurden Füchſe erlegt, welche ſich in Kupferdrahtſchlingen gefangen und losgeriſſen hatten. Bei einem Fuchſe hatte die Schlinge ſich feſt in den Dünnungen zuſammengezogen und war hier in dem Fleiſch verwachſen, ſo daß nur ein kaum zollweiter Durchgang im Innern offen blieb. Noch wunderbarer iſt folgender Fall, den mir ein böhmiſcher Jäger mittheilte: „Auf dem bei Wellin liegenden, dem Baron Zadubſky von Schöntbal gehörigen Gute Iſchernotitz ſchoß der Revierjäger im April 1826 eine

Füchſin, welche er in das Zimmer des Barons brachte. Die faſt halbnackte, ſehr kleine und abgemagerte Betze trug im Maule eine Maus und zwei junge Lerchen, und aus der Schußwunde floß Schweiß und Milch. Ich griff nach ihr, nahm ſie beim Halſe, ſtach mich aber in die Hand. Ich unterſuchte die Stelle, bei deren Berührung ich mich verletzt hatte, und fand oben im Genicke einen zuſammengedrehten Meſſingdraht, der aus einer ſchwarzen, jedoch verheilten kleinen Wunde ungefähr einen Zoll lang hervorragte. Man ſah deutlich, daß ſich das Thier einſt in einer Drahtſchlinge gefangen und abgeriſſen hatte. Bei genauerer Unterſuchung ergab es ſich, daß die Schlinge ganz unter der verheilten Haut eingewachſen war. Die Drahtſchlinge ſelbſt war nirgends unter der dünnen Haut des mageren Thieres bei genauerer Befühlung zu entdecken. Man nahm alſo ein Federmeſſer, ſchnitt die Haut um und um auf und fand die zuſammengezogene Schlinge hinter der Gurgel um das Genickwirbelbein herum in den Knochen unbeweglich eingewachſen. An der Gurgel war eine verknorpelte Narbe ſichtbar, welche die ganze Gurgel umfaßte. Man ſchnitt endlich den ganzen Kopf ab und brach mit einem ſtärkeren Meſſer die in das Wirbelbein eingewachſene Drahtſchlinge heraus, die ſo nahe zuſammengezogen war, daß man kaum mit einem Finger hindurch konnte."

Aehnliche Fälle, die im Laufe des Winters 1838 vorkamen, wurden mir mehrere mitgetheilt. So wurde unter Andern eine Füchſin mit einer meſſingnen Hafenſchlinge hinter den Fangzähnen des Oberkiefers geſchoſſen. Die Schlinge hatte den Balg und einen Theil des Backens und des Gaumens durchſchnitten; die Wunde war überall gut vernarbt. Einen andern Fuchs hatte die Drahtſchlinge in der Dünnung und am Kurzwildpret eingeſchnürt. Der Durchmeſſer der Schlingenöffnung betrug kaum 1½ Zoll. Beide Füchſe

waren übrigens gut genährt. Bei dem letztern war das Geschröte ſtark angeſchwollen und der arme Patient ſtank ſehr. Einem dritten Fuchſe hatte die Drahtſchlinge die Standarte an den Hinterlauf gekettet, was ihm ein ganz eigenthümliches Anſehn gab.

Aehnliche Fälle könnte ich noch mehrere anführen; allein die, welche ich noch zu erzählen habe, beweiſen noch weit augenſcheinlicher die Lebenskraft des Fuchſes. Faſt jeder erfahrne Jäger wird es ſchon erlebt haben, daß geſchoſſene Füchſe, die man längſt verendet glaubte, ſich plötzlich aufrichteten und davonliefen, oder ihren Träger tüchtig in den Rücken oder in die Waden biſſen. Wildungen erzählt, daß ein ſolcher Fall einem braven Förſter das Leben gekoſtet habe. Dieſer hatte einen Fuchs geſchoſſen und ihn hinter ſich aufs Pferd geworfen. Er mußte durch einen ſtark angeſchwollenen Fluß reiten. Das kalte Waſſer erweckte den längſt todtgeglaubten Fuchs. Dieſer beißt das Pferd empfindlich in den Rücken. Daſſelbe wird ſcheu und wirft ſeinen Reiter ab, der im Fluſſe ertrinkt. Das Pferd kam wohlbehalten mit dem an ihm hängenden, verbiſſenen Fuchſe zu Hauſe an. Ein anderer Fuchs, der ſchon vor zwei Stunden geſchoſſen war, biß einen alten Förſter, der ihn ſtreifte, tüchtig in den Finger, nachdem Herrn Reinecke der Balg bereits bis an die Ohren heruntergezogen war.

Im Oberforſt Carlsruhe, Knielinger Revier, wurde bei einem Treiben ein Fuchs geſchoſſen. Da nur wenige Treiber vorhanden waren, und man keinen von ihnen mit dem Fuchſe beläſtigen wollte, beſonders da das nächſte Treiben etwas lange dauern mußte, ſo beſchloß man, den Fuchs vorher zu ſtreifen. Dies geſchah. Der Körper blieb am Baume hängen. Nach etwa einer Viertelſtunde hörten ſämmtliche Schützen ein lautes Krächzen und Bellen. Bei näherer Unterſuchung nach dem Treiben ergab es ſich, daß der abgeſtreifte Fuchs wieder ganz lebendig geworden war.

Das ſtärkſte Stück iſt aber folgendes, womit ich das Kapitel von dem zähen Leben des Fuchſes beſchließen will: An der Ettlinger Forſtinſpection wurde auf Füchſe getrieben und mehrere waren erlegt worden. Bei der Rückkehr von der Jagd wurden ſie geſtreift und die nackten Körper in die Küche geworfen, wo ſie die Bauern, welche ſie eſſen wollten, nach und nach wegholten. Ein Forſtläufer, der ſich ebenfalls vor dem Fuchswildpret nicht ekelte, wollte ſich den letzten Fuchs holen und wurde nach der Küche gewieſen. Er kam jedoch nach wenigen Minuten mit dem Bedeuten zurück, daß kein Fuchs mehr vorhanden ſei. Der Förſter verſicherte, es müſſe noch einer dort ſein und ging endlich ſelbſt in die Küche. Er wurde faſt ſtarr vor Erſtaunen, als er endlich nach langem vergeblichen Suchen auf der Erde den nackten Fuchs ganz lebend auf der Anrichtebank ſitzen ſah. Der Förſter rief ſogleich den Forſtmeiſter von B.....f herbei, der ſich beim Anblick dieſes armen Thieres kaum der Thränen enthalten konnte.

Wenn man alſo einen Fuchs ſchießt und ſicher ſein will, ihn nicht zu verlieren, ſo ſorge man dafür, daß ihm das Lebenslicht auch wirklich ausgeblaſen wird. Man ſchlage aber nicht mit dem Kolben der Flinte auf den armen Reinecke los; nicht etwa aus Mitleid für dieſen, ſondern für die Flinte. Ich ſah ſchon manches ſchöne Gewehr zerbrechen, welches von Sonntagsjägern auf ſolche Weiſe gehandhabt wurde. Man ergreife den Fuchs an der Lunte und zerſchmettre ihm den Schädel an irgend einem Baume.

Die Nahrung des Fuchſes iſt hauptſächlich Fleiſch und vor Allem Wildpret, beſonders Geflügel. Er iſt, wie ich ſchon früher bemerkte, von der Natur zur Jagd in jeder Hinſicht vortrefflich ausgerüſtet, und da er auf der Welt eben nichts Anderes zu thun und zu denken hat, als ſich Nahrung zu verſchaffen und ſich gegen die Nach-

ſtellungen ſeiner Feinde zu ſichern, ſo erlangt er in Beiden eine große Fertigkeit. Die Liſt und Ueberlegung, mit welcher er ſich oft ſeine Nahrung zu verſchaffen weiß, iſt höchſt wunderbar, und werde ich weiter unten einige Beiſpiele anführen. Da für ihn keine Jagdgeſetze gelten und junge Thiere und brütende Vögel am leichteſten zu erhaſchen ſind, ſo richtet er unter Faſanen und Rebhühnern ſehr große Verwüſtungen an. Junge Haſen weiß er ſehr leicht zu berücken und ſelbſt alte laſſen ſich von ihm überraſchen. Nicht ſelten wagt er ſich ſogar an Rehkitzchen und Wildkälber, wenn die Mütter nicht wachſam ſind und dem rothhaarigen Halunken mit ihren ſchlanken Läufen den Balg gerben, wie einzelne Jäger es zu ihrer Freude mit angeſehen haben. Daß er zahmes Geflügel, wie Gänſe, Enten und Hühner nicht verſchmäht, verſteht ſich von ſelbſt. Gelingt es ihm, in einen Hühnerhof zu kommen, ſo mordet er Alles, was er faſſen kann. Was er in einer Mahlzeit nicht verzehrt, verſteckt er in ſeinem Bau, oder an irgend einem andern heimlichen Ort, wo er es hervorholt, wenn einmal kein Fangtag iſt. In ſeinem Bau findet man häufig eine ſolche Menge von Haſen- und Hühnerknochen, daß dem Jäger bei dem Anblick ganz weh um das Herz wird. Von Oekonomie verſteht der Fuchs gar nichts; auch wenn er ſatt iſt, wird er keine Gelegenheit zum Raube vorübergehen laſſen. Wie manches zu Holze geſchoſſene Stück Wild wird ſeine Beute. Im Winter, bei hohem Schnee, wenn die Rehe aus Mangel an Aeſung matt und elend ſind, dann vereinigt ſich wohl eine Geſellſchaft von Füchſen zur gemeinſchaftlichen Jagd auf ſie, und mehr, als wir denken, mögen von ihnen niedergeriſſen und verzehrt werden.

Zur Abwechſelung genießt der Fuchs auch andere als Fleiſchſpeiſen. Gutes Obſt naſcht er ſehr gern, beſonders Weintrauben. Heidelbeeren weiß er auf eine eben ſo geſchickte als poſſierliche Weiſe

abzuſtreifen. Honig iſt er zum Deſſert gar nicht ungern, und kann er einen Bienenſtock, oder ein Weſpen- oder Hummelneſt plündern, ſo thut er es ſehr gern, ohne ſich ſonderlich vor den Stacheln zu fürchten. Sein dichter Pelz hält ſchon etwas ab, und wird ihm die Sache zu arg, ſo wälzt er ſich auf der Erde und zerdrückt ſo die Angreifer. Auch Fiſche und Krebſe verſchmäht er nicht, wenn er letztere auch nicht mit ſeinem Schwanze angelt, wie die Fabel von ihm erzählt.

Zur Zeit der Noth, oder wenn er zu faul zur ernſtlichen Jagd iſt, dann weiß ſich Reinecke auch mit einfacherer Koſt zu begnügen und man ſieht ihn Dinge genießen, von denen man kaum glauben ſollte, daß er Geſchmack daran fände. Mäuſe fängt er in großer Zahl und er ſpielt häufig wie die Katze mit ſeinen Gefangenen. Die Oekonomen nehmen ihn wegen dieſer Mäuſevertilgung in Schutz. Selbſt des ſtachligen Igels weiß er ſich zu bemächtigen. Ich habe wenigſtens häufig in der Nähe von Fuchsbauen ganz friſch ausgebalgte Igel gefunden. Die Art, wie er ſie zwingen ſoll ſich zu entrollen, iſt eben ſo originell als praktiſch. Er piſst ihnen auf den Kopf, und wenn ſie dieſen dann hervorſtrecken, um ſich von dem unſaubern Gruß zu erholen, dann faßt er ſie an den weichen und nicht mit Stacheln beſetzten Theilen ihres Leibes. Auch Roßkäfer verſpeiſt er zu Zeiten, und nichts ſieht komiſcher aus, als wenn er ſie an ſchönen Sommerabenden im Fluge haſcht. Ebenſo frißt er auch im Nothfall Maulwürfe, Ratten, Fröſche, Eidechſen, Schnecken und Regenwürmer; allein Krähen, Raben, Raubvögel und Aas rührt er gewiß nur bei der allerdrückendſten Noth an. Ein Revierförſter in Böhmen fand einmal einen Fuchsbau, in welchem gar keine Knochen zu finden waren, dafür aber eine auffallende Menge Froſchlaich. Die Jungen und auch die Alten hatten nichts anderes als dies und

einige Roßkäfer im Magen. Dieſer Fall iſt um ſo ſonderbarer, als doch im Mai kein Mangel an beſſerer Koſt ſein kann. Daß der Fuchs die Hühnerſteigen beſucht und die gefangenen Vögel vor dem Jäger wegholt, hat Mancher zu ſeinem großen Verdruſſe erfahren.

Wenn die Füchſin Junge hat, ſo ſchleppt ſie zu Baue, was ſie nur irgend Genießbares findet; ja ihr Eifer geht ſo weit, daß ſie, verführt durch eine vielleicht zufällige Witterung, manchmal Dinge fortſchleppt, die weder ihr noch ihren Jungen das Geringſte nützen können. So wurde einmal eine Füchſin geſchoſſen, die eine kleine irdene, mit einem rothen Bändchen geſchmückte Tabakpfeife im Maule hatte.

Wir haben Beiſpiele, daß Katzen, ja ſelbſt Hündinnen ihre Junge freſſen. Aehnliches können wir auch vom Fuchſe berichten. Sieht ein Fuchs, daß ſich einer ſeiner Kameraden im Eiſen gefangen hat, ſo beklagt er deſſen Unglück ohne Zweifel recht ſehr, und es iſt gewiß nur Theilnahme und Freundſchaft, daß er ihm ein ehrenvolles Begräbniß in ſeinem Magen bereitet. Er macht ſich durchaus kein Gewiſſen daraus, ihn zu verſpeiſen, wie durch zahlreiche Beiſpiele belegt werden könnte.

Der Hund wird von uns Allen wegen ſeiner Klugheit geſchätzt; der Elephant iſt den Indiern das Sinnbild des Verſtandes und der Bär wird von den Lappländern der weiſe Mann im Pelzrock genannt: allein alle Völker der Erde erkennen, was die Schlauheit und Liſt anbetrifft, dem Fuchſe den Preis zu. Letztere iſt ſprichwörtlich geworden und faſt in allen Sprachen. Unſere pedantiſchen Gelehrten, ganz durchdrungen und aufgeblaſen von der Ehre Menſchen zu ſein, predigen unaufhörlich ihren Schülern, daß die Thiere Inſtinct haben, und daß es eben ein ganz eigenthümlicher und nicht

genug zu preiſender Vorzug des Menſchen ſei, daß ihn der Schöpfer mit Verſtand begabt habe. Einfältiges Wort Inſtinct, mit dem jede Handlung eines Thieres abgefertigt werden ſoll! — Wir Jäger, die wir unſern treuen Feldmann oder Caro auf der Jagd arbeiten ſahen, oder die wir den Fuchs in den mannigfachſten Situationen beobachteten, wir wiſſen ſehr gut, was wir von dieſem Gelehrtengeſchwätz und von dieſem Inſtinct zu halten haben. Wahrhaftig, fehlte unſern Hunden nicht die Sprache, ſo würde mancher Herr vor ihrem Verſtande erröthen müſſen.

Ein junger Fuchs iſt einfältig und dumm, wie — ein Kind. Er ſieht die Gefahr erſt auf die Warnung der Mutter; ohne dieſelbe verwundert er ſich höchſtens über den Schuß, der ſeinen Bruder niederſtreckt. Nachdem der junge Fuchs von den Alten in der Kunſt zu fangen geübt iſt, wird er in die Welt hinausgeſtoßen und nun mag er zuſehen, wie er durchkommt. Er hat nur auf Zweierlei zu denken: wie er ſich ernährt und wie er ſich gegen ſeine Feinde ſichert. Bald findet er, daß er keineswegs ſchnell genug iſt, den Vogel im Fluge, oder den Haſen im Laufen zu fangen. Er wird es gewiß ebenſo gut Anfangs verſuchen, wie der junge Hühnerhund. Endlich überzeugt er ſich, daß es ſo nicht geht, daß er zu andern Mitteln ſeine Zuflucht nehmen muß. Hierbei leitet ihn Beiſpiel, eigene Erfahrung und Nachdenken. Ich glaube im ganzen Ernſt, daß der Fuchs nachdenkt und daß einer vor dem andern mit Fähigkeiten begabt iſt. Wäre all ſeine Schlauheit und Liſt Inſtinct, dann müßten alle Füchſe gleich liſtig und gleich ſchlau ſein; allein dies iſt, wie die Erfahrung lehrt, keineswegs der Fall.

Gelehrte zu überzeugen und Mohren weiß waſchen iſt eine gleich undankbare Mühe, die ich mir um ſo eher erſparen kann, als ich nicht für Gelehrte, ſondern für Jäger ſchreibe. Daß den Fuchs bei ſeinen

Streichen nicht allein der Inſtinct leitet, darüber ſind wir alſo einig und ich kann fortfahren.

Wird das Vermögen eines als reich bekannten Mannes angegeben, ſo macht ſich Niemand ein großes Gewiſſen daraus, mit dem Munde einige Hunderttauſende zuzulegen. Ebenſo iſt es mit der Liſt des Fuchſes. So wunderbare Beweiſe man auch davon hat, ſie genügen manchem Lateiner immer noch nicht, es müſſen noch weit wunderbarere erlogen werden. Manche dieſer Lügen ſind ſo bekannt, daß ſie als ſtehende Glaubensartikel im Munde des Volkes ſind, obgleich jeder Schulknabe jetzt wiſſen ſollte, daß es Erfindungen ſind. In dieſe Kategorie gehört die Entſtehungsmethode und ſeine Art Krebſe zu angeln. Ein Gelehrter des grauen Alterthums, dem ein Schalk von einem Jäger ein Mährchen aufgebunden, hat dieſe Schnurrpfeiferei in ſeinen Werken niedergelegt, die ſpäter Heiligthümer geworden ſind. Andre Gelehrte, die in ihren Stuben die Naturgeſchichte unmöglich ſtudiren können, allein von dem unſeligen Drange erfüllt ſind, Werke darüber zu ſchreiben, die ſchreiben dann getreu den Unſinn nach, und ſo pflanzt er ſich durch Jahrhunderte fort, obgleich jeder Jäger dieſe Herren eines Beſſern belehren könnte.

Man erzählt, daß der Fuchs häufig den Haſen durch poſſierliche Sprünge zum Spielen einlade und ihn dann meuchlings morde. Wildungen ſetzt dies unter die Fabeln; allein ich möchte dies ſo unbedingt doch nicht thun. Seine Art wilde Gänſe und Enten zu berücken iſt ähnlich und in Gegenden, die an Waſſergeflügel reich ſind, ſo bekannt, daß die Menſchen ſich derſelben zum Fange jenes Wildes bedienen. Die Ente iſt ein ſehr neugieriger Vogel. Das muß der Fuchs auf irgend eine Weiſe erfahren haben. Sieht er auf einem offenen Waſſer eine Anzahl Enten ſchwimmen und hat große Appetit nach Entenbraten, ſo geht er ans Ufer und macht dort die

ſeltſamſten Kapriolen und Sprünge. Die neugierigen Enten werden durch dieſes Schauſpiel ſo angezogen, daß ſie ans Ufer kommen, um die Kunſtſtücke des verrätheriſchen Comödianten ganz in der Nähe zu ſehen. Dann verwandelt ſich aber das Luſtſpiel in ein Trauerſpiel. Reinecke macht einen wohl gezielten Sprung und erwiſcht eine oder mehrere der ſchnatternden, neugierigen Damen. Die Bewohner von waſſerreichen Gegenden dreſſiren Hunde zu dieſem Kunſtſtück und wählen ſtets ſolche, die in Farbe und Geſtalt einige Aehnlichkeit mit dem Fuchſe haben. Der Hund thut freilich weiter nichts, als ſpringen; er fängt die Enten nicht, ſondern lockt ſie nur ans Ufer, ſo daß ſie der in der Nähe verſteckte Jäger mit Schüſſen erreichen kann.

Wollte ich hier alle Beiſpiele, die mir von der Liſt und Klugheit des Fuchſes bekannt ſind, erzählen, ſo könnte ich ein ganzes Buch damit füllen. Jeder Jäger wird einige Genieſtreiche von Reinecke zu erzählen wiſſen; allein ein Jeder hört ſie gern und ſo will ich denn wenigſtens einige folgen laſſen.

Wie mißtrauiſch der Fuchs iſt, iſt hinlänglich bekannt. Eine neue Erſcheinung auf ihm bekannten Wege, ein Blatt Papier, ein Stock, eine Feder, die er geſtern noch nicht ſah, ſind für ihn Veranlaſſung zu reiflicher Ueberlegung. Er ſondirt das Ding von allen Seiten. Hat er ſich aber einmal von der Unſchädlichkeit überzeugt, dann wird er ſehr dreiſt und treibt mit dem Gegenſtande ſeines früheren Schreckens übermüthige Poſſen. Eine Falle, die Reinecke fangen ſoll, muß ſehr gut geſtellt ſein. Er wird mit großer Gemüthsruhe die auf dem Wege zu derſelben hingeſtreuten Köder verzehren, den Stellbrocken aber ſehr mißtrauiſch betrachten und unterſuchen. Iſt er ſchlecht befeſtigt, dann weiß ihn der Fuchs geſchickt zu löſen, ohne die Zunge zu berühren. Gleichſam um den Jäger zu verhöhnen,

legt er wohl gar auf die Zunge ein übelriechendes Denkmal ſeiner Anweſenheit. Dieſer Uebermuth iſt ihm indeſſen ſchon manchmal ſehr übel bekommen. Das locker geſtellte Eiſen ſchlug zu und Reinecke bezahlte ſeinen humoriſtiſchen Stubigang mit dem Leben.

Aehnlich erging es einem unverſchämten Wilddiebe, welchem der Förſter ſchon lange auflauerte. Als dieſer Wilddieb einſt einen Fuchs in dem Eiſen fand, welches der Förſter geſtellt hatte, eignete er ſich den Gefangenen zu und ſtellte das Eiſen wieder. Um aber den Förſter zu verhöhnen, wollte er es wie der Fuchs machen und ſich darauf löſen. Aber o weh! das Eiſen ſchlug zu und erwiſchte den unglücklichen Wilddieb am Kurzwildpret. Ob er an der gefährlichen Verletzung geſtorben iſt, weiß ich nicht.

Ein Beweis dafür, daß der Fuchs ganz vortrefflich die Wirkung der Eiſen und Fallen kennt, iſt der, daß er den Stellbrocken ganz unbedenklich verzehrt, wenn ſich ein anderes Thier ſchon in der Falle gefangen hat. Deſto beſſer für ihn, wenn es etwa ein Kaninchen iſt; eine Katze und ſelbſt einen Kameraden verſchmäht er nicht. Der Fuchs wird lieber verhungern, als ſeinen Bau verlaſſen, wenn er ſieht, daß die Eingänge mit Fallen und Eiſen beſetzt ſind. Ueberhaupt zeigt er eine ganz bewundernswürdige Energie, deren gewiß nur ſehr wenige Menſchen fähig ſein werden. Gar mancher Fuchs, deſſen Lauf zerſchoſſen und der von den Hunden verfolgt wurde, biß eilig den ſchlenkernden Lauf ab, der ihn im Laufen hinderte. Ebenſo wenig ſelten findet man es, daß der Fuchs einen Lauf in dem Eiſen ließ, ſich alſo lieber ſelbſt amputirte, als gefangen werden wollte. Man überlege nur recht, welch ein ungeheurer Entſchluß dazu gehört, ſich ſelbſt mit unvollkommenen Inſtrumenten ein Bein abzulöſen, und man wird vor dem Fuchſe einige Hochachtung fühlen. Wie aber nicht alle Menſchen Mucius Scävola's ſind, ſo amputiren ſich auch

nicht alle Füchse selbst, die am Lauf gefangen werden. Es giebt eben so gut verzagte Herzen unter den Füchsen.

Daß der Fuchs in dem Bezirke, in welchem er seinen Aufenthalt hat, gewöhnlich nicht raubt, ist eine ausgemachte Thatsache. Es läßt sich dafür nur ein Grund annehmen, nämlich der, daß er Verfolgung und Strafe fürchtet. Lehrt ihm dies etwa auch der Instinct? Wie genau der Fuchs weiß, was Recht und Unrecht ist, kann man am besten bei gefangenen Füchsen beobachten, die im Hause gut gefüttert werden. Hunger kann sie nicht zur Jagd treiben, sondern es ist ganz sicher reine Jagdpassion. Er weiß eben so gut wie der Wilddieb, daß er etwas Unrechtes thut, und bemüht sich, seine Streifereien zu verbergen.

Eine Dame hatte einen Fuchs aufgezogen. Er lief ihr wie ein Hund nach, ging ins Feld, in den Wald, und kehrte sogleich beim ersten Pfiff zurück. Am Tage durfte er frei umherlaufen und des Nachts wurde er in einer Kammer eingeschlossen, wo er frisches Fleisch genug fand. Diese bequeme Nahrung mußte ihm mißfallen, denn er suchte sich eine delicatere, aber verbotene zu verschaffen. Man merkte eine sehr fühlbare Abnahme des Geflügels auf dem Hofe und lange Zeit fiel kein Verdacht auf den Fuchs, da derselbe ja am Tage in Wald und Feld spazieren ging und bei Nacht eingeschlossen war. Man fühlte sich indessen doch veranlaßt, dem Fuchse aufzupassen und entdeckte bald seinen Geniestreich. Ganz ostentatiös marschirte er zum großen Hofthore hinaus, so daß alle Leute glauben mußten: Unser Fuchs geht auf die Jagd. Kaum war er so weit entfernt, daß er sich nicht mehr beobachtet glaubte, so glitt er in einen Graben, der ihm als bedeckter Weg diente, und kehrte auf das Gut zurück. Durch ein Fenster kroch er nun in die Scheune und lauerte hier, bis ein Hühnchen kam, um einige verstreute Körner aufzupicken.

Dieſes wurde dann ſeine Beute, die ihm wahrſcheinlich um ſo beſſer ſchmeckte, da ſie geſtohlen war. In dieſem ganzen Manövre, ſetzt Gizéar Blaze hinzu, der dieſe Geſchichte erzählt, findet man die Schurkerei des Bauers und die Liſt des Schülers vereinigt.

Ein anderer gefangener Fuchs, der an der Kette lag und gleichfalls gut gefüttert wurde, konnte es unmöglich mit anſehn, daß die delicaten Hühner ſo unverſcheut auf dem Hofe einherſpazierten. Leider war das Halsband feſt und die Kette kurz. Wie es nun anfangen, um das Ziel ſeiner Wünſche zu erreichen? Reinecke fand eine Auskunft. Abſichtlich ließ er etwas Futter in ſeinem Napf zurück, legte ſich daneben auf den Rücken und ſtreckte alle Viere gen Himmel, als ob er ganz behaglich ſchliefe und es für ihn keine Hühner auf der Welt gäbe. Durch ſeine friedliche Lage getäuſcht, kamen denn die Hühner vertrauensvoll herbei und pickten von ſeinem Futter, wie ſie es bei den Hofhunden zu thun gewohnt waren. Das hatte Reinecke beabſichtigt. Er beunruhigte ſie durchaus nicht und alle Leute erbauten ſich ſehr über des Schalkes Frömmigkeit. Indeſſen nahm die Zahl der Hühner ab. Man hatte Reinecke in Verdacht; allein er lag ja an der Kette und um ſeine Wohnung ſah es reinlich und unverdächtig aus. Endlich wurde der Dieb doch erwiſcht. Wenn Mittags die Sonne brannte und kein Menſch auf dem Hofe war und vielleicht nur ein einzelnes Huhn an ſeinem Freßgeſchirr pickte, dann packte er es plötzlich und ſchleppte es ſchnell in ſeine Hütte. Hier verzehrte er den Braten und verbarg die Federn ganz ſorgfältig unter ſeinem Lager. Der Zufall machte Jemand zum Zeugen einer ſolchen Scene und das Handwerk wurde ihm gelegt.

Ein andrer Fuchs machte es noch pfiffiger. Dieſer gehörte einem Doctor Namens Gabrieb und war außerordentlich zahm. Am Tage lief er frei umher und nur des Nachts wurde er an die Kette

gelegt. Trotzdem daß er am Morgen ſtets an ſeiner Kette zu finden war, erhoben doch die Nachbarn jedesmal ein Zetergeſchrei über erwürgte Hühner. Dem Herrn des Fuchſes fehlten nie welche. Doch, es iſt nichts ſo fein geſponnen u. ſ. w. Auch Reinecke's Tück kam an den Tag. Er hatte gemerkt, daß ſich ſein Halsband über den Kopf ſtreifen ließ. Das that er in der Nacht und ging auf die Jagd. Vor Tage war er jedoch wieder da und ſteckte ſeinen Kopf in das Halsband, als habe er die ganze Nacht ſüß geſchlafen. Mit dieſer Entdeckung wurde auch ſein Todesurtheil unterzeichnet, denn ſein Herr mußte den angerichteten Schaden erſetzen und ein Tertor iſt ein blutdürſtiger Wütherich.

Auf dem Anſtande hat man die beſte Gelegenheit, das Thun und Treiben des Fuchſes zu beobachten. Faſt jeder alte Jäger wird irgend ein Stückchen von Reinecke zu erzählen wiſſen, deſſen Zeuge er auf dem Anſtande wurde. Die alten Jäger erzählen ſehr gern, allein ſie ſind eben nicht ſchreibluſtig und ſo bleiben ihre oft ſo beſtaunten Erfahrungen vergraben. Könnte jeder alte Revierförſter veranlaßt werden, die ſeltenen Jagdvorfälle niederzuſchreiben, die ihm in ſeiner langen Jagdpraxis vorgekommen ſind, ſo würden wir ein unterhaltend, ebenſo intereſſantes als lehrreiches Werk erhalten.

Ein Jäger ſtand auf dem Anſtande, um einen Haſen zu ſchießen. Er hatte noch nicht ſehr lange geſtanden, als er einen Haſen gerade auf ſich zukommen ſah. Der unglückliche Lampe ſchien ihm eine ſichre Beute; allein der Jäger hatte einen Concurrenten, an den er nicht im Entfernteſten dachte. Als der Haſe auf etwa hundert und funfzig Schritte heran war, ſprang plötzlich ein Fuchs, der ebenfalls auf dem Anſtand war, aus ſeinem Hinterhalt mit einem gewaltigen Satz auf den Haſen los. Allein Reinecke hatte ſich verrechnet; er ſprang zu kurz und der erſchreckene Haſe riß aus und er landete

kannte. Der Bach wußte in seinem Innern wohl schon oft erlebt haben, daß er an den Ufern mit Leuten nicht zufrieden war, und so dachte er bei sich selbst, sie wenig angenehm. Er sah der vorüberziehenden Frau mit kühl verwunderten Augen nach, die heute schon zum dritten Male kam. Einmal [illegible] er sie wieder an dem Ort, wo er am Nachmittag gelegen und wartete einen Tag nach der Quelle hin, wo die Frau geweint war. Man kennt aus dieser Handlung ganz deutlich die Absichten des Baches erraten. „Lieber, der du bist," sagte er gewiß bei sich, „nichts war leichter als deine Sorgen! Komm, und wasche Dich und will ich helfen schaffen." Nachdem er sich für jedes Mal seinen Dienst angeboten hatte, wollte er sich im Stillen.

Die ganze Landschaft, welche Wärmere erfüllt, ist des Nächtigen, welche ist jemals vom Lachen gehört hatte. Die Bäume, Blumen und Vögel sind nach einem Gesetz, dem einen alten Bache ein heiliges Vertrauen und einen wahren und treuen alten Freund verbrannt haben und welchen Freundschaften und Vertrauen schützen. Auch kommt erfahren es wissen mit einem tiefen Gefühl in Wasser und unterschieden man in den ewigen Verkehr, der unaufhörlich einzugehen unterlage, da lange, bis er auch mit seinen Wasser trinken, oder Bäume bewässern kann. Wenn Lieb er seinen Weg durchfallen, wandt Gott ihm auf den entgegenen Wegen gleich wieder mit Kräfte in seiner Richtung unbewegt liegen. Der unterirdischen Quellwasser kann also Nachdenken angesehen den eigentlichen Bewegungsgrund zu seiner unaufhaltsamen Operationen nicht ersehen. Wie weit gelangen? Die unbegrenzten Bäumerung mit dem dunklen Wasser mit Moos weit ganz fernen Zeitgenossen und der nächste Tiefung betreue. Zuweilen gibt es nicht so jenen alten Bäumen verloren, indem ganz dem Ufern die wenig gewöhnlichen. Wenn haben aber auch hier

die gefährliche Gegend erreicht, als Meister Reineke wie ein Pfeil auf einen derselben herabstürzt und auch im Augenblick mit ihm sich weit glücklich wieder hinaufschwingt. Bestürzt über das Angstgeschrei des armen Schlachtopfers kehren die Bauern wieder zurück — versucht es vergebens, zu seiner Rettung den hohen Sitz des verwegenen Räubers zu erklimmen und muß endlich — nachdem sie bis tief in die Nacht ihn belagert hat, voll Verzweiflung davon gehn. — Ueber die Wahrheit dieser schlauen Geschichte kann, nach dem was Herr von Wildungen darüber sagt, kein Zweifel sein.

Anders verhält es sich wohl mit einer andern Anekdote vom Fuchs, die ich nur deshalb anführe, um zu zeigen, daß bei allen Völkern Meister Reineke im Geruche der höchsten Schlauheit steht. — Kemaleddin-Abdulla-Mohamet-Ben-Mûs, bekannter unter dem Namen El Demiri, war ein im Orient sehr berühmter Gelehrter, der gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts lebte und eine Geschichte der Thiere schrieb. Dieser erzählt unter andern auch folgendes Abenteuer mit einem Fuchs:

„Wir reisten im glücklichen Arabien. Als wir uns zum Abendessen anschickten, kam die Stunde des Gebets. Wir erhoben uns um dasselbe zu verrichten, ließen unsre Tafel gedeckt und fingen an zu beten. Es waren zwei Hühner auf dem Tische. Während wir beteten, kam ein Fuchs und stahl eins davon. Als das Gebet beendet war und wir eben den Versuch einer Theilung von unserm Abendessen machten, sahen wir den Fuchs, der eben im Maule trug, daß uns das Huhn zu sein schien. Er legte es am Orte nieder, wo er sich befand. Wir liefen sogleich auf ihn zu, um es ihm abzujagen, indem wir dachten, es sei unser Huhn. Als wir weit von unserm Tische waren, benutzte der Fuchs unsere Abwesenheit, lief hin und holte auch noch das andere Huhn. Was wir von Weitem für ein

Huhn gehalten hatten, war ein Stück Rinde von einem Palmbaum, welches der ſchlaue Dieb ſo zugerichtet hatte, daß es dieſe Geſtalt erhielt."

Wenn der Fuchs von Hunden gejagt wird, erſcheint er bei Weitem nicht ſo ſchlau, als der wegen ſeiner Klugheit eben nicht beſonders berühmte Haſe. Dieſer wendet Kniffe an, welche oft die beſte Meute konfus machen und den ruhigſten Jäger zur Verzweiflung bringen können. Beim Fuchſe findet das Alles nicht ſtatt, weil er wahrſcheinlich die unnütze Mühe davon einſieht. Er kennt den penetranten Geruch, den er auf ſeiner Fährte zurückläßt, und weiß, daß die Naſen ſeiner Verfolger der ſeinigen nichts an Feinheit nachgeben. Sein einziges Heil ſucht er in ſeiner Ausdauer und Schnelligkeit, oder indem er durch dichtverwachſene, unwegſame Orte flieht, wohin ihm die Jagd nicht folgen kann. Wird er indeſſen zu arg gedrängt, ſo giebt ihm die Verzweiflung oft höchſt überraſchende Einfälle zu ſeiner Rettung ein.

Elzéar Blaze erzählt, daß einſtmals bei einer Fuchsjagd mit Bracken ſich der Fuchs in ein Bauerhaus geflüchtet habe. Die Hunde folgten mit entſetzlichem Lärm und durchſtöberten das ganze Haus von oben bis unten. Endlich blieben ſie in der Küche und waren nicht hinaus zu bringen; allein nirgends entdeckte man den Fuchs. Einige Jäger waren vor dem Hauſe geblieben. Mit Erſtaunen ſahen ſie, wie Reinecke, ganz berußt, oben zum Schornſtein hinausguckte. Man ſchoß nach ihm, und der ſeltſame Schornſteinfeger erſchrak darüber dermaßen, daß er hinab in die Küche und mitten unter die Hunde und Jäger fiel, ohne jedoch verwundet zu ſein. Jäger und Hunde waren aufs Aeußerſte überraſcht; Reinecke machte ſich die durch ſein plötzliches Erſcheinen entſtandene Verwirrung zu Nutze, ſchlüpfte durch die Beine ſeiner Verfolger hindurch, kam glücklich zur Thür hinaus und wurde auf dieſe Weiſe gerettet.

Von dieſer Fertigkeit des Fuchſes im Klettern hat man mehrere Beiſpiele. So fand ein Förſter 1841 einen Fuchs in einer hohlen Linde, ſechsundzwanzig Fuß von der Erde. Die innern Wände des Baumes waren ganz glatt, und der Fuchs mußte wie ein Schornſteinfeger in die Höhe geklettert ſein. — Ein anderer Fuchs, der in einem Jagen mit Netzen von allen Seiten eingeſchloſſen war, rettete ſich in einen Teich, indem er bis zur Naſenſpitze ins Waſſer ging und nur dieſe zum Athemholen herausguckte ließ. Leider ſah ſie ein alter Nimrod und erkannte ſie gleich. Ein gut angebrachter Schuß machte ſeine Liſt erfolglos.

So ſchlau alte und erfahrne Füchſe ſowohl bei der Jagd, die ſie machen, als bei der Jagd, welche auf ſie gemacht wird, ſich zeigen, ſo dumm ſtellen ſich mitunter junge Füchſe. Es iſt vorgekommen, daß ſie einem Jäger auf dem Pürſchgange oder auf dem Anſtande zwiſchen die Beine gelaufen ſind. Ja ein junger Fuchs biß ſogar einmal den Jäger, der ihn reizte, von hinten in die linke, herabhängende Hand. — Wenn die Noth drängt, ſcheint ſelbſt den alten Füchs manchmal ſeine Klugheit zu verlaſſen, wenigſtens wird er oft unerhört dreiſt.

Einer meiner Bekannten ſchoß einſt bei tiefem Schnee mit beiden Läufen nach einem Haſen. Lampe ſucht ſich in einen nahe liegenden Wald zu retten, allein noch vor demſelben mußte er ſein letztes Gebet ſprechen. Der junge Hühnerhund des Jägers ſchwärmte auf der entgegengeſetzten Seite umher und ſein Herr eilte dem verendenden Lampe zu, um ihn einzuſtecken. Reinecke, der ſich die ganze Begebenheit an der Liſiere des Waldes mit angeſehen hatte, kam ihm aber zuvor. Er ſprang plötzlich auf den Haſen zu, packte ihn an und ſchleppte ihn vor den Augen des überraſchten Schützen fort, deſſen beide Läufe leider leer waren. Er verfolgte mit ſeinem Caro die

frische Schweißfährte tief in den Wald hinein, mußte bei dem tiefen Schnee aber endlich die Verfolgung aufgeben, ohne dem frechen Räuber seine Beute abgejagt zu haben. Ueberhaupt sind die Füchse bei tiefem Schnee am dreistesten; wahrscheinlich weil da ihr Mangel am größten ist. Mit unglaublicher Kühnheit dringen sie unter den augenscheinlichsten Gefahren in die Gehöfte und oft durch Oeffnungen, von denen man nicht begreifen kann, wie ein Fuchs hindurch kommen konnte.

Der Schaden, welchen der Fuchs anrichtet, sein Balg, welcher dem schlechtbezahlten Revierjäger eine reizende Lockspeise ist, macht ihn zum Gegenstande der eifrigsten Verfolgung. Ebenso viel Antheil daran hat aber wohl auch der Reiz, den die Jagd auf ihn überhaupt gewährt. Es macht uns weit mehr Freude, ein Wild, welches uns Widerstand leistet, zu erlegen, als ein anderes, welches sich wehrlos niederschießen läßt. Kann uns der Fuchs auch nicht im offnen Kampfe entgegen treten, wie der Wolf oder der Bär, so hat ihm doch die Natur anstatt der rohen Kraft jener Thiere die oft weit schwerer zu besiegende List gegeben. Unsere Eitelkeit fühlt sich geschmeichelt, wenn wir einen Fuchs erlegen. Es ist dies ein Sieg über einen geschickteren Nebenbuhler.

Le regnard est une bete
Qui si tu veux l'attraper
Il te faudra bon teste.
Il est viste à galoper,
Courant parmi les bronscailles,
Au terrier sautant d'un sault.
Le chasseur qui le pourchasse,
Qui le tue ou qui le lasse
Peut dire qu'il n'est pas sot.

Le Sire de Maubec.

Poésies nouvelles sur les bestes et les gens. Avignon 1806.

Die Art und Weiſe den Fuchs zu jagen iſt ſehr verſchieden nach dem Zweck, den man damit verbindet. Wir wollen alle dieſe verſchiedenen Geſichtspunkte berückſichtigen. Erſtlich verfolgt man den Fuchs auf alle nur mögliche Weiſe einzig und allein zu dem Zwecke, um ihn auszurotten. Wer mehr Vergnügen an der Jagd auf andre Wildarten findet, oder wer ſeine Jagd wie ein Landgut betrachtet, welches rentiren ſoll, der mag in Gottes Namen vergiftete Lockſpeiſe in die Dickungen werfen. Das iſt ein ſicheres Mittel die Füchſe zu vertilgen, allein kein waidmänniſches, und wollen wir es gern den Krämerjägern überlaſſen, um ſo mehr, da wir den Füchſen doch genug Abbruch zu thun und das Jagdvergnügen damit zu verbinden verſtehn. Ein Revierjäger wird zu einem ſolchen Mittel ſchon deshalb nicht ſeine Zuflucht nehmen, weil ihm dann der Balg entgeht, deſſen Erlös einen Theil ſeiner Einkünfte ausmacht. Ich kenne manchen Revierjäger, der im Sommer um keinen Preis einen Fuchs ſchießen würde; allein zur guten Zeit, das heißt im Spätherbſt und Winter, wenn die Bälge gut ſind, ſtellt er ihnen auf alle nur mögliche Weiſe nach. Die Jagdeigenthümer ſollten dies doch wohl beherzigen und das Schußgeld für andere Wildarten erhöhen, oder einen Sommerbalg dem Jäger ebenſo hoch bezahlen, als den Winterbalg. Denn man bedenke nur, wie viele Haſen und Hühner der Fuchs noch verzehrt, bis ſein Balg gut iſt!

Ein engliſcher Sportman betrachtet es als eine Nichtswürdigkeit, als eine Blasphemie, einen Fuchs zu ſchießen oder gar einen Fuchs ſammt ſeinen Jungen auszugraben. Ländlich ſittlich! Was für England paßt, paßt nicht immer für uns. Wollten wir nur allein die Füchſe par force jagen, dann würden wir keinen Schwanz und keine Feder auf unſerm Revier behalten. Auch haben wir weder die Pferde noch die Hunde zu ſolcher Jagd; daher wollen wir unbedenklich

ſo lange auch noch nach alter deutſcher Weiſe den Fuchs jagen, bis er bei uns etwas ſeltner geworden und die Pferdezucht auf den Standpunkt wie in England gekommen iſt. Wer zu den Bevorzugten gehört, die einen guten Jagdſtall, eine wohl dreſſirte Meute und ein eignes großes Gebiet beſitzen, nun der mag zu ſeinem Vergnügen auch in Deutſchland den Fuchs par force jagen, und werde ich mit dieſer Art Jagd dieſen Artikel beſchließen. Doch jetzt will ich zuerſt die Methoden abhandeln, die bei uns von jeher gebräuchlich waren.

Am meiſten kann man der übergroßen Vermehrung der Füchſe Einhalt thun, wenn man der Jungen und Alten in ihren Bauen habhaft zu werden ſucht. — Wer ſich das Innere eines Fuchsbaues angeſehen hat, wird zugeben müſſen, daß dies kein leichtes Geſchäft und vielleicht trotz all unſerer mannigfachen Werkzeuge unausführbar ſein würde, wenn wir nicht von der Natur dazu einen trefflichen Gehülfen erhalten hätten. Es iſt dies der kleine krummbeinige Dachshund: ein Hund, der wegen ſeines außerordentlichen Muthes unſre größte Achtung verdient. Dieſer Muth grenzt wirklich an Tollkühnheit. Der Feind iſt oft dreimal ſo groß als der Angreifer und mit einem weit furchtbareren Gebiſſe bewaffnet; dennoch wagt es der winzige Dächſel ihn unter der Erde, in ſeinem eigenen, ihm wohlbekannten Hauſe, in ſeiner Feſtung anzugreifen. Mögen auch die Augen von Sand zugeklebt ſein, mögen auch die Ohren in Fetzen zerriſſen, die empfindliche Naſe verwundet ſein, der kleine Dachshund läßt nicht ab, er wird durch die erlittenen Verletzungen nur wüthender.

Der Dachshund iſt auch als Stubenhund ein angenehmer Gefährte und noch zu vielen andern Dingen, außer der Fuchsjagd, zu gebrauchen. Er ſtellt ſehr eifrig allem kleineren Raubzeug nach und man hat Beiſpiele, daß ein engliſcher Dachshund (terrier) hundert

Ratten in fünf Minuten würgte. Der ſchottiſche Terrier iſt 12 bis 14 Zoll hoch, allein ſehr kräftig gebaut, mit kurzen, ſtarken Läufen, ſchmalen, etwas zugeſpitzten Ohren, gewöhnlich ſchwarz oder ſchwarzbraun und rauhhaarig. Die rauhhaarigen Pinſcher, welche bei uns in Deutſchland jetzt immer häufiger werden, ſtammen ganz ſicher von ihm her. Die Dächſel ſind kleine beißige Beſtien, die es manchmal mit dem größten Fleiſcherhunde aufnehmen und mit den wüthendſten Katzen kurzen Prozeß machen. Um ſo ſeltſamer iſt eine Anekdote, welche Carl Brown von einer Dachshündin erzählt. Dieſer hatte man die Jungen weggenommen und in ihrer Troſtloſigkeit nahm ſie ſich einer jungen Ente an, welche ſie, als ihr Pflegekind, mit der allergrößten Sorgfalt bewachte und führte. Ein komiſcher Anblick war es, wenn die Ente ins Waſſer ging. Der Hund lief heulend am Waſſer auf und nieder, bis die junge Ente ans Land kam. Dann nahm er dieſelbe ins Maul und trug ſie auf's Schnellſte nach Hauſe. Dieſelbe Hündin, der man im folgenden Jahre abermals die Jungen nahm, pflegte mit derſelben Sorgfalt zwei junge Hähne. Sie erſchrak aber jedesmal und machte ein höchſt verwundertes Geſicht, wenn die Hähne krähten. Man hat Dachshündinnen ſchon junge Katzen, ja ſogar junge Füchſe zum Säugen gegeben, und ſie haben dieſelben ſtets ſorgfältig gepflegt. — Unſre Dachshunde ſind gewöhnlich ſchwarz mit gelber Bruſt, gelbem Leib und gelben Flecken über den Augen. Man hat auch ganz gelbe, braune, bunte, nämlich grau, ſchwarz und gelb und ſogar ganz weiße. Die Vorderläufe müſſen ganz auswärts gebogen und der Schweif außerordentlich fein und ſchmiegſam ſein. Hieran und an der edlen Form des Kopfes erkennt man die gute Race. Man ſollte nur von ſolchen Hunden züchten, die ſich durch ihren Muth im Kampf mit Füchſen und Dachſen ausgezeichnet haben, denn der Muth erbt fort. Man hat ſehr ſtarke, aber auch ganz kleine Dachshunde.

Ich ziehe letztere vor, weil ſie geſchickter durch die engen Röhren kriechen und ſich freier im Bau bewegen können. Man findet es überdies auch ſehr häufig, daß gerade die kleinſten Dächſel die allerſchärfſten ſind.

Hat man einen begangenen Fuchsbau gefunden, ſo beunruhige man ihn nicht durch zu vieles Beſichtigen und dergleichen; denn merkt die alte Füchſin Unrath, ſo trägt ſie ihre Jungen hinweg. An der Fährte im Sande und an der reichlich in der Nähe des Baues liegenden Loſung kann man leicht erkennen, ob Junge im Bau ſind oder nicht. Befindet ſich ein bequemer Baum in der Nähe, ſo mag man von einer ſolchen Warte herab die intereſſante Familie beobachten und wo möglich die Alten ſchießen. Man wird durch dieſe Beobachtung wenigſtens die Zeit kennen lernen, wenn Herr und Madam zu Hauſe ſind. Will man nun den Bau angreifen, ſo mag man vorher ſeine Vorkehrungen treffen, daß ſie auch darin bleiben. Das geſchieht ſehr einfach, indem man irgend einen verdächtig ausſehenden Gegenſtand, eine Feder oder ein Stöckchen an jeden Ausgang ſteckt. Das Vergnügen Füchſe auszugraben iſt nur halb, wenn beide Alte abweſend ſind.

Zum Fuchsgraben gehören außer guten, ſcharfen Dachshunden noch gar mancherlei Dinge, wenn man es ſchnell und zweckmäßig betreiben will. Hat man die angegebenen Handwerkszeuge nicht und will doch Füchſe graben, nun ſo behelfe man ſich ſo gut man kann. Es geht auch mit einfachen Hacken, Schippen und Beilen. Gut iſt es aber, wenn der Jäger außer dieſen Werkzeugen noch folgende hat: drei Erdbohrer, einen ſpitzen, einen runden und einen flachen; eine große zweizinkige Gabel, eine tüchtige Zange mit langen Stielen und endlich — einen Sack. Im Uebrigen habe ich durchaus nichts dagegen, wenn der Jäger die Vorſchrift des braven Barons du Fouilloux

befolgt. Dieſer ſagt: „Der Edelmann muß ſein Wägelchen haben, worin er mit ſeinem niedlichen ſechzehn- oder ſiebenzehnjährigen Mädchen ſitzt, das ihm unterwegs den Kopf krauen kann. Alle Taſchen des Wagens müſſen mit Fläſchchen und Flaſchen wohl geſpickt ſein; er muß hinten auf dem Wagen einen Koffer mit kaltem Truthahn, Schinken, Rindszungen und anderer Magenweide haben. Der Edelmann muß auf dieſe Weiſe ins Feld rücken, verſehen mit allem angebenen Eiſenwerk, wenn er die Füchſe in ihrer Feſtung angreifen, ihre Kaſematten, Blockhäuſer und Bruſtwehren zerſtören und ſie durch Minen und Contreminen bis in den Mittelpunkt der Erde verfolgen will, um ihren Balg zu bekommen, und daraus Halskragen für die gascogniſchen Armbruſtſchützen zu machen.“

Sobald man am Bau angekommen iſt, verſtopfe man alle Röhren bis auf die eine, durch welche man die Dachshunde hineinſchicken will; wollte man ſpäter auch dieſe ſchließen, ſo könnten die Hunde leicht erſticken, wie es mehr als einmal ſchon ohnedies geſchehen iſt. Will man noch eine zweite Röhre offen laſſen, ſo ſtelle man einen ſichern Schützen als Wächter dazu, oder man umſpanne den ganzen Umfang des Baues mit Netzen. Zweckmäßig wird es ſein, wenn man den Hunden ſtarke Halsbänder anlegt, damit ſie doch einigermaßen gegen die mörderiſchen Biſſe des Fuchſes geſchützt ſind. Schade, daß man ihren langen Behang nicht ſchützen kann, denn an dieſe Lappen packt der Fuchs zuerſt und alle Hunde ſind daran ſehr empfindlich. Vielleicht wäre es gut, den Dachshunden in der Jugend die Ohren abzuſchneiden. Sie würden dadurch freilich eine ihrer Hauptzierden verlieren und dann würde auch die loſe Erde im Bau ihnen die Ohren verſtopfen, was ſpäter Krankheiten zur Folge haben könnte. Manche Jäger hängen den Hunden auch Schellen an, um zu

hören, wo ſie ſich befinden. Dies iſt unnütz, da ihr lautes Bellen es genugſam anzeigt.

Man kann ſich die Arbeit ſehr vereinfachen, wenn man auf die Art der Anlage des Baues Rückſicht nimmt. Liegt der Bau auf einem Hügel, ſo laſſe man die Hunde in die am niedrigſten gelegene Oeffnung; ſie treiben dann den Fuchs nach oben und man hat weniger Erde wegzugraben. Liegt der Bau auf einem kleinen Erdhöcker, ſo laſſe man die Hunde von oben hinein, damit der Fuchs nach dem ebenen Boden heruntergetrieben und ſo die Arbeit erleichtert wird. Wie der Bau aber auch beſchaffen ſein mag, man vergeſſe nie den Eingang zu bewachen, während die Hunde im Bau kämpfen, oder die Arbeiter arbeiten. Man hat ſchon den Fall erlebt, daß der Fuchs mitten durch das Feuer ſprang, welches vor ſeiner Hauptthür angemacht war und um welches ſämmtliche Jäger herumſaßen und ſich Punſch kochten.

Sind die Hunde im Bau, ſo hört man bald eine ſchöne, unterirdiſche Muſik. Es entſpinnt ſich unter der Erde ein mörderiſches Gefecht. Reinecke kämpft für Haus und Hof, Weib und Kind. Er wehrt ſich aus Leibeskräften; allein die kleinen Dachshunde werden durch die erhaltenen Wunden nur wüthender. Iſt ein Kamerad in einem engen Defilé mit dem Feind engagirt, ſo daß der andre nicht zum Gefecht kommen kann, ſo kommt er wohl auf einen Augenblick heraus und ſchöpft Athem. Sein ganzes Geſicht iſt mit Erde und Blut verklebt und er ſieht kampferhitzt aus. Er hält ſich auch trotz aller Liebkoſungen nicht lange auf, ſondern eilt mit friſchen Kräften zurück in den Bau, gräbt und beißt ſich durch, um dem Fuchs in die Flanke zu fallen, der ſich ſo bedrängt in die Kammer und endlich in den Keſſel zurückzieht. Hier kann er Athem holen, denn in den ſenkrechten Stollen, der zum Keſſel führt, kann ſich der Dachshund

nicht wagen, denn er muß befürchten, in einer ganz wehrlosen Lage dem Feinde gerade in den Rachen zu fallen. Die Hunde können nun nichts weiter mehr thun, als die Kammer behaupten und den engen Gang zum Kessel bewachen.

Die Jäger außerhalb sind unterdessen dem Gange des Gefechtes aufmerksam gefolgt. Dies kann man am besten, wenn man sich mit dem Ohre auf die Erde legt, denn sonst täuscht man sich gewöhnlich über die Gegend, in welcher sich die Hunde befinden. Hört man ihr Gebell eine Zeitlang auf einem Flecke, so kann man annehmen, daß sie den Fuchs in den Kessel getrieben haben und man muß sich beeilen, ihnen zu Hülfe zu kommen; denn geschieht dies nicht, so wagt der Fuchs, der sich ausgeruht hat, einen Ausfall, der manchmal gelingt.

Die Hauptkunst besteht nun darin, den Fleck zwischen den Hunden und dem Fuchse zu bestimmen. Hierzu gehört Erfahrung und Kenntniß des Fuchsbaues. Auf diesen Fleck setzt man den spitzen Erdbohrer ein; er bahnt den andern Bohrern den Weg. Zuletzt setzt man den flachen Bohrer ein, durch welchen man die enge Röhre zwischen Kessel und Kammer verstopft. Alte, erfahrne Hunde, welche die Sache schon kennen, verlassen nun den Bau. Geschieht dies, so thut man gut sie zu koppeln, denn sonst sind sie durch ihren Eifer den Arbeitern nur im Wege und können leicht Schaden leiden.

Hat man nun den flachen Bohrer placirt, dann grabe man eine senkrechte Tranchee in der Richtung der engen Röhre. Je näher man aber dem Fuchse und den Hunden kommt, desto vorsichtiger arbeite man, damit man nicht einen der letzteren beschädigt. — Ist man endlich mit vieler Mühe und Arbeit so weit gekommen, dann wird man Reinecke sehr bekümmert in seinem Winkel entdecken. Manchmal gräbt sich der Schelm während der Arbeit auch tiefer oder seitwärts, so daß man ihn vor aufgeschütteter Erde nicht sieht. Dann muß man

gehörig aufpaſſen. Sieht man ihn, dann drücke man ihn mit der Fuchsgabel an den Boden feſt. Ein andrer Jäger faſſe ihn recht feſt mit der Zange, zeige ihn den jauchzenden Hunden und ſtecke ihn in den Sack, denn er ſoll den jungen Hunden noch zu einer lehrreichen Uebung dienen.

Findet man beide Alte, deſto beſſer. Die jungen Füchſe, die ſich oft ſchon recht tapfer wehren, gebe man den Hunden preis, damit ſie für ihre Arbeit doch auch einen Lohn haben. Quälen ſie die armen Schelme zu lange, dann gebe man dem aufmerkſam dabei ſitzenden Caro einen Wink, daß er der Sache ein Ende mache.

Hat man junge Dachshunde, oder auch Hühnerhunde zu Haus, die man ſcharf machen will, dann kann man auch einige junge Füchſe lebend mitnehmen. Man laſſe ſie auf einer Scheuntenne los und hetze die jungen Hunde darauf. Sind die Füchſe nicht mehr ſo ganz ſchwach, dann wehren ſie ſich tüchtig, ohne jedoch den jungen Hunden großen Schaden zu thun. Dies Mittel ſcheint mir weit beſſer und auch weniger grauſam als das, welches manche andre Jäger anwenden, und welches auch Elzéar Blaze empfohlen. Man ſoll nämlich dem alten Fuchſe die Zähne ausbrechen und ihm die Flechſen an den Hinterläufen durchſchneiden und nun die Hunde darauf hetzen. Noch abſcheulicher iſt aber das „ziemlich hübſche Vergnügen", welches Elzéar Blaze „den Damen" mit dem Fuchſe verſchafft wiſſen will. Man ſoll dem armen Thier die Augen zunähen, es dann loslaſſen und mit allen Hunden hetzen. Die Purzelbäume, die der blinde Fuchs macht, mögen ganz poſſierlich ſein, allein die Quälerei dabei iſt doch gar zu groß. — Das Fuchsprellen iſt aus der Mode und gehört in dieſelbe Kategorie, wie das eben angeführte „Vergnügen".

Bei den Fangarten will ich mich auch nicht lange aufhalten. Durch Berliner Eiſen oder Schwanenhälſe erreicht man wohl am

ſicherſten ſeinen Zweck. Die künſtlichen Witterungen, mit denen man das Eiſen beſtreicht und auf welche frühere Jäger ſo großen Werth legten, ſind ſelten von großem Nutzen. Um den Fuchs in die Nähe des Eiſens zu locken, mag man allenfalls eine Schleppe mit einer gebratenen Katze machen. Ein friſches Haſengeſcheide thut oft dieſelben Dienſte. Eine Hauptſache bei dem Stellen der Eiſen iſt aber, daß dieſelben nicht mit bloßen Händen, ſondern mit einem ganz reinen Lappen angefaßt werden. Zum Reinigen des Eiſens gebrauche man Sand und reines Waſſer. Außerdem verſtecke und verankre man das Eiſen gut.

Verſteht man das Reizen, das heißt die Stimme einer Maus oder eines klagenden Haſen nachzumachen, ſo wird man, mit gutem Winde verſteckt, manchen Fuchs zu Schuß bekommen. Der Anſtand auf einem Baume in der Nähe eines Baues iſt oft auch lohnend, erfordert aber viel Geduld. Wer dieſe nicht hat, kann auch auf andre Weiſe zum Ziele kommen. Vermuthet man den Fuchs im Bau, was bei ſchlechtem Wetter und in der Ranzzeit am ſicherſten zu hoffen iſt, ſo ſchleiche man ſich ſo leiſe als möglich heran und laſſe einen Dachshund in die Röhre. Dieſer treibt ihn oft pfeilſchnell heraus. Jagt ihn aber der Dächſel tiefer in den Bau hinein, dann ſpringt er gewöhnlich nicht. Man warte dann bis der Hund heraus kommt, nehme ihn an die Leine und ſtelle ſich ein kleines halbes Stündchen ganz ruhig an. Streckt der Fuchs unterdeſſen einmal die ſpitze Naſe heraus, und hat eine Ladung Schrot ins Geſicht erhalten, dann wird ein zweiter Verſuch mit dem Hunde vielleicht beſſer glücken. Bei dieſer Art Jagd muß man ſich indeſſen hüten, auf dem Baue umherzumarſchiren. Geſchieht dies, dann kann man auf keinen guten Erfolg rechnen.

Hat man gute und erfahrne Schützen, ſo werden Treibjagden

auf Füchſe auch lohnend ſein. Sonntagsjäger, die weder treffen, noch ſtill ſtehen, noch den Mund halten können, mögen bei der Jagd nur zu Hauſe bleiben; ſie verderben den wirklichen Jägern das Vergnügen, ohne ſelbſt welches zu haben. Schweigen und zweckmäßige Anordnung, beſonders verſtändige Beachtung des Windes, ſind Haupterforderniſſe, wenn die Jagd gute Reſultate geben ſoll. — Auf ziemlich ſichern Erfolg kann man rechnen, wenn man eine Dickung, in welcher man Füchſe vermuthet, mit guten Schützen umſtellt und einige Dachshunde oder alte ausgediente Hühnerhunde hineinläßt. Vor dieſen fürchtet ſich der Fuchs nicht ſonderlich und läßt ſich von ihnen lange im Treiben umherjagen, wobei er gewiß einem der Schützen zu Schuß kommen wird. Gut iſt es jedenfalls, wenn man vorher die Baue verwittert, oder einen und nach Umſtänden mehrere gute Schützen dabei poſtirt.

Nur höchſt ſelten wird man Gelegenheit haben, einen Fuchs vor dem Vorſtehhunde zu ſchießen. Ich hätte einmal ſo glücklich ſein können, wenn ich nicht — doch ich will die Geſchichte lieber erzählen. Ich war auf der Hühnerjagd in Weſtfalen und hatte einen noch jungen, kaum führigen, aber vortrefflichen Hund bei mir. Verſprengte Hühner fielen in ein ſehr großes Saatſtück und ich machte mir kein Gewiſſen daraus, ihnen mit meinem Argos zu folgen. Der Hund zog an und ſtand plötzlich wie electriſirt. Die Augen traten weit hervor, die Naſe wurde ganz ſpitz und lang, und die Lippen verzogen ſich, ſo daß die mächtigen Fangzähne ſichtbar wurden. Der eine Vorderlauf ſchwebte in der Luft und die buſchige Ruthe ſtarrte gerade weg. So hatte ich Argos noch nie ſtehen ſehn und da ſein Blick auf einen Gegenſtand dicht vor ihm gerichtet war, ſo verſuchte ich es, denſelben ebenfalls zu entdecken. Was ſah ich! Kaum fünf Schritte von mir einen ſtarken Fuchs, der ſich halb herum gebogen hatte und dem Hunde

die weißen Zähne zeigte. Dies Stück ſpielte mitten in der hohen Saat. Lief Reinecke die Furche entlang, ſo konnte ich ihn nicht mehr ſehn; ich beſchloß daher, ihn auf der Stelle todt zu ſchießen. Als ich drückte, machte er aber einen Satz und fort ging's. Ich ſchoß mit dem linken Laufe nach, obgleich ich nur an der ſich bewegenden Saat ſah, wo ſich der Fuchs befand. Ich fehlte und der Fuchs machte links um und ging aufs Freie, wo ich ihn mit Bequemlichkeit hätte erlegen können, — wenn ich noch einen Schuß in der Flinte gehabt hätte! Es war ſein Glück, daß die Zündnadelgewehre damals noch nicht verbreiteter waren.

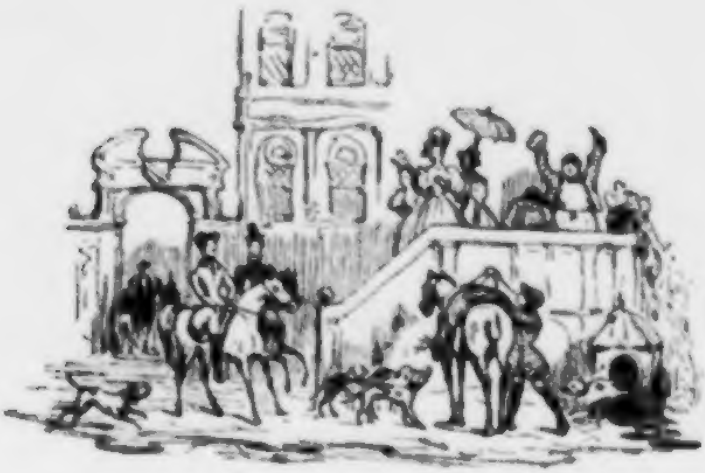
So viel Schaden der Fuchs auf einem Revier verurſacht, ſo fehlt einer Treibjagd, beſonders im Holze, einer der größten Reize, wenn keine Füchſe vorkommen. Nichts iſt aber unterhaltender, als wenn bei einem Haſentreiben auf freiem, ebenem Felde ſich zufällig ein Fuchs mit einſchließen ließ. Jeder Schütze hofft, das ſeltene Wild ſolle ihm anlaufen, und eben weil es das einzige ſeiner Art im ganzen Treiben iſt und aller Augen auf den gerichtet ſind, dem der Fuchs anläuft, ſo ſind ſelbſt erfahrne Jäger manchmal etwas aufgeregt. Daher kommt es denn, daß Reinecke bei Feldtreiben ſo oft mit heilem Balg davon kommt, trotz des Tirailleurfeuers, welches gegen ihn eröffnet wird. Manche hitzige Schützen ſchießen ſchon auf zweihundert Schritt, um doch wenigſtens auf den Fuchs geſchoſſen zu haben.

In manchen Gegenden Deutſchlands iſt man ſo erpicht darauf, Füchſe zu ſchießen, daß man dafür faſt jede andre Jagd aufgiebt. Unter Anderm findet dies im Holſteiniſchen ſtatt. Die Füchſe werden mit der zärtlichſten Sorgfalt gehegt und für die Herbſtjagden aufgeſpart. Wehe dem Barbaren, der außer der Zeit einen Fuchs zu erlegen wagt.

Alle dieſe Jagdarten ſind einfach; allein ſie gewähren dem genügſamen deutſchen Jäger hohen Reiz. Er iſt damit zufrieden und ſehnt ſich nicht nach etwas Anderem, denn er iſt nur Jäger, nicht Sportsman. Dieſem wird der Anſtand, das Fuchsgraben, das Treibjagen nicht Befriedigung gewähren. Er iſt ungenügſamer, er verlangt mehr; er will alle ſeine Liebhabereien wo möglich auf einmal befriedigen und findet nur vollkommenen Genuß, wenn er ſie zuſammen genießen kann. Die Reitkunſt liegt ihm ebenſo am Herzen wie die Jagd, und ſchöne Pferde erfreuen ihn eben ſo ſehr wie ſchöne, wohldreſſirte Hunde. Die Parforcejagd vereinigt alle dieſe Genüſſe. Einen Hirſch auf dem Anſtand, oder auf dem Pürſchgang oder im Treiben zu ſchießen, koſtet eben nicht ſo große Mühe und nur eine gut angebrachte Kugel. Hat man Glück, ſo kann man in einem kurzen Zeitraume mehrere ſchießen. Anders iſt es bei der Parforcejagd. Welche Mittel werden dazu in Bewegung geſetzt und wie viel Anſtrengung, Geſchicklichkeit und Mühe erfordert es, nur einen Hirſch zu erlegen. Welch ein Jubel, wenn die Ausdauer und Geſchicklichkeit der Hunde, Pferde und Jäger über die Liſten des ſtolzen Thieres geſiegt haben, wenn ihn die lärmende Meute umringt und ihm einer der Jäger den Todesſtoß giebt.

Wie ſtolz fühlen ſich bei der Rückkehr die Jäger und ſelbſt die, welche während der ganzen Jagd weder Hirſch noch Hunde zu ſehen bekamen. Sie haben ſich deſſenungeachtet wacker angeſtrengt und

bilden ſich ein, Antheil an der Erlegung des königlichen Wildes zu haben, welches auf kräftigem Pferde in den Schloßhof gebracht wird und deſſen ſtattliches Geweih die Damen bewundern.



Doch nicht überall giebt es Hirſche und dann iſt die Hirſchjagd auch mit großen Schwierigkeiten verbunden. Der Hirſch hat lange Läufe, die ihn ſchnell wie der Wind davon tragen; kein Pferd, kein Hund thut es ihm an Ausdauer gleich. Man bedarf mehrerer Meuten, mehrerer Pferde zur Hirſchjagd, und dann geht noch das Wild ſo oft verloren. Die Fährte iſt flüchtiger Natur und überhaupt die ganze Jagd ſchwierig. Aus allen dieſen Gründen ziehen die Sportsmen meiſtens die Fuchsjagd vor. Den Fuchs kann man mit einer Meute, mit einem Pferde jagen. Er hält zwar wacker aus und ſeine Schnelligkeit im Laufen iſt bedeutend; allein ſeine Verfolger haben längere Beine und ebenſo guten Athem. Seine Fährte iſt dauernder und Hunde mit weniger feiner Naſe werden ihr folgen können, ſelbſt wenn ſie ſchon erkaltet ſein ſollte. Große Liſt, um den Hunden zu entgehen, wendet der Fuchs in der Regel nicht an;

denn er weiß, daß ihm alle Haken und Widergänge nichts helfen; er läuft und läuft bis er nicht mehr kann. Die einzige Kunst, die er zur Erſchwerung ſeiner Verfolgung anwendet, iſt, daß er durch die unwegſamſten Orte kriecht, in der Hoffnung, daß ihm die Jagd nicht wird folgen können.

Zur Fuchsjagd gehören vor allen Dingen treffliche Pferde und kühne Reiter; außerdem ein Terrain, auf welchem man reiten darf. Alle drei Erforderniſſe ſind bei uns in Deutſchland ſelten, und ſo wird denn die Fuchsjagd nie populär werden. Nur große Gutsbeſitzer, oder ganze Geſellſchaften werden ſich das Vergnügen verſchaffen können, den Fuchs par force zu jagen.

In England zum Beiſpiel iſt das anders. Dort iſt die Fuchsjagd ein Vergnügen, an welchem das Volk direct oder indirect Theil nimmt, weil es den Nutzen einſieht. Die Fuchsjagd iſt ein mächtiger Hebel der Pferdezucht und dieſe bringt dem Landmann Gewinn. Er ſah von Jugend auf die kühnen Reiter über die Felder ſtreifen und es fällt ihm nicht ein, mürriſch drein zu ſehn, wenn auch hie und da ein kleiner Schade angerichtet wird. Unſre Bauern würden ein ſchönes Zetergeſchrei erheben, ſelbſt wenn die Jagd nur über einen Sturzacker oder ein Stoppelfeld ginge, oder ihnen gar dadurch eine Hecke oder ein Zaun verdorben würde. Der engliſche Pachter, ſelbſt der Bauer nimmt gemeinſchaftlich mit dem Pair und Herzoge Theil an der Jagd, hat er nur ein gutes Pferd, um den Hunden zu folgen. Selbſt Geiſtliche ſieht man hinter der Meute.

Die Fuchsjagd iſt in England durchaus keine bloße Spielerei, kein leerer Zeitvertreib. Ihr verdankt England zwei weſentliche Vortheile, welche die Gegner der Fuchsjagd wohl berückſichtigen ſollten. Erſtlich iſt ſie ein ſehr wirkſamer Hebel der Pferdezucht, vielleicht wichtiger als die Wettrennen, und zweitens übt ſie auf den

Charakter des Volkes einen mächtigen und heilbringenden Einfluß. Die Fuchsjagd bildet Männer! Männer im wahren Sinne des Wortes, voll Entschlossenheit, Kraft und Muth, welche Eigenschaften wir so oft bei den Engländern finden und die wir bewundern müssen, trotz mancher Sonderbarkeiten, die wir belächeln. Das Seewesen und die Fuchsjagd sind die wahren Schulen zur Bildung tüchtiger Menschen. Wären wir Deutsche Seeleute und Fuchsjäger wie die Engländer, dann brauchten wir sie vielleicht nicht um ihre Staatsverfassung, um ihre Freiheit zu beneiden. Schon von Jugend auf werden die jungen Engländer mit Gefahren bekannt gemacht; Knaben, die kaum der Schule entlaufen sind, bestehen mit Leichtigkeit Abenteuer, die einem deutschen Manne die Haut schauern machen. Kommt auch mancher Sohn edler Eltern in den Gefahren um, welche das Seeleben und die Fuchsjagd bieten, so ist er auf dem Felde der Ehre gestorben, und kein echter Engländer wird seinen zweiten Sohn ängstlich hätscheln und behüten, weil der erste in einem Schiffbruch umkam, oder bei einem kühnen Sprung den Hals brach.

Eine Meute zu unterhalten kostet sehr beträchtliche Summen und nicht jeder Fuchsjäger ist so mit Glücksgütern gesegnet, um es thun zu können; allein in England giebt es reiche, patriotische Männer, die es gleichsam als eine Pflicht betrachten, welche sie dem Lande, dem Volke schuldig sind, einen Theil ihres Reichthums zu opfern, indem sie das nationale Vergnügen der Fuchsjagd befördern. Herzöge und Grafen, die vielleicht selbst nicht einmal den Hunden folgen, halten treffliche Meuten. Andere werden auf Kosten ganzer Gesellschaften unterhalten. Alle diese Meuten jagen in bestimmten Revieren und an bestimmten Tagen, welche durch die öffentlichen Blätter bekannt gemacht werden.

So wenig gern nun auch die Engländer der höhern Klassen mit

denen niederer Stände in Berührung kommen, ſo fällt doch dieſes getrennte Weſen bei der Fuchsjagd weg. Es iſt dies ein Volksfeſt, an welchem Jeder Theil nehmen kann, der Luſt dazu hat und ein ſchnelles Pferd beſitzt.

Ein Jagdrendezvous in England bildet ein höchſt anziehendes Gemälde. Zur feſtgeſetzten Stunde, gewöhnlich zwiſchen neun und zehn Uhr Vormittags, erſcheint der Huntsman mit ſeiner Meute in der Nähe der Suche, das heißt des Dickichtes, in welchem man Füchſe ſtecken weiß, oder vermuthet. Von allen Seiten kommen die Grooms herbei, welche die Jagdpferde ihrer Herren führen, die manchmal in großer Entfernung vom Rendezvous wohnen und ihre Pferde vorausſchicken, oder einen Jagdſtall im Jagddiſtrikt ſelbſt haben. Dann kommen die Sportsmen aus der Nachbarſchaft, Landedelleute und Pachter, auch wohl Bürger und ſelbſt Handwerker aus den benachbarten Städten, jeder ſo gut oder ſo ſchlecht beritten, als er es vermag. Allmälig kommen nun auch die entfernter wohnenden Gentlemen zu Pferde oder zu Wagen an und ſehen ſich nach ihren Grooms um. Damen, angelockt durch den heitern Morgen und das anregende Schauſpiel einer Jagd, erſcheinen in ihren Tilburys, die häufig von ihnen ſelbſt geführt werden. Manche kühne junge Dame erblickt man auch zu Pferde und die Herren beeilen ſich, ihr ihren Schutz während der Jagd anzubieten. Faſt alle Sportsmen erſcheinen im rothen Frack, blauen Halstuch, weißen Beinkleidern und hohen Stiefeln. Einige tragen den Namenszug des Beſitzers der Meute, mit welcher ſie gewöhnlich jagen, auf ihren Knöpfen; Andere bezeichnen dies durch anderfarbige Kragen und Aufſchläge. Fremde ſieht man hin und wieder in dunkelfarbigen Fracks und hie und da einen Geiſtlichen im ſchwarzen; denn wenn man es auch ganz in der Ordnung findet, daß der Geiſtliche den Fuchs jagt, ſo würde man es

doch ſehr unpaſſend finden, wenn Se. Hochwürden einen rothen Rock trüge.

Die jungen Pachter umkreiſen auf ihren köſtlichen Pferden die vornehmen Herren und ſuchen deren Aufmerkſamkeit durch kühne Sprünge auf ſich zu ziehn. Sie wiſſen, daß ein gelungener Sprung den Werth ihres Pferdes um viele Guineen erhöht, daß dem reichen Adel für ein gutes Jagdpferd kein Preis zu hoch iſt. Tollköpfige Studenten von den benachbarten Hochſchulen haben ſich ebenfalls eingefunden. Die Väter, die ſich ihrer eignen Jugend noch mit Vergnügen erinnern, ſind nicht knauſerig gegen ihre Söhne und dieſe in der beſten Laune auf die Freigebigkeit des Alten hin reſpectable Schulden zu machen. Der Preis für ein Jagdpferd iſt ihnen eine Kleinigkeit. Die Damen in den Wagen fordern ihre Eitelkeit heraus; ſie tummeln ihre Pferde auf die verwegenſte Weiſe und ermüden ſie ſchon vor der Jagd. Dafür machen ſie ſich aber auch nicht viel daraus, wenn ſie kopfüber in einen Bach oder in eine Dornenhecke geworfen werden. Rings auf den Anhöhen und auf den Bäumen haben ſich zahlreiche Zuſchauer eingefunden. Der Holzhauer wirft die Art weg, der Taglöhner den Spaten, der Handwerker verläßt die Arbeit und der Bauer den Pflug, — alle wollen den Aufbruch zur Jagd ſehen, jeder läuft, ſo ſchnell ihn die Beine tragen.

Die Hunde ſehen mit Ungeduld auf den Huntsman und mit Reſpect auf die Piqueurs, die oft genöthigt ſind, die Peitſche ſchwirren zu laſſen, wenn einer der Hunde ſeiner Ungeduld Laute geben will. Endlich wird das Zeichen zum Beginn der Jagd ertheilt. Der Huntsman läßt die Hunde in die Suche und die Piqueurs reiten auf die Windſeite, um zu ſehen, wenn der Fuchs die Suche verläßt.

Alles iſt jetzt in geſpannter Erwartung, Roß und Reiter. Junge Thiere ſehen mit geſpitzten Ohren nach den Hunden und

ſcharren vor Ungeduld mit dem Huf. Alte geübte Jagdpferde, welche ſchon manches Jagdrennen mitgemacht haben, ſtehen mauerſtill und ſehen unverwandten Blickes nach der Suche. Horch! ein Hund giebt Laut! Manches feurige Thier macht bei dieſem Ton einen Satz, daß der Reiter beinahe die Bügel verliert; allein die alten, gedienten Pferde nehmen von dieſem Laut ebenſo wenig Notiz, wie ihre erfahrnen Reiter und die übrige Meute. Es war die unſichre, vorlaute Stimme eines jungen Hundes. Doch plötzlich hört man in hellen Tönen die bekannte Stimme eines alten Hundes, der niemals irrt. Nun kommt Leben und Bewegung in die für Augenblicke vor Erwartung erſtarrte Gruppe. Alle Hunde eilen zu ihrem glücklichen Kameraden und bald hört man die ſchönſte Muſik.

. . . . . Nichts lieb' ich ſo,
Als eine gut dreſſirte Meute; keiner
Verliert den Muth, ſie ſpüren eifrig fort
Und keiner läßt dem andern ſein Geſchäft.
Des Jägers Lob und Tadel fürchten ſie
So wie das Roß den Reiter! Vorwärts geht's! —

Reinecke hört die entſetzliche Muſik. Vergebens ſucht er in ſeinen Wohnungen Schutz; er kann nicht hinein, die Thüren ſind ſorgfältig verrammelt und er hat nicht Zeit ſich durchzugraben. Das ganze Dickicht wimmelt von Hunden. Hinaus ins Freie, denkt er, und verläßt die Suche. Er läuft am Rande des Waldes entlang, ein Stück ins Feld hinein und macht dann plötzlich wieder Kehrt, denn er hört die Hunde nicht mehr in ſeiner Nähe und hofft ſie irre zu führen, wenn er auf der andern Seite aus der Suche bricht.

Nun heißt es für die Piqueurs aufpaſſen! Die Hunde folgen eifrig der Fährte und überſchießen in ihrer Hitze leicht den Punkt, wo der Fuchs ſich wandte. Ein Abfall iſt unvermeidlich, wenn der

Piqueur nicht mit Stimme und Peitsche die Hunde wendet. Endlich ist es gelungen, die Hunde sind auf der richtigen Fährte auf der andern Seite der Suche. Der Huntsman und ein Piqueur dicht bei ihnen. Der andre Piqueur bleibt so lange hinten, bis auch der letzte Hund die Suche verlassen hat.

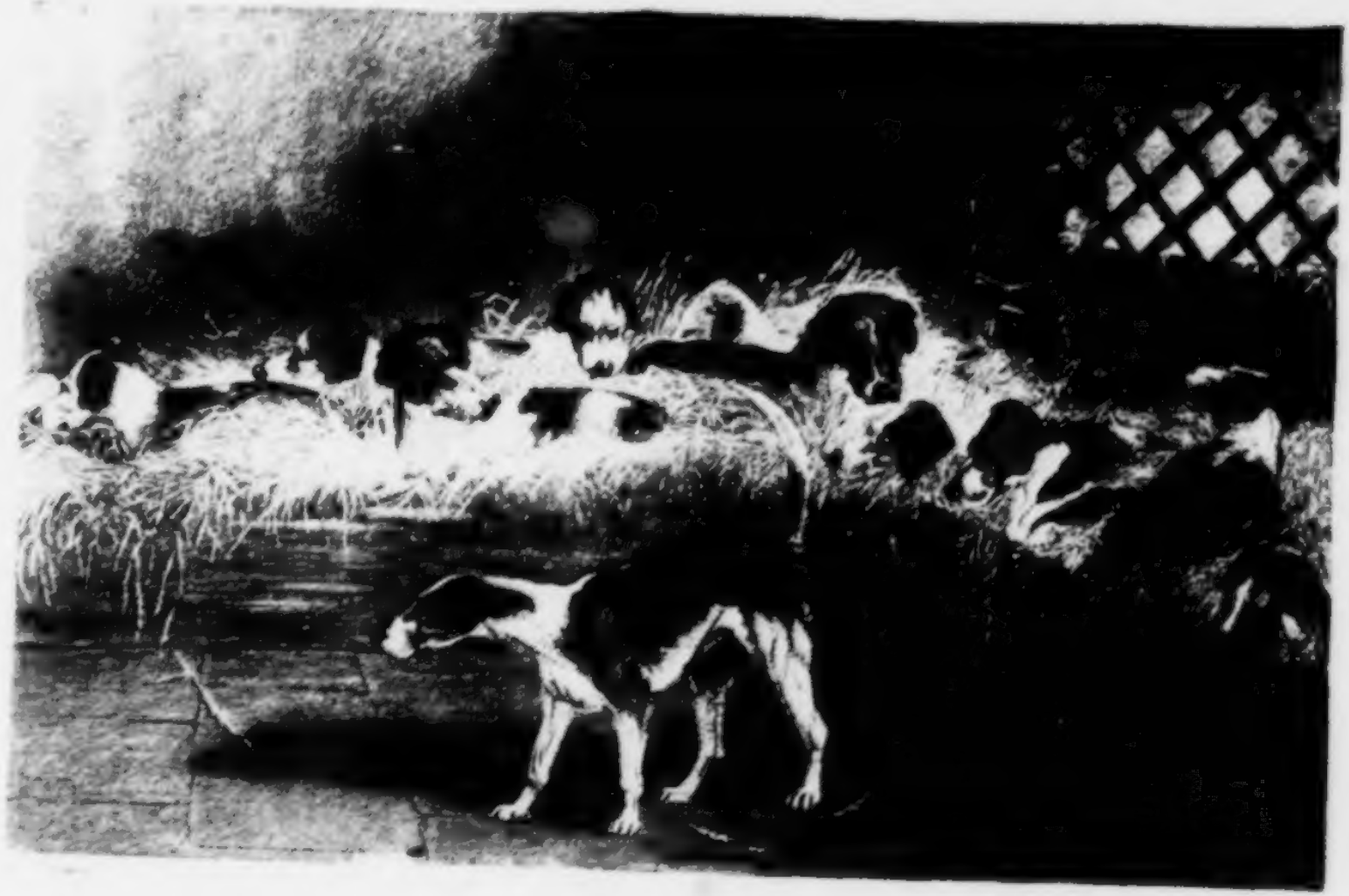
Die Jagd stürmt nun den Hunden nach. Fort geht es über Berg und Thal. Kein Hinderniß vermag es, die kühnen Reiter aufzuhalten. Keine Hecke ist zu dicht oder zu hoch, kein Bach oder Graben zu breit, es geht darüber hinweg. Wohl denen, die ihre Pferde nicht vorher unnütz ermüdeten. Das Rennen ist scharf und die Hindernisse sind zahlreich. Hecken und Schlagbäume sind zwar beachtungswerth für Roß und Reiter, allein was sind sie gegen einen Bach mit steilen Ufern! Wenige Pferde springen gern über Wasser, besonders wenn sie schon etwas ermüdet sind. Manche sprengen im vollen Rennen bis an den Rand, pariren dann plötzlich, so daß ihr Reiter über ihren Kopf hinweg mitten in den Bach fällt. Andere verweigern den Sprung nicht; sie erreichen aber nur mit den Vorderhufen den gegenüberliegenden steilen Uferrand, suchen sich zu halten, schwanken, überschlagen sich mit ihrem Reiter und wälzen sich mit ihm im Wasser. Die Vorkommnisse bei einer Fuchsjagd sind so verschiedener Art, daß man ein ganzes Buch schreiben müßte, wollte man alle möglichen Fälle hier aufzählen. Auch ist es hier nicht meine Absicht, weder über die Art, wie man mit den Hunden reiten muß, noch über die Behandlung des Jagdpferdes zu reden. Dies will ich mir für eine andere Gelegenheit aufbewahren, da der Gegenstand für einen eignen Artikel wichtig genug ist. Hier mag nur noch das eine Stelle finden, was nach deutschen Ansichten *waidmännischer* ist. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet interessiren uns hier nur noch die Hunde und die Functionen derjenigen

Leute, welche zur Vorbereitung und zur Führung einer Fuchsjagd nöthig ſind.

Ich will hier kein Lehrbuch über die Fuchsjagd ſchreiben, ſondern meinen deutſchen Leſern nur eine Idee davon geben, was in England als dazu gehörig gefordert wird. Wer Luſt und Geld hat, in Deutſchland eine Meute zu halten, wird ſich ſchon die nöthigen Nachweiſungen zu verſchaffen wiſſen, die in den vortrefflichen Werken engliſcher Jagdſchriftſteller, wie Apperley (Nimrod), enthalten ſind.

Zuerſt alſo einige Notizen über den in England zur Fuchsjagd gebrauchten Hund. — Die Engländer ſind Meiſter in der Thierzucht; das heißt, ſie verſtehen es, durch Kreuzungen verſchiedener Arten Produkte zu erhalten, die dem Zwecke entſprechen, zu welchem ſie gebraucht werden ſollen. Dies läßt ſich nicht, wie man zu ſagen pflegt, über dem Knie brechen, ſondern erfordert eine vieljährige Conſequenz. Zur Fuchsjagd braucht man kräftige, ſchnelle und doch leichte und ſcharfe Hunde. Die in England beim Aufblühen der Fuchsjagd vorhandenen Hunde genügten nicht dazu vollkommen und man begann zu experimentiren. Richardſon, dem man wohl ein Urtheil in ſolchen Dingen zuſprechen kann, behauptet, daß die Fuchshunde aus einer Kreuzung von Windhunden (greyhound) mit Dachshunden (terrier) hervorgegangen wären. Durch ſorgfältige Züchtung hat ſich die neue Raçe immer mehr veredelt und iſt eine ſelbſtſtändige geworden, die nur durch ihre Fähigkeiten noch an ihre Stammältern erinnert.

Die engliſchen Sportsmen ſind über das „Ideal" eines Fuchshundes noch ſehr uneinig und ſtreiten ſich oft um ſehr unweſentliche Dinge. Bald ſoll die Farbe, bald die mehr oder minder große Rauhheit des Fells, bald gar die Zahl der Haare in der Ruthe den Ausſchlag geben! Bei ſelbſtſtändigen oder Urraçen, wie beim



Ungültig

Bluthund und beim Talbot, mag die Farbe einigermaßen für die Aechtheit zeugen: allein bei einer gemiſchten Race kann gar nichts darauf ankommen. Ich will mich nicht lange damit aufhalten, dem Leſer die äußere Geſtalt des Fuchshundes zu vergegenwärtigen, da der beiliegende treffliche Stahlſtich es am beſten vermag.

Der Fuchshund iſt ein wilder, unbändiger, feuriger und äußerſt blutgieriger Hund. Er reißt gern Alles nieder, was ihm in den Weg kommt und vergreift ſich nicht ſelten an ſeinem Wärter, wenn ihn dieſer ſchlecht behandelt hat. Fuchshunde müſſen daher unter bei Weitem ſtrenger Zucht gehalten werden als z. B. Hirſchhunde und Vorſtehhunde. Bei letzteren wird Güte weit mehr wirken: bei den [illegible] regiere die Peitſche. Auf der Jagd zeigt ſich ebenſo ihr feuriges Temperament. Kaum haben ſie die Fährte angenommen, ſo ſtürzen ſie mit der größten Schnelligkeit darauf fort. Nichts vermag ſie aufzuhalten. Sie jagen mitten durch eine Reiterſchaar, ohne anzuhalten: allein niemals hörte man, daß ein Fuchshund übergeritten worden ſei.

Ihre Hitze iſt denn auch oft Schuld, daß ſie die Fährte überſchießen und die Whippers-in, oder Piqueurs, haben aufzupaſſen. Erfahrene Füchſe ſcheinen ſich dieſe üble Eigenſchaft des Fuchshundes gemerkt zu haben, wie folgende Geſchichte beweiſt, die 1819 in [illegible]owar paſſirt ſein ſoll.

Ein ſtarker Fuchs wurde von der Meute hart gedrängt und langte ſo, als die Hunde ſchon dicht hinter ihm waren, am Fuß einer Mauer an. Er ſchwang ſich ſchnell hinüber, drückte ſich an die andere Seite und ließ ſämmtliche Hunde über ſich wegſetzen. Dann ſprang er wieder über die Mauer zurück und rettete durch dieſe Liſt ſein Leben.

Doch, da ſitze ich ja wieder auf meinem Steckenpferde und da dies einmal der Fall iſt, ſo will ich auch den Zügel ſchießen laſſen

und dem Leſer noch ſchnell eine Anekdote von der Liſt des Fuchſes verſetzen, die ich noch auf dem Herzen habe.

Im Gaſthofe zum „goldenen Bären" — natürlich in einer Stadt in England; Sie ſehen, die Geſchichte iſt authentiſch, denn ich nenne Namen und „Alles" — hatte man einen jungen Fuchs abgerichtet, im Rade zu gehen und ſo die Braten zu wenden. Er hätte letztere weit lieber ſich zugewendet; aber da ihm nichts davon gereicht wurde, ſo zog er es vor, den Augenblick wahrzunehmen und in ſeine heimathlichen Wälder zurückzukehren. Hier blühte ihm aber auch nicht das Glück, welches er ſich verſprochen hatte. Die Fuchshunde ſtöberten ihn auf und er floh vor ihnen, ſo ſchnell er laufen konnte. Bald ſah er ein, daß ſie ihn endlich einholen würden und dachte mit Wehmuth

an die Fleiſchtöpfe Aegyptens, oder vielmehr an die Braten im goldenen Bären. Er folgte dem Zuge des Herzens, lief in das Städtchen hinein und geradeswegs in die Küche des „goldenen Bären". Seine Stelle war noch vacant; er nahm ſie ſogleich ein und drehte ſein Rad ſo emſig weiter, als hätte ihn niemals der Freiheitsſchwindel befallen. — Welche herrliche Moral liegt in dieſer Anekdote vom Fuchs! Hätte ich nur Zeit, wie wollte ich ſie daraus zum Nutz und Frommen unſerer Jugend entwickeln.

Doch zurück zum Fuchshund. Was ihm im Vergleich zum Fuchs an Liſt abgeht, erſetzt er durch Ausdauer, Schnelligkeit und Eifer. Als Beweis für letzteren mag Folgendes dienen: Während man ein Dickicht durchſuchte, ſchlug eine junge Hündin an, ohne daß die anderen Hunde einſtimmten. Der Jäger ſchalt vergebens, er behauptete, ſie irre ſich, und die Peitſche ward unbarmherzig gehandhabt. Ein unglücklicher Hieb traf ihr Auge und riß es aus der Höhle. Trotz des Schmerzes nahm die Hündin die Fährte dennoch wieder auf und folgte ihr ganz allein. Erſt lange darauf nahm die ganze übrige Meute dieſelbe Fährte an. Ein Bauer, der des Weges kam, ſagte den Jägern, daß ſie weit hinter dem Fuchs zurück wären; nur ein einziger Hund mit blutigem Geſicht ſei dicht hinter ihm her, ſie aber würden ihn ſchwerlich noch einholen. Die Hündin hatte indeſſen nachgelaſſen und die Meute kam heran. Der Fuchs wurde nach einer anſtrengenden Jagd richtig gefangen. Das Auge der armen Hündin, welches während der Zeit daneben gehangen hatte, wurde nun mit einer Scheere abgeſchnitten.

Eine andere Hündin, die hoch tragend war und die man unbarmherziger Weiſe mit auf die Jagd genommen hatte, wurde während derſelben von Geburtswehen befallen und brachte ein Junges zur Welt. Luſt zur Jagd und Liebe zu ihrem Jungen kämpften einen harten

Kampf. Endlich wußte ſie Beides zu vereinigen. Sie nahm ihr Junges in's Maul und machte auf dieſe Weiſe den ganzen Tag die Jagd mit.

Der gute Erfolg der Fuchsjagd hängt hauptſächlich von dem Zuſtande der Meute ab: dieſe muß daher der Gegenſtand der ganz beſonderen Sorgfalt des Huntsman oder Jägers ſein. Für ihn iſt es eine Ehrenſache, ſeine Hunde ſtets in guter running condition, das heißt gut im Stande zu halten, ſo daß ſie zu dem beſtimmten Zwecke brauchbar ſind. Dies iſt nicht ſo leicht, als es Manchem auf den erſten Anblick ſcheinen mag. Es gehört dazu große Sorgfalt und lange Erfahrung.

Der Hundezwinger muß an einem durchaus trockenen Orte liegen. Gut und faſt unumgänglich nöthig iſt es, wenn ein fließendes Waſſer mitten hindurch geht, damit die Hunde zu jeder Zeit friſches Waſſer zum Saufen und zum Baden haben. Der Zwinger muß in mehrere Abtheilungen getheilt ſein. Die eine, größte, iſt für die Meute ſelbſt beſtimmt; eine andere für die hitzigen und hochtragenden Hündinnen; eine dritte für ſolche Hunde, die wegen Krankheit, oder aus einem andern Grunde von der Meute abgeſondert werden. Eine vierte Abtheilung iſt zur Fütterung beſtimmt und ein fünfter Raum dient dazu, die Werkzeuge aufzunehmen, welche zur Reinigung des Zwingers und der Ställe erforderlich ſind. Gut iſt es, wenn der Zwinger mit Raſen bedeckt und mit Bäumen beſtanden iſt. Erſteres iſt nöthig, damit die Hunde fortwährend Gelegenheit haben, Gras zu freſſen, was zu ihrer Geſundheit erforderlich zu ſein ſcheint; die Bäume ſollen den Hunden im Sommer Schatten geben. Eine ziemlich hohe Mauer oder Planke muß den Zwinger umgeben, damit die Meute darin ungeſtört von außen ruhen, umhergehen und ſpielen kann. Auch wird eine hohe Mauer boshafte Menſchen abhalten, die Hunde zu vergiften, was aus Neid, Mißgunſt und Bosheit nur zu oft verſucht wird.

Unmittelbar an jede dieſer Zwingerabtheilungen ſtößt der Hundeſtall, der nach der Menge der Hunde geräumig iſt. Fenſter ſind auf beiden Seiten angebracht, damit der Stall ſtets ſchnell gelüftet werden kann. Der Fußboden iſt mit Steinplatten ausgelegt, die etwas abſchüſſig ſein müſſen, damit der Urin und das Waſſer, womit der Stall gewaſchen wird, abfließen können. Längs den Wänden ziehen ſich hölzerne Bänke hin, welche den Hunden zum Lager dienen. Dieſe Bänke ſind einen Fuß hoch und vier Fuß breit, und müſſen durch eiſerne Charniere zum Auf- und Niederlaſſen eingerichtet ſein, damit man den Raum unter ihnen ſowohl, als ſie ſelbſt bequem reinigen kann. Dieſe Bänke ſind an der einen Seite mit einem Rand eingefaßt, damit das auf ihnen ausgebreitete Stroh einen Halt hat. Dieſer Rand muß abgerundet ſein, damit ſich die Hunde daran nicht Schaden thun. Die Bänke dürfen nicht höher ſein und zwar aus demſelben Grunde. Wären ſie höher, ſo würden ſich die Hunde bei Beißereien, oder aus Furcht vor der Peitſche oft ſchnell hinunter flüchten und ſich verletzen. Die Mauer, an welcher ſich die Bänke befinden, muß wenigſtens drei Fuß hoch mit Brettern bekleidet ſein, damit die Hunde warm und trocken liegen. Auch laſſen ſich dieſe Bretter beſſer reinigen, als die Wand, welche bald mit einer Schmutzkruſte überzogen ſein würde. Die Hunde wählen zwar gewöhnlich einen beſtimmten Platz im Stall, um ſich zu löſen; allein wenn ſie müde ſind und eine gute Lagerſtelle haben, ſo verlaſſen ſie dieſe nicht gern und verunreinigen die Bänke. Die ſtrengſte Reinlichkeit iſt daher in einem Hundeſtalle durchaus nöthig.

Morgens und Mittags müſſen die Hunde jedes Mal wenigſtens eine Stunde lang in den Hof gelaſſen werden. Unterdeſſen wird der Stall auf das Sorgfältigſte gereinigt und das Stroh auf den Bänken gewechſelt. Roggenſtroh iſt das beſte zum Lager; Gerſten- und

Weizenſtroh hat zu viele Spitzen, welche die Hunde ſtechen und ihnen keine Ruhe laſſen. Drei Wochen vor Beginn der Jagdſaiſon müſſen die Hunde ſo oft als möglich ſpazieren geführt werden. Auch iſt es gut, wenn man ihnen dann wöchentlich eine Gabe Glauberſalz giebt.

Während der Jagdzeit muß die Pflege und die Sorgfalt für die Hunde verdoppelt werden. Während ihrer Abweſenheit muß im Hundeſtall Alles ſo in Stand geſetzt ſein, daß die müden Thiere es vollkommen comfortable finden. Sehr zweckmäßig und nützlich iſt es, wenn die Hunde ſich nach der Jagd an einem guten Feuer trocknen können. Dies iſt aber bei einer zahlreichen Meute ſchwierig zu bewerkſtelligen; doch hat man in manchen Hundeſtällen ungeheure Herde erbaut, um deren Feuer ſämmtliche Hunde Platz finden.

Nach der Jagd, oder auch nach einem bloßen Spaziergange, lecken ſich alle Hunde die Füße, theils um ſie zu reinigen, theils um die kleinen Wunden zu heilen, welche durch ſcharfe Steine oder Dornen verurſacht wurden. Dieſes Lecken muß man ſo viel als möglich befördern. Zu dieſem Zweck ſind in manchen Ställen Waſſerbehälter angebracht, in denen man den Hunden die Füße waſchen kann, ohne den übrigen Körper naß zu machen. Der Herzog von Cleveland hat gar in ſeinem Stalle anſtatt des Waſſers Bouillon in dem Behälter, welche die Hunde freilich noch lieber von ihren Füßen lecken als Waſſer.

In felſigen Gegenden ſpringen den Hunden häufig die Füße auf, was ſie außer Stand ſetzt zu jagen. Meuten, die auf ſolch rauhem Terrain zu jagen beſtimmt ſind, müſſen daher zahlreicher als gewöhnlich ſein, da man immer auf eine nicht unbedeutende Menge Kranke rechnen kann.

Was nun die Nahrung der Fuchshunde betrifft, ſo iſt man in neuerer Zeit zu der Ueberzeugung gekommen, daß Pferdefleiſch in jeder Hinſicht dazu vortrefflich geeignet iſt. Daß wir einen Ekel

gegen dieſes Fleiſch haben, iſt ein bloßes Vorurtheil, welches die Hunde nicht theilen. Der Hund iſt ein fleiſchfreſſendes Thier und daher auf animaliſche Nahrung angewieſen. Wollte man eine Meute mit Ochſenfleiſch ernähren, ſo würde dies entſetzlich theuer ſein und keine beſſeren Reſultate hervorbringen. Wenn die Hunde nicht jagen, iſt es auch nicht nöthig, daß ſie täglich Fleiſch bekommen; *zwei Mal die Woche genügt* vollkommen. Ueberhaupt möchte ich niemals eine Fleiſchfütterung anrathen. Die Erfahrung lehrt, daß eine Miſchung mit vegetabiliſchen Stoffen ſehr zweckmäßig iſt, indem die Hunde dabei geſund bleiben. In manchen Ställen kocht man das Fleiſch mit Gerſten- oder Hafermehl zuſammen, indem man meint, daß Erſteres dem Letzteren Kraft und Geſchmack gebe. Dies iſt allerdings richtig; aber dieſe Fütterungsmethode hat andere Nachtheile und unter andern den, daß die Hunde ſich das Fleiſch herausſuchen und das Mehl liegen laſſen. Folgende Methode iſt vorzuziehen. Man koche eine Partie Hafer- oder Gerſtenmehl beſonders, wenigſtens zwei Stunden lang, und ſchütte dabei das Mehl unter beſtändigem Rühren erſt in das Waſſer, wenn dieſes bereits einige Minuten gekocht hat. Es iſt nämlich für die Naſe und den Athem der Hunde nichts ſchädlicher, als halbgekochtes Mehl. Iſt das Waſſer ſo weit eingekocht, daß die ganze Maſſe dick wie ein Pudding iſt und ſich in Stücke brechen oder ſchneiden läßt, ſo iſt das Gericht fertig. Dieſe Stücke miſche man mit kleingeſchnittenem, gekochtem Pferdefleiſch und begieße das Ganze mit der Bouillon des letzteren. Dieſe Miſchung iſt die vortrefflichſte Nahrung, die man den Hunden geben kann.

Ein Jäger, der ſeinen Hunden am Morgen einer Jagd rohes oder gekochtes Pferdefleiſch giebt, iſt ein Dummkopf und verſteht ſein Handwerk ſchlecht. Die Hunde werden ſich voll freſſen und ſchlecht jagen; auch thut das Fleiſch der Feinheit ihrer Naſe Eintrag. Man

gebe ihnen daher einige Stunden vor dem Aufbruch gekochtes Mehl, welches mit Bouillon angemacht iſt.

Junge Hunde, die noch nicht jagen, können täglich zwei Mal gefüttert werden; ſind ſie dagegen erſt der Meute einverleibt, ſo dürfen ſie auch nur einmal täglich ihr Futter erhalten. Fette Hunde werden eben ſo ſchlecht jagen wie abgemagerte. Der Huntsman muß daher darauf wachen, daß die ihm anvertrauten Thiere keinen dieſer extremen Zuſtande erreichen. [illegible] zuſtand muß man noch die Rippen ſehen können; doch müſſen die Schenkel fleiſchig und ſtraff ſein.

Es giebt in jeder Meute Hunde, welche zu gierig, dagegen auch wieder andre, welche zu zaghaft freſſen. Beide Arten muß ſich der Huntsman merken, um die Gierigen zur Mäßigkeit zu zwingen und die Blöden zu protegiren. Dazu iſt erforderlich, daß er jeden einzelnen Hund ſeinem Namen und ſeinen Eigenſchaften nach kennt und daß ihm alle auf das Strengſte gehorchen. Dieſer vollkommene Gehorſam iſt das Haupterforderniß einer wohl dreſſirten Meute, und hat der Huntsman in ſeinen Mußeſtunden nichts anderes zu denken, als ihr dieſen beizubringen. Ein Fuchshund, der nicht auf den Wink parirt, iſt werth, gleich gehängt zu werden, denn ſein Ungehorſam kann den Erfolg einer ganzen Jagd zu Schanden machen.

Haben ſich die Hunde nach einer Jagd gehörig getrocknet, erwärmt und geleckt, ſo müſſen ſie zu freſſen bekommen. Im Sommer kann man ſie etwas länger warten laſſen; denn nach der Mahlzeit werden ſie mehr zur Ruhe geneigt ſein und unter einander Frieden halten. Mit der Peitſche in der Hand tritt der Huntsman an die geöffnete Thür des Hundeſtalls. Die ganze Geſellſchaft weiß, daß das Futter bereit ſteht und iſt ſehr begierig danach; allein kein Hund wagt es, zur Thür hinaus zu ſtürzen; jeder wartet, bis er gerufen wird. Nun

nennt der Jäger die Hunde namentlich, die er als geschickte Arbeiter kennt; er ruft sie zuerst, damit sie vor der übrigen Meute Zeit haben, sich zu sättigen. Diese bietet unterdessen ein höchst ergötzendes Bild dar. Die Begierde und Ungeduld malt sich auf den Gesichtern dieser edeln Hunde; ihr Blick hängt an dem ihres Herrn und an — seiner gefürchteten Peitsche, die bei ihrer Erziehung vielfache Dienste that. Sie wie bei der der Menschen die Lehren der Religion und Mo-

Das Leben und Benehmen der Hunde in ihrem Stall und im Zwinger bietet dem Naturforscher und vor allen Dingen dem Jäger sehr viel Interessantes. Ich würde mich weiter darüber verbreiten, wenn ich nicht noch mancherlei Notizen zu ermitteln und mich damit die Grenzen, welche ich mir für die Ausdehnung dieses Werkes gesetzt habe, fast überschritten hätte. Aus demselben Grunde lasse ich mich auch von den Krankheiten der Jagdhunde und von der Art sie zu heilen, auch will nur noch wenige Worte über die Art sie zur Jagdlust zu dressiren hinzufügen.

Eine Hauptsache, die man bei der Erziehung junger Jagdhunde nie aus dem Auge verlieren darf, ist die, daß sie stets bestimmt sind einzig und allein den Jagd zu jagen. Alles andere Wild muß für sie gleichsam gar nicht existiren; springt es bei der Jagd dicht vor ihnen auf, sie dürfen keine Notiz davon nehmen. Dies zu erreichen ist jedoch nicht leicht und gelingt nur durch ausdauernde, anhaltende Belehrung und Strafe, von denen einfachen Mitteln, wodurch jede Dressur einem Thiere bewerkstelligt wird.

Ist die Jagdsaison vorüber und hat man nun Zeit, sich mit seinen jungen Hunden zu beschäftigen, dann beginne man damit, daß man ihre Ohren mit einem dazu bestimmten Instrumente abrundet. Dies ist bei Jagdhunden nöthiger, als bei anderen Jagd-

Bruder, weil er ihm Licht durch die verschiedenen, komischen Gesichtsmasken bringen wollte, welche diese die lang herabhängenden Haare vor Kummer vor Gesicht hat. Ein solches Gesicht wollte auch sie sich nicht selbst machen, sie verbarg ihr thränendes Gesicht, bis ihr junger Herr Ruhe machte.

Der Kammerdiener der jungen Herrschaften begann, wie vor den Schauspielern, auf dem Theaterzettel.

Der Hausknecht, begleitet von den Küchenjungen, hatte seine gewöhnlich polonaisenmäßigen Gänge begonnen. Prinzessin Ida sah einigemahlen verstohlen, sie wollte die Augenlid weinen und sie hätte im Anfange der ersten Scene aufstehen. Selig die Abwesenheit zu Zeiten soll sie wohl sein empfinden, sie weint es an einem schönen und verschönten Tage, wo gefangen bei ihm als Diener war. Die Gattin hat Hausknecht ermüdige seine philanthropischen Privatbesuche.

Im Theater wollten die jungen Herren zu verschiedenen Zeiten und zu verschiedenen Instrumenten in einen Takt gebracht werden, was Gelächter und Ruhe gebieten wurden. Einer war so wenig ein Musikfreund, daß er seine Geige [illegible] Ohren, allein der Prinzessin mit Recht' und Recht ihnen die Bogen wenn sollte um der Gattin um die Ohren. Verhaftlichkeit und Ernst hat hier ihr nützlich, denn haben es sich die Herren einmal angenehm, Gattinnen und Ohren, Gesichtsmasken machen zu können, denn ohne Zweifach?

Man haben die Herren angenehm begonnen, daß sie denn Gattin nicht [illegible] Lichter, allein jetzt kommt es noch heraus an, ihnen Fuß zu machen, denn Zuschauer zu bringen. Das bedeutende Hauses zu vermehren, weil man sie [illegible] jungen Leben und ganze Leben, die sie halb einfachen Kinder, — nämlich jungen. Die Thüre weiß ihnen geschlossen werden, denn junge Gesellschaft weiß den Schauspiel und das Gesicht

seinen Gehorsam erworben haben und bei jedem erbeuteten Fuchse immer wieder ermuntern, damit das Interesse an der Jagd nicht erkaltet.

Die Jagd auf junge Füchse beginnt gewöhnlich im August. Es wird Alles angeordnet wie zu einer förmlichen Fuchsjagd. Der Hauptjäger, von dem ich noch am Schluß dieses Artikels reden werde, wird Tags vorher davon benachrichtigt, daß die jungen Hunde in dieser oder jener Bache jagen sollen, damit er die Baue zu gehöriger Zeit verstopfen kann. Unterdessen muß die Jagd geheim gehalten werden, um wachsige und listenvolle Füchsinnen fern zu halten.

Morgens drei oder vier Uhr werden die jungen Hunde in die Bache gelassen. Der Hundsmann reitet mit hinein; allein die Whippers-in bleiben außerhalb, um das Getreide zu schützen, wenn es noch steht, und Acht darauf zu haben, daß keiner der Hunde die Fuchs verläßt und einem Hasen oder alten Fuchse folgt. Junge Füchse verlassen nicht eher das schützende Dickicht und gesticht es dennoch, so kehren sie schnell in einem Bogen zurück. Alte dagegen, welche die Jagd aus Erfahrung kennen, suchen gern das Weite. Manchmal sieht man bei solcher Jagd wohl eine besorgte Fuchsmutter die Bache mit einem Jungen im Maul verlassen. Sie wollte doch womöglich eins ihrer Kinder retten!

Bei dieser Jagd auf junge Füchse muß nun der Hundsmann seine ganze Thätigkeit entwickeln. Es ist keine Kleinigkeit, eine solche verhältnißmäßig junge Meute in Ordnung zu halten. Bald springt hier ein Hase, bald dort ein Kaninchen auf und wird von irgend einem der Hunde angenommen. Auf jeden derselben muß der Jäger achten und solchen Fehler durch Worte und Peitsche strafen. — Es wird mit vieler Mühe und Arbeit die junge Meute dahin gebracht werden, nur der Fährte des Fuchses zu folgen. Eine umständlichere Beschreibung und Anleitung zur Dressur halte ich vielleicht im nächsten Jahrgange dieser Monatsschrift zu geben.

Aus dem Vorhergehenden können wir ſchon beurtheilen, daß ein vollkommener Huntsman mancherlei gute Eigenſchaften in ſich vereinigen müſſe. Sein Poſten iſt in der That keine Sinecure, und wenn auch mancher eifrige Sportsman ſein Leben höchſt angenehm finden wird, ſo bin ich doch vollkommen überzeugt, daß viele meiner deutſchen Leſer ſich nicht bedenken werden, es ein Hundeleben zu nennen. Erfährt man, was für geringen Gehalt alles von dem Huntsman verlangt wird, ſo fällt einem unwillkürlich manches Hauslehrergeſuch ein, welches wir in unſern Zeitungen leſen.

Ein Huntsman muß nothwendig von der Pique auf gedient haben; er muß unter Hunden und Pferden aufgewachſen ſein. Vom Hundejungen avancirte er zum dritten Piqueur oder Whipper-in, dann zum zweiten, zum erſten und endlich zu dem höchſten Poſten bei der Fuchsjagd. Theoretiſch laſſen ſich die von ihm geforderten Fähigkeiten und Kenntniſſe nicht erwerben; nur praktiſche Uebung und zwar lange Uebung macht den Meiſter. Kein Punkt ſeines Berufes darf dem Huntsman fremd ſein; er muß eben ſo gut verſtehen, ſeine Meute auf der Jagd zu führen, als ſie zu Hauſe zu behandeln. Jeden Hund muß er nicht allein mit Namen, nein er muß ſeine Stimme, ſeine Manieren und ſowohl ſeine guten als ſeine ſchlechten Eigenſchaften kennen. Jeder Hund kennt ihn, und der Laut ſeiner Stimme muß jeden electriſiren, der Ton ſeines Hornes gleichſam zauberiſch wirken. Fremde, vorwitzige Jäger mögen den Hunden zuſchreien und befehlen was ſie wollen, ſie dürfen davon keine Notiz nehmen; ſie müſſen vollkommen wiſſen, daß nur der Huntsman ihr Herr und Gebieter iſt. Dieſer muß die Augen und Ohren überall haben; ihm darf nichts entgehen. Mit Stimme, Horn und Peitſche muß er ſeine wilde Meute regieren, als hätte er jeden einzelnen Hund an der Leine.

Die genaueſte Localkenntniß wird von dem Huntsman gefordert.

Kein Zaun, kein Bach und kein Graben viele Meilen in der Runde muß ihm fremd ſein und überall muß er die beſten Uebergangspunkte wiſſen. Die Suchen ſollen ihm bekannt ſein wie ſeine Taſche. Er muß jeden Bau, jeden Fußſteg, jede Erhöhung oder Vertiefung im Erdboden kennen. Mit den Gewohnheiten der Füchſe ſoll er genau vertraut, keiner ihrer Kniffe, den Hunden zu entgehen, ihm unbekannt ſein. Er muß ihre Lieblingsaufenthalte, ihre gewöhnlichen Wege, die Punkte, an welchen ſie die Suche verlaſſen, und die kennen, wo ſie dieſelbe wieder annehmen.

Der Huntsman muß ein guter und kühner Reiter ſein. Da er gewöhnlich ganz vorzüglich beritten iſt, ſo darf er vor dem breiteſten Graben, vor der höchſten Hecke nicht zurückſchrecken. Keck hinüber, denn es gilt Deine Ehre, wackrer Jäger! Bricht Du bei dem

Sprunge den Hals, ſo ſtirbſt Du eben ſo gut in Deinem Beruf, wie der Soldat bei dem Erſtürmen einer Batterie.

Von dem guten Jäger hängt der Erfolg der Jagd ab. Mit einem unerfahrnen Stümper wird Niemand gern jagen; allein ein tüchtiger Huntsman wird geehrt und geachtet von jedem Sportsman, beſonders wenn er artig und beſcheiden iſt, wie es ſich geziemt. Hätte er auch manchmal Luſt, einen jungen, vorwitzigen, vornehmen Herrn, der ihm vor den Hunden reitet, oder ſonſtige Unordnungen anrichtet, mit der gewichtigen Peitſche zurecht zu weiſen, ſo muß er ſich doch zu mäßigen und die vielleicht wohl verdienten Hiebe in artige Worte zu verwandeln verſtehn. Es iſt dies mit der ſchwierigſte Theil ſeines ſchwierigen Amtes.

Iſt die Jagd beendet, ſo reitet der Huntsman auf dem nächſten Wege mit ſeiner Meute nach Hauſe. Müde von der Höllenarbeit des Tages darf er doch noch nicht der Ruhe pflegen, denn ſeine ihm anvertrauten Zöglinge bedürfen noch ſeiner Sorgfalt. Ein Huntsman darf daher kein lungenſüchtiger Schwächling, ſondern muß ein kerngeſunder, kräftiger Mann ſein, der ſolchen Strapatzen, wie ſie ihm zugemuthet werden, gewachſen iſt.

Die Gehülfen des Huntsman ſind die Piqueurs oder Whippers-in. Zu jeder Meute gehören deren zwei, häufig auch drei. Sie müſſen ebenfalls geſunde, kräftige Leute und vortreffliche Reiter ſein. Ihr Amt iſt es, den Huntsman in ſeinem ſchwierigen Geſchäfte zu unterſtützen. Geht es zur Jagd, ſo umgeben ſämmtliche Hunde den Huntsman. Voran reitet ein Whipper-in; ein anderer macht den Schluß. Geht der Huntsman mit den Hunden in die Suche, ſo bleiben die Whippers-in auf verſchiedenen Seiten außerhalb, um zu ſehen, wenn der Fuchs die Suche verläßt und ob er wieder in dieſelbe zurückkehrt. Jagen die Hunde einen Haſen, ſo iſt es ihr Amt, ſie

von der Fährte zu nehmen und in die Suche zurückzuweiſchen. Sie müſſen daher oft reiten, wie der Sturm. Giebt ein Hund falſch Laut, ſo müſſen ſie ihn ſtrafen. Jagt die Meute zwei Füchſe, ſo müſſen ſie den einen Theil der Hunde von der Fährte nehmen und auf die andere bringen, was bei Fuchshunden eben keine kleine Arbeit iſt. Iſt ein Fuchs gefunden und geben die Hunde damit ab, ſo reitet ein Whipper-in gleich mit ihnen; der andere ſammelt die Nachzügler, bringt ſie auf die Fährte und folgt dann der Meute. Bei einer großen Ausdehnung der Suche iſt dies ein ſehr ſchwieriges Geſchäft. Ueberhaupt fällt dem Zurückbleibenden der größere Theil der Arbeit zu, und kommen die Hunde von der Fährte, ſo hat er viele Mühe.

Zum Schluß habe ich noch von einem ſehr beſcheidenen Individuum zu reden, von deſſen Thätigkeit der im rothen Rocke auf feurigem Roſſe prunkende Sportsman nichts gewahr wird, von der aber der ganze Erfolg der Fuchsjagd abhängt. Es iſt dies der Bauverſtopfer. Gewöhnlich wird hierzu ein der Gegend vollkommen kundiger, alter, wetterfeſter Tagelöhner oder Holzhauer gewählt. Ein Whipper-in benachrichtigt ihn zu rechter Zeit von dem Tage, an welchem eine Jagd ſtattfinden ſoll, damit die Baue dann alle gehörig verſtopft ſind. Der Bauverſtopfer muß die Gewohnheiten der Füchſe kennen. Lange Erfahrung hat ihn damit bekannt gemacht, wenn ſie bei dieſer oder jener Beſchaffenheit des Wetters die Baue verlaſſen. Gewöhnlich geſchieht es gegen zehn Uhr Abends. Iſt jedoch das Wetter ſehr ſchlecht, ſo bleiben ſie wohl die ganze Nacht zu Hauſe.

Gegen elf Uhr Nachts verläßt der Bauverſtopfer mit Spaten und Laterne, gehüllt in einen alten Mantel, ſeine beſcheidene Wohnung. Er beſteigt ſeinen Pony, und begleitet von ſeinen kleinen, ſchottiſchen Dachshunden ſchlägt er den nächſten Weg nach dem Walde ein, der ihn bald in ſeinen dunklen und unheimlichen Räumen aufnimmt.

Geräuſchlos wie ein Geſpenſt verfolgt er bei dem Scheine ſeiner Laterne die ihm bekannten, vielfach verſchlungenen Pfade, die zu den Bauen führen. Selbſt ſein Pferd tritt leiſe auf, ſo daß man ſeinen

Schritt auf dem weichen Graſe nicht hört, und die ſonſt ſo lebhaften Hunde folgen lautlos. Geheimnißvoll rauſcht's in den Wipfeln der Bäume und im Unterholz; geiſterhafte Schatten huſchen über den engen Pfad und hie und da vernimmt man ſeltſam abenteuerlich

klingende Töne. Hin und wieder krachen Aeſte, wie unter dem Tritt herannahender oder hinwegeilender Weſen. Klagende Laute, wie ſie kein Thier ausſtößt, hört man hoch oben in den Lüften und dazwiſchen heult der Uhu ſein haarſträubendes hu hu hu — hu—u—u—uh—.

Setzt einen weichlichen Mutterſohn, der nie die Hauptſtadt verlaſſen hat, aus ſeinem üppigen Bette um Mitternacht in einen finſtern, dichten Wald, und er wird vor Angſt ſterben, oder vor Schrecken ſein Bißchen Gehirn verwirrt werden. Nur wer mit den Waldgeheimniſſen vertraut iſt, lauſcht mit freudiger Andacht auf das ſich kundgebende Leben. Der Bauverſtopfer kennt keine Furcht vor übernatürlichen Mächten und Kräften, und iſt weit entfernt, die unheimlichen Töne ihnen zuzuſchreiben. Er kennt das Geſchrei jedes Thieres, den Ton, den zwei ſich aneinander reibende Baumſtämme verurſachen; er weiß, daß nicht Geſpenſter im Buſche kniſtern, oder als flüchtige Schatten über ſeinen Weg huſchen, ſondern daß es Wild aller Art iſt, welches er aufſcheuchte. Er fürchtet nichts als nur die böſen Wilddiebe, die er in ihrem Geſchäfte ſtört und die ihn wegen ſeiner Laterne ſchon von Weitem herankommen ſehen.

Reiſigbündel, Steine und Holzpfoſten ſind in der Nähe der Baue in Bereitſchaft gelegt und dienen als Materialien zum Verſtopfen derſelben. Der Bauverſtopfer muß natürlich ſchon am Tage die Baue unterſucht und ſich mit jeder Röhre auf das Genaueſte bekannt gemacht haben, ſo daß er ſie des Nachts gleich wieder finden kann. Eine einzige offen gelaſſene Röhre verdirbt leicht die ganze Jagd. Während ſeiner Arbeit hört er oft, beſonders im Februar, die Locktöne der in der Suche umhertreibenden Füchſe und weiß am beſten zu beurtheilen, ob die Jagd am nächſten Tage eine ergiebige ſein wird,

oder nicht. Wenn es zu dämmern beginnt, hat der Bauerſtopfer gewöhnlich ſein Werk vollendet; müde und vom Nachtfroſt durchſchauert, ſchlägt er den kürzeſten Weg nach Hauſe ein, und wenn die Sonne den Oſten purpurn färbt, beginnt für ihn ſeine Nacht, ſeine Ruhezeit.

So leiſe aber der Bauerſtopfer im Walde auch auftreten, ſo geheimnißvoll er ſein Werk verrichten mag, alte Füchſe werden ſeine Thätigkeit doch gewahr und wiſſen ſie auch zu deuten. Die Schrecken der erlebten Jagden ſind ihnen noch zu lebhaft im Gedächtniſſe. Sie verlaſſen aufs Schleunigſte die Suche und ſuchen in einem fernen Walde oder im Felde Schutz.

Da die Füchſe ſich nur ſelten an Orten aufhalten, die gerade günſtig für die Jagd gelegen ſind, ſo ſind die Engländer bemüht, bequeme Suchen anzulegen, in welchen der Fuchs Alles findet, was ihm angenehm iſt und wodurch er veranlaßt wird, ſich darin anzuſiedeln. Der wilde Stechginſter bildet die beſte Fuchsſuche; allein er wächſt langſam und kommt nicht auf jedem Boden fort. Will man eine bequeme und zweckmäßige Fuchsſuche anlegen, ſo bepflanze man zwei bis drei Acker eines ſonnigen, trockenen Landſtrichs mit Schwarzdorn, den man verſchlingt und niederbiegt, ſo daß er nicht mehr als etwa zwei Fuß über dem Boden hervorragt. In kurzer Zeit ſind die Dornen von Gras und anderen Pflanzen dicht überzogen und die Füchſe finden einen herrlichen Zufluchtsort, wo ſie gern ihre Baue anlegen. Kaninchen werden ſich auch hierher ziehen, was inſofern gut iſt, als ſie den Füchſen zur Nahrung dienen; allein es iſt dabei ein anderer Uebelſtand. Die Kaninchendiebe zerſtören bei ihrem Geſchäft viele Fuchsbaue und mancher Reinecke, nach deſſen Balg ſie lüſtern ſind, fällt zum Schaden der edlen Sportsmen in ihre Hände.

In vielen Gegenden Englands ſind auf dieſe Weiſe die Füchſe faſt ausgerottet und die Jagdliebhaber müſſen darauf denken, den Mangel an dieſem intereſſanten Wilde künſtlich abzuhelfen. Junge Füchſe werden eingefangen und den Sommer über eingeſperrt gehalten und regelmäßig mit Futter und Waſſer verſehen. Unterdeſſen legt man in den geeignetſten Theilen des Waldes künſtliche Baue an, die inwendig ausgemauert werden *). Im Auguſt ſetzt man die herangewachſenen Füchſe hinein und verſäumt nicht, ſie nach wie vor mit Futter und Waſſer zu verſehen. Nehmen ſie dieſes nicht mehr an, ſo iſt es ein ſicheres Zeichen, daß ſie es bereits verſtehen, ſich ſelbſt ihre Nahrung zu verſchaffen.

Da es doch manchen Philiſter unter meinen Leſern geben könnte, der ganz genau wiſſen will, wie man den erlegten Fuchs benutzen kann, ſo will ich auch dieſe Frage beantworten. Der Sommerbalg iſt nicht viel werth und ſteht nicht einmal bei den Hutmachern in großer Achtung; allein der Winterbalg iſt ein eben nicht feines, aber doch vortreffliches Pelzwerk, welches der Jude gern mit mehreren Thalern das Stück bezahlt. Das Fleiſch des Fuchſes wird gewöhnlich bei uns nicht gegeſſen; allein in manchen Gegenden wiſſen ſich die Bauern über Vorurtheile hinwegzuſetzen und ein Fuchsbraten ſchmeckt ihnen vortrefflich. Ich ſelbſt habe einmal ohne allen Arg einen jungen Fuchs für einen Haſen gegeſſen und mich hinterdrein auslachen laſſen, wozu wahrſcheinlich auch viele meiner Leſer geneigt ſein möchten, die noch nie Fuchswildpret verſucht haben. Um dieſen nicht gar zu einfältig zu erſcheinen und zu zeigen, daß auch die erfahrenſten Jäger und Gourmands mit Wildpret ange-

*) Auf der Pfaueninſel bei Potsdam kann man ſolch einen künſtlichen Dachsbau ſehen.

führt werden können, mag folgende wahre Anekdote hier einen Platz finden.

Der Oberforſtmeiſter v. Sch....., ein großer Gourmand, war bei dem Oberſten v. M..... auf ſeinem Gute zum Diner geladen. Der Wirthin war ein verſprochenes Stück Damwild nicht zu rechter Zeit geliefert worden und ſie entſchloß ſich, einen Hammel auf Wildpretsart bereiten zu laſſen. Der Tag des Diners kam und auch der zahme Wildbraten. Die übrigen Gäſte aßen, ohne Bemerkungen zu machen; allein der Oberforſtmeiſter, der einen vortrefflichen Damwildſtand hatte und wußte, daß es in dem kleinen Waldreviere des Oberſten v. M..... nicht ein Stück gab, konnte es nicht über das Herz bringen zu fragen: „Wo die Frau Oberſtin das delicate Damwild herhabe?" Dieſe antwortete, daß es ihr Jäger in ihrem Holze geſchoſſen; als aber der Braten verzehrt war, geſtand ſie ein, daß derſelbe ein ehrlicher Hammel geweſen und raillirte den Oberforſtmeiſter, der ein ſolcher Kenner ſein wollte, wegen ſeines Irrthums. Dieſer wurde bald blaß und bald roth, aß keinen Biſſen mehr und fuhr gleich nach Tiſche nach Hauſe. Nie hat er wieder ſeitdem das Haus beſucht, wo ihm ein ſolcher „unwürdiger" Streich geſpielt wurde.

Verſchiedenen Körpertheilen des Fuchſes wurde früher große Heilkraft zugeſchrieben und noch jetzt giebt es viele Leute, welche daran glauben. Eine getrocknete Fuchslunge auf der bloßen Bruſt getragen, ſoll die Schwindſucht kuriren; Fuchsfett das Seitenſtechen und die Fuchsloſung den Ausſchlag. Wer an dieſen Uebeln leidet, mag den Verſuch machen, wenn er ſonſt Luſt hat.

Somit ſchließe ich denn dieſen Artikel über den Fuchs, obgleich ſich noch viel und mancherlei, beſonders über die Jagd deſſelben ſagen

ließe. Wollte ich erſchöpfend ſein, müßte ich ein dickes Buch ſchreiben. Hat dieſer Almanach das Glück, noch viele Jahre zu exiſtiren, dann hoffe ich, über Jagdreiterei, über Behandlung der Pferde und Hunde und was ſonſt noch dazu gehört, Ausführliches bringen zu können.

v. C. W.

Woher haben wir das Pferd erhalten und von wem wurde es gezähmt und an Sattel und Zeug gewöhnt?

Von **Richardſon.**

Es hat mich beträchtliche Mühe gekoſtet, ehe ich irgend wie befriedigende Auskunft fand über das urſprüngliche Vaterland des Pferdes, die Zeit, in der es gezähmt, und von wem und in welcher Periode ſeine Dienſte zur Jagd in Anſpruch genommen wurden. Es ſcheint ziemlich evident zu ſein, daß Egypten und nicht Arabien das Heimathland dieſes Thieres war; wenigſtens iſt dies der frühеſte Wohnort, über welchen wir einen Nachweis haben. Im 47. Kapitel des erſten Buchs Moſis Vers 17 leſen wir: „Und Joſeph gab ihnen (nämlich den Egyptern) Brod um ihre Pferde." Dies iſt die frühеſte Notiz, die wir über das Pferd haben, und zeigt, daß es dort ſchon im Jahre 1702 v. Chr. Geb. gezüchtet wurde. Ferner leſen wir im 50. Kapitel

deſſelben Buches: „Und zogen mit ihm (Joſeph) hinauf Wagen und Reiſige," im Jahre 1689 v. Chr. G. Da in dieſen Stellen der Bibel das Pferd zum erſten Male erwähnt wird, ſo denke ich können wir mit Sicherheit ſchließen, daß den Egyptern die Ehre zukommt, dies ſchöne und nützliche Thier für den Gebrauch des Menſchen gewonnen zu haben. Späterhin, als die Hebräer aus der egyptiſchen Sclaverei entronnen und durch die Wüſte gegangen waren, um ſich im Lande der Verheißung niederzulaſſen, finden wir, daß Gott durch den Geſetzgeber Moſes ſehr ſtrenge Verbote gegen die Züchtung und Benutzung von Pferden ergehen läßt, damit nicht mittels derſelben der Verkehr mit den Egyptern erneuert werde: „Allein daß er (der König) nicht viele Roſſe halte und führe das Volk nicht wieder in Egypten um der Roſſe Menge willen" (5. B. Moſ., 17, 16). Was könnte deutlicher zeigen, als daß Egypten damals das größte pferdezüchtende Land war?

Als Saul zum König von Israel erwählt wurde (im J. 1095) führte er ſein Heer gegen die arabiſchen Stämme, und es ſcheint ausgemacht zu ſein, daß ſie ſich damals noch nicht mit Pferdezucht beſchäftigten, denn wir finden bei Aufzählung der Beute keine Pferde erwähnt, ſondern blos Kameele, Eſel, Ochſen und Schafe; und Kapitel 9 des 2. Buchs der Chronik erzählt uns, daß Salomon Gold und Silber aus Arabien, und Pferde aus Egypten bezog. Selbſt noch im 7. Jahrhundert der chriſtlichen Zeitrechnung nahm Mahomet, als er den edelſten Stamm in Arabien, die Koreiſch, angriff, der gewißlich Pferde gehabt haben würde, wenn dergleichen im Lande überhaupt geweſen wären, unter andrer Beute den Arabern blos 24,000 Kameele und 40,000 Schafe ab, aber Pferde finden wir nicht erwähnt, und der Prophet ſelbſt hatte nicht mehr als zwei in ſeinem Gefolge! Es wird ſogar ausdrücklich bemerkt, daß Arabien nur wenige und zwar ſehr werthloſe Pferde gehabt habe.

Im zweiten Jahrhundert wurden Pferde von Egypten nach Arabien als Geſchenke an die Könige und Häuptlinge ausgeführt; und ſo ſtellt es ſich heraus, daß Arabien, welches heutzutage die ſchönſten Renner in der Welt producirt, in Bezug auf Pferdezucht einer ſehr modernen Zeit angehört.

Es iſt eine große Streitfrage, welche Nation oder welches Volk das Pferd zuerſt zum Reiten gebraucht hat; denn es unterliegt keinem Zweifel, daß dieſes Thier allmälig gezähmt und viel früher in den Wagen geſpannt, als geritten worden iſt, wiewohl dieſer Umſtand beim erſten Anblick wunderbar erſcheinen mag. Um 1250 vor Chr. Geb. brauchten die cananitiſchen Stämme nach dem Buche der Richter in der Schlacht Pferde. Ebenſo hatte David in ſeinem Heere Reiterei, legte aber allem Anſchein nach wenig Werth darauf, wie ſich aus mehreren Stellen in den Pſalmen ergiebt und wie dies die Thatſache ſchließen läßt, daß er, als die Syrer beſiegt und alle ihre Streitwagen erobert wurden, von 300 Pferden blos hundert ſchonte und die übrigen durch Zerſchneidung der Knieſlechſen lähmte. Eine Frage iſt's aber, ob die bereits erwähnten cananitiſchen Nationen die Pferde zum Reiten oder zum Ziehen der Streitwagen brauchten, und die Vertheidiger der erſten Behauptung führen viele Stellen wie die folgende an: „Und zogen auch mit ihm (Joſeph) hinauf (zu Jakobs Begräbniß) Wagen und Reiſige und war ein faſt großes Heer.“ Die Hebräer wurden in das rothe Meer verfolgt von egyptiſchen Reiſigen und das Waſſer bedeckte Wagen und Reiter. Ein Wort genügt, um den Irrthum aufzuklären: das Wort, welches mit Reiter überſetzt iſt, bedeutet eigentlich Wagenlenker und nicht Reiter, und ſollte daher durch das erſtere Wort wiedergegeben ſein.

Gehen wir nun zur Geſchichte anderer Völker über, ſo war nach den griechiſchen Schriftſtellern Seſoſtris, oder wie Einige ſeinen

Namen ſchreiben, Seſonchoſis der Erſte, der die Pferde zähmen und reiten lehrte. Zu Salomo's Zeit war der Mittelpreis eines guten Pferdes 150 Seckel oder nach unſrer Berechnung etwas über 100 Thaler, was allerdings für jene Zeit eine bedeutende Summe ausmachte. Zu Xenophon's Zeit war der von Senthes dem Thracier für das Roß, welches er auf dem Rückzuge von Babylon ritt, an ihn gezahlte Preis 50 Dank oder etwa 170 Thaler.

Nächſt den Egyptern wurden die Aſſyrer die berühmteſten Reiter der alten Welt, und in ſehr vielen Stellen der Schrift kommen Anſpielungen auf ſie als ſolche vor. Darauf erwarben ſich die Perſer den größten Ruf, und Xenophon erzählt, daß vor der Herrſchaft des Cyrus Perſien aus Mangel an Reichthum oder wegen der bergigen Beſchaffenheit ſeines Bodens keine Pferde beſaß, daß aber nach ſeiner Zeit und ermuntert durch ſein Beiſpiel Jedermann in Perſien ritt. Die Vorliebe der Perſer für ritterliche Uebungen war ſogar ſo groß, daß von dieſem Umſtande der Name Perſien herſtammen ſoll, der von Peresh, einem chaldäiſchen Worte, das Reiter bedeutet, herrührt. Die Perſer und Aſſyrer züchteten in der Folge ungeheure Maſſen von Pferden; ſo leſen wir von einer Heerde von 150,000 Stück, die auf einer großen Ebene weideten. Die nyſäiſchen Pferde, welche die Könige von Perſien bei ihren Feldzügen brauchten, wurden für die ſchönſten in der Welt geſchätzt.

Aus Egypten ging das Pferd und die Art und Weiſe es zu zähmen nach Aſſyrien und Perſien über; von Aſſyrien nach Cappadocien, Amazonien und Pontus — Länder, wo die Pferde ſehr hoch gehalten und mit großer Sorgfalt gezüchtet wurden; wo man ſie als die bewundernswürdigſten Gegenſtände in der Thierwelt betrachtete und der Sonne zum Opfer brachte. Aus dem Pontus kam das Pferd mit der nach Weſten ſich ergießenden Bevölkerung nach

Phrygien und auf die ſüdlichen Ufer der Propontis und von dort mit dem Roſſebändiger Pelops und den Pelasgern nach Theſſalien, deſſen Ureinwohner ſie mit ihrem denſelben neuen und furchtbaren Ausſehen in Beſtürzung ſetzten, indem ihnen Roß und Reiter als ein Weſen erſchien. In Virgils Georgica III. wird die Bändigung des Pferdes den Lapithen zugeſchrieben:

Primus Erichthonius currus et quatuor ausus
Mugere equos rapidusque rotis insistere victor
Fraena Pelethronii Lapithae gyrosque dedere
Impositi dorso atque equitem docuere sub armis
Insultare solo et gressus glomerare superbos.

Die Alten hatten die Gewohnheit, ihren Pferden einen oder mehrere griechiſche Buchſtaben oder irgend ein Symbol einzubrennen. Die gewöhnlichſten waren Σ (Sigma), Κ (Kappa) und ein Stierkopf, und die ſolcherweiſe gezeichneten Pferde wurden dann reſpective *Σαμφοραι* (Samphorai), *Καππαιναι* (Cappapini) und *Βουκεφαλοι* (Bucephaloi) genannt. Daher nach einigen Autoren der Name des berühmten Pferdes von Alexander dem Großen; indeß Aulus Gellius behauptet, daß in dieſem Falle die Benennung Bucephalus in der That von der Aehnlichkeit ſeines Kopfes mit einem Stierkopfe hergekommen ſei. Lieblingspferden wurden ebenfalls häufig die Anfangsbuchſtaben des Namens ihrer Herren eingebrannt.

Als das Pferd nach Europa übergeſiedelt wurde, vermehrte es ſich mit großer Schnelligkeit und wurde nicht blos auf dem Feſtlande, ſondern auch auf den umliegenden Inſeln bald allgemein bekannt und in Brauch genommen. Zum Beiſpiel als die Römer an Britannien landeten, fanden ſie die Eingebornen gerüſtet, ſie auf Streitwagen von eigenthümlicher und zerſtörender Bauart zu empfangen, die von Pferden gezogen wurden, ſo daß die Pferde ſchon lange bekannt und

in Gebrauch geweſen ſein mußten; und ich habe alte iriſche Manuſcripte geſehen, welche dieſes Thier als etwas ganz Gewöhnliches erwähnen und deren Schreiber mit demſelben lange und ſehr genau bekannt geweſen zu ſein ſcheinen. Es iſt wohl anzunehmen, daß das Geheimniß ein Pferd zu reiten nicht ſo bald entdeckt wurde, als die Alten auch ſchon an den außerordentlichen Beiſtand dachten, den dieſes Thier ihnen bei der Jagd leiſten würde, indem es ſie in den Stand ſetzte, den Hunden zu folgen, die bereits dreſſirt waren, und mit ihnen gleichen Schritt zu halten. Bis zu dieſer Zeit waren die auf der Jagd in Meuten gebrauchten Hunde langſam und ſchwerfällig geweſen, und die Schnelligkeit wurde für ſo wenig weſentlich gehalten, daß man ſie ſogar zu zügeln ſuchen mußte, da die Jäger gezwungen waren zu Fuß zu folgen; und aus alten Manuſcripten, Münzen und Bildwerken dürfen wir ſchließen, daß die damals gebrauchten Hunde blos als Coagenten des Netzes dienten, indem ſie der Jäger an der Leine hielt, während ſie mit dem Geruch die Spur des Wildes ſuchten, und daß es ihren menſchlichen Begleitern überlaſſen blieb, das Wild zu erlegen. Indeß meine ich hier natürlich nur die Spürhunde und nicht die Windhunde, welche, glaub' ich, viel früher in Brauch waren.

In dem Maße nun, als es leichter wurde dem Wilde zu folgen, wurde durch ſorgfältige Züchtung die Schnelligkeit der Hunde vermehrt, und ſpäterhin zeigten ſich die Jäger ſo eigenſinnig und ſchwer zu befriedigen, daß ſie nicht nur die Schnelligkeit zu vergrößern, ſondern auch eine gewiſſe Melodie im Gebell zu erzielen ſuchten und darauf hin züchteten. Dies iſt der Urſprung der regelmäßigen Meuten, und bald erreichte die Jägerei einen Grad der Vollkommenheit, die der der heutigen Zeit wenig nachſtand.

Von der allererſten Gelegenheit, bei welcher Pferde auf der

Jagd gebraucht wurden, habe ich keine genügende Auskunft finden können; von ihrer erſten Anwendung zu dieſem Zwecke in Europa erzählt uns Paläphatus in ſeinem Buche: De incredibilibus historiis eine Geſchichte. Zur Zeit des Königs von Theſſalien Irion wurde eine Stierheerde auf dem Pelion toll und verwüſtete das ganze umliegende Land. Irion verſprach daher demjenigen, der ſie ausrotten würde, eine bedeutende Belohnung, und um dieſe zu erlangen, ritten einige junge Leute aus dem Dorfe Nephele, welche ſich den Vortheil dachten, den ſie durch die Schnelligkeit des Pferdes haben würden, zu dieſem Zwecke eine Anzahl Pferde zu, was bisher noch gar nicht geſchehen war, da man ſich blos der Wagen bedient hatte. Dieſe jungen berittenen Leute griffen nun die Stiere an und rotteten ſie aus, worauf ſie den Namen „Centauren" erhielten, „ὅτι τοὺς ταύρους κατεκέντουν", zu deutſch „weil ſie die Stiere ſtachelten." Aus dem Umſtande, daß die Centauren das Dorf Nephele, was zu deutſch Wolke heißt, bewohnten, entſtand die Fabel, daß ſie die Söhne Irions und einer Wolke geweſen wären, weshalb ſie unter Andern Virgil die Wolkengebornen nennt. Indeß viele alte Autoren haben behauptet, daß es ſolche Ungeheuer wie die Centauren, nämlich halb Menſchen und halb Pferde, wirklich gab; ſo erwähnt Plutarch einen, den Periander von Corinth geſehen, und Plinius (VIII, 3) erzählt, er habe einen geſehen, den man unter der Regierung des Claudius mit Honig einbalſamirt aus Egypten nach Rom gebracht habe!!

Als die Spanier in Mexico landeten, waren ihre Roſſe für die Amerikaner Gegenſtände des größten Erſtaunens, da dieſe zuerſt wie die Alten den Reiter und ſein Roß für ein einziges Geſchöpf hielten; und ſelbſt, nachdem ſie hinter ihren Irrthum gekommen waren, glaubten ſie, daß das Pferd ein fleiſchfreſſendes Thier ſei und das Fleiſch derjenigen verzehre, welche ihre Herren in der Schlacht getödtet;

und wenn die Pferde wieherten, wähnten die Mejicaner, ſie verlangten nach Fleiſch. (Herrera. Alle. II. B. VI. L. 11.)

Zur Zeit der Eroberung Britanniens durch die Römer müſſen Pferde dort häufig geweſen ſein, denn Cäſar führte eine große Anzahl nach Rom; und ſie müſſen von ganz vortrefflicher Art geweſen ſein, denn er ſpricht an verſchiedenen Stellen von ihrer Kraft und ihrem Feuer in den lebendſten Ausdrücken. Wir wiſſen auch, daß König Caſſibelan, als er den größten Theil ſeines Heeres entließ, vier tauſend Streitroſſe im Dienſte behielt, um die Feinde beunruhigen zu können, wenn Mangel ſie zum Fouragiren nöthigte.

Beda ſagt, daß die Engländer um das Jahr 630 das Pferd zu ſatteln anfingen, und daß es um jene Zeit ſehr in Mode kam zu reiten. Unter der Regierung Athelſtan's, des zweiten Nachfolgers Alfred's, und ſeinem natürlichen Sohne waren die Pferde ſehr geſchätzt und es wurde große Sorgfalt auf ihre Zucht verwendet. Hugo Capet, der die Schweſter des Genannten zur Ehe begehrte, machte ihm mit einigen vorzüglichen deutſchen Rennern ein Geſchenk.

Im Jahre 930 erſchien ein Edict, welches die Ausführung von Pferden unterſagte, ausgenommen zu königlichen Geſchenken; und durch Einführung von Beſchälern u. ſ. f. wurde die Race zu verbeſſern geſucht.

Howell Dhu (oder der Gute) von Wales richtete ſeine Aufmerkſamkeit auf Feſtſtellung der Preiſe für verſchiedene Thiere, um Betrügereien zu verhüten. So ſetzte er den Verkaufspreis der Pferde herab und beſtimmte, daß der Käufer drei Tage Zeit haben ſollte zu beobachten, ob das Pferd frei von Koller ſei, drei Monate, um ſich von der Geſundheit der Lunge zu überzeugen, und ein Jahr, um zu ſehen, ob es den Rotz habe oder nicht.

In einem Documente vom Jahre 1000 finden wir die Beſtimmung, daß, wenn ein Hengſt muthwillig getödtet oder durch Nachläſſigkeit umkommen würde, der Erſatz 30 Schilling betragen ſollte; für eine Stute oder ein Fohlen 20 Schilling; für eine noch nicht zugerittene Stute oder ein dergleichen Fohlen 5 Schilling; für ein Maulthier oder einen Eſel 12 Schilling; für einen Ochſen 2½ Schilling; für eine Kuh 2 Schilling; für ein Schwein ⅔ Schilling; für einen Menſchen — 48 Schilling, oder nach heutigem Geldwerthe etwa 10 bis 12 Pfund. Eine der beſten Verordnungen dieſes guten Fürſten war folgende: „Wer ein Pferd borgt und es ſich ſo aufreiben läßt, daß der Rücken wund wird, ſoll 4 Stüber bezahlen; wenn ſich die Haut bis aufs Fleiſch aufreibt, 8 Stüber; und wenn ſich das Fleiſch bis auf die Knochen durchreibt, 16 Stüber."

Um die Regierung Heinrichs II. von England fingen Wettrennen an Mode zu werden und die damalige Rennbahn war Smithfield. Das erſte morgenländiſche Vollblut wurde von Richard Löwenherz in England eingeführt, der von Cypern zwei Hengſte mitbrachte, welche wegen ihrer Schönheit und ihres Feuers berühmt waren. Von ihrer urſprünglichen Heimath haben wir keine Nachricht, doch waren es zweifelsohne Araber, da Arabien ſchon lange vorher durch ſeine Pferdezucht berühmt war.

Wenn irgend Etwas zum Lobe des Königs Johann geſagt werden könnte, ſo wäre es die Thatſache, daß er große Mühe darauf verwendete, die engliſche Pferderace zu verbeſſern.

Eduard III. hatte viele Rennpferde, die damals „running horses" hießen, d. h. ſchnelle, feurige Pferde, zum Unterſchied von den ſchwerfälligen kräftigen Thieren, die zum Kriege und zum Ackerbau gebraucht wurden.

Heinrich VII. milderte das Verbot der Ausfuhr, indem er geſtattete, daß Stuten unter dem Werthe von 6⅔ Schilling außer Landes geführt werden dürften.

Heinrich VIII. war entweder ein großer Bewunderer des Pferdes oder ein ſehr eitler Mann. Er verlangte, daß von allen Ständen ſeiner Unterthanen eine gewiſſe Anzahl von Pferden nach ihrem Rang und ihren Verhältniſſen gehalten werden ſollten. Die Erzbiſchöfe und die Herzöge waren angewieſen, ſieben Pferde blos für den Sattel zu halten, die wenigſtens 14 Hand hoch ſein mußten. Jeder Geiſtliche, deſſen jährliches Einkommen 100 Pfund betrug, und jeder Laie, deſſen Frau eine franzöſiſche Kapuze (!) oder eine Sammetkappe (!!) tragen würde, ſollte einen tüchtigen Traber halten bei einer Strafe von 20 Schilling.

Kutſchen wurden gegen das Ende der Regierung der Königin Eliſabeth von dem Grafen von Arundel eingeführt. Bis dahin ritt Eliſabeth, wenn ſie die Kirche beſuchte, hinter ihrem Stallmeiſter. Die Erfindung der Wagen vermehrte den Pferdebedarf außerordentlich, ſo daß zu Ende der Regierung Eliſabeths ins Oberhaus eine Bill eingebracht wurde, „um den maßloſen und überflüſſigen Gebrauch der Kutſchen zu beſchränken.“

Jakob VI. führte die öffentlichen Wettrennen ein und Gortenly in Yorkſhire, Croydon bei London und Theobalds auf Enfield-Chaſe waren die gewöhnlichen Rennbahnen. Das gebräuchliche Gewicht der Jockeys betrug 10 Stein. Der Preis war in den meiſten Fällen eine Glocke, zuerſt von Holz, ſpäter von Silber, daher die Redensart „bear away the bell,“ die Glocke davon tragen, d. h. ſiegen.

Als Wilhelm III. den engliſchen Thron beſtieg, gründete er eine Akademie der Reitkunſt unter der Aufſicht eines Franzoſen von großer Geſchicklichkeit, Major Foubert, und gab viele King's plates.

Königin Anna begünſtigte ebenfalls das Rennweſen und beförderte ſomit die Pferdezucht; und ihr Gemahl, Prinz Georg von Dänemark, fand großes Vergnügen ſowohl an der Jagd, als an Wettrennen.

Georg I. gab keine „Plates“ mehr, ſondern ſetzte an deren Stelle baar Geld bis zum Betrag von 100 Guineen.

Unter Georg II. wurde das Pferd ſehr vernachläſſigt und die Reitkunſt kam in Mißcredit; Georg III. brachte beides aber wieder in Ehren und errichtete einen königlichen Thiergarten, in dem er mit mehrern Herren vom Adel die Reitkunſt übte. Er errichtete auch die erſte Thierarzneiſchule, deren erſter Profeſſor M. Vial de St. Bel war.

Georg IV. war ein vollendeter Reiter und unter ſeiner Regierung erreichten die Britten einen Grad von Vortrefflichkeit in der Reitkunſt, deren ſich keine Nation in Europa, wenn nicht in der ganzen Welt rühmen konnte.

Wilhelm IV. ermunterte zum Gebrauch des Pferdes, wiewohl er ſelbſt kein großer Reitkünſtler war.

Die gegenwärtige Königin von England iſt eine ausgezeichnete Reiterin, und ihr königlicher Gemahl, Prinz Albert, liebt ebenfalls dieſe Uebung leidenſchaftlich, wie er zugleich ein eifriger Jäger iſt. Die verſchiedene Art, in der die engliſchen Pferde und die auf dem Feſtlande zugeritten werden, und die natürlich eine Verſchiedenheit in der Action und der Bewegung hervorbringt, ſcheint Seine Königliche Hoheit zuerſt etwas in Verlegenheit geſetzt zu haben; aber bei ſeinem männlichen, beharrlichen Charakter hat er alle Schwierigkeiten überwunden und verſpricht, ehe noch eine Saiſon vergeht, der erſte Reiter in England zu werden.

Ueber die Zäumung der Pferde.

Von

Hamilton Smith,

Oberſt-Lieutenant.

Von dem erſten Augenblick an, als das wilde Pferd eingefangen wurde, muß man, um es für den Menſchen brauchbar zu machen, an Zwangsmittel gedacht haben. Die gemalten Tempel in Egypten, von denen einige über dreitauſend Jahre zurückdatirt werden, zeigen bereits zuſammengeſetzte Zügel und Geſchirre, die angepaßt und auf eine Weiſe verziert ſind, daß ſie von lange Zeit darauf verwandter Aufmerkſamkeit zeugen, da ſie an augenſcheinlicher Zweckmäßigkeit den Arbeiten unſrer Zeit wenig oder gar nicht nachſtehen. Nach der gewöhnlichen Annahme exiſtirte das Pferd noch nicht in Egypten, als Abraham es beſuchte, und es wurde noch nicht oft geritten, als die Israeliten aus Egypten auszogen; ferner wiſſen wir, daß es Menſchenalter ſpäter in Arabien nicht wild und ſogar nur wenig in Brauch war; daher können wir der Meinung beiſtimmen, daß ſein eigentliches Vaterland Ober-Aſien und nicht Afrika war. Die auf egyptiſchen Mauern abgemalten Kriege des Seſoſtris zeigen in der That zu wiederholten Malen aſiatiſche Nationen, die reiten und auf Wagen fahren', welche eben ſo gut gebaut ſind, als die egyptiſchen;

und man hat Bilder gefunden, auf denen eine Völkerſchaft, welche am caſpiſchen Meere oder weiter öſtlich am Orus, wenn nicht gar jenſeits des Indus wohnen ſollte, dargeſtellt iſt, indem ſie Tribut oder Geſchenke überbringt, unter denen ſich höchſt künſtliche metallene Gefäße nebſt Wagen und Pferden befinden.

Dieſe Völker waren offenbar nicht weniger gebildet als die Egypter und waren überdies Reiter; was aber in Betreff beider ſeltſam erſcheint, iſt der Umſtand, daß wir noch Jahrhunderte ſpäter bis herab zu den Basreliefs von Chebelminar aus der Zeit des Darius die Abbildungen der Zäume, wiewohl ſie für Wagenpferde vollkommen ausreichen, für ein Reitpferd ſelten beſſer denn als bloße Halftern finden. Der Unterſchied liegt wahrſcheinlich darin, daß es unmöglich war, mit ein Paar Pferden ohne geeigneten Apparat zu fahren, während ein Reiter ſein Pferd mit Mitteln der roheſten Art vom Flecke bringen konnte. Als Beweis, daß dieſe Conjectur des Grundes nicht ermangelt, führen wir an, daß die numidiſchen Reiter in ſpätern Jahrhunderten ohne Zügel ritten: daß die ſcythiſchen und parthiſchen Nationen ſich keines Zaumes bedienten und daß ſelbſt heutzutage Burkhart Beduinen ſah, welche wie zu Cäſars Zeit ritten und anſtatt des Zügels eine bloße Gerte brauchten oder ſich gewiſſer einfacher Commandoworte bedienten. Vielleicht kommt die Gewohnheit, welche man oft bei wilden iriſchen Buben ſieht, auf den Rücken des erſten beſten Pferdes zu ſpringen und darauf mit Hülfe einer bloßen Gerte herum zu galoppiren, mit welcher ſie entweder das rechte oder das linke Auge des Thieres ſchlagen, nach welcher Seite hin ſie gerade zu reiten wünſchen, vielleicht, ſage ich, kommt dieſe Gewohnheit von dem orientaliſchen Urſprunge der Irländer und iſt ein Ueberbleibſel uralter Sitte. Im letzten Revolutionskriege gab es noch Reiter unter den ruſſiſchen unregelmäßigen Truppen, die keinen

Anſtand nahmen, aus einem Schafsbein ein Mundſtück zu einem Kappzaum zu machen, wiewohl der Kappzaum oder die Knebeltrenſe ſehr alt und bereits den Römern unter dem Namen lupus wohlbekannt iſt.

Kopfgeſtelle oder Seilkummete oder Leinen, um ein Pferd befeſtigt zu erhalten, dienten lange Zeit als Zäume; und die celtiſchen Bauern auf dem Continent pflegen immer noch, wenn ſie reiten, eine Schlinge von dem Halfterſeile dem Thiere ins Maul zu machen, ſowohl um es zu lenken, als auch um es anzuhalten, indem ſie das Ende, welches dann einen einzigen Zügel bildet, rechts oder links, wie es gerade das vorgeſteckte Ziel verlangt, über die Ohren werfen. Eine Art Kummet war, glauben wir, die gewöhnlichſte Art das Pferd feſtzuhalten; denn die Fußſeile ſind eine Erfindung der Araber, wiewohl ſie jetzt im ganzen Morgenlande mit Ausnahme von China gewöhnlich ſind. Ein altes Basrelief zeigt, daß die Römer wenigſtens in ihren Ställen die Pferde in der Nähe der Krippe mittels eines Halsbandes befeſtigten, mit einem Stricke, der nach einem Kloben in der Decke ging, und einem Gewichte, das ſchwer genug war, um ſich immer frei zu erhalten, ohne das Pferd zu beläſtigen; dieſelbe Darſtellung zeigt auch Striegeln, Bürſten, Heugabeln, Rechen und Beſen, wie wir ſie in einem modernen Stalle ſehen, und das Pferd iſt in Decken gehüllt, wie dies heutzutage in England geſchieht.

Von dem Gebiß finden wir die älteſten Darſtellungen auf Abbildungen von egyptiſchem Wagengeſchirr; ferner kommt es vor auf ſehr alten etruſciſchen Gemälden, auf Münzen von macedoniſchen und ſyriſchen Königen und auf perſiſchen Basreliefs; indeß auf all dieſen haben wir keine Spur von Kinnkette entdecken können.

Die Reiter auf dem Fries am Parthenon reiten in Bridons oder Trenſen, welche von Eiſen zu ſein pflegten und metallene oder lederne

Zügel hatten. Die Pferde haben keinen Sattel: wahrſcheinlich brauchte kein Volk des Alterthums mehr als eine Decke oder ein Fell als Sitz, außer wenn die Reiter ſchwer bewaffnet waren mit dem gewichtigen Schilde auf der einen Seite, dem ein Paar Wurfſpieße auf der andern kaum das Gleichgewicht hielten, weshalb ſie eines künſtlichen Haltes bedurften, der, wie es ſcheint, in dem flachen Sitze eines Reit- oder Sattelkiſſens gefunden wurde, wie es in ähnlicher Weiſe im Circus noch heutigen Tages gebraucht wird. Seine Breite gab dem Sitze Feſtigkeit, und der Sattelbaum wurde bald mit Sattelbogen oder arçons nach vorn und mit gepolſtertem Rückenſtück verſehen. So zeigen ſich uns die römiſchen Pferde equirirt und mit Häuten und glänzenden Decken behangen; indeß erſcheint ihr Geſchirr an Zweckmäßigkeit dem der perſiſchen Könige und Helden nachſtehend, wenigſtens in der Zeit, als die parthiſche Herrſchaft die künſtlicheren Schabracken von Hochaſien nach Perſien gebracht hatte, welches ſeinerſeits Cyrus und Aſſyrien die Errichtung einer eigentlichen Cavallerie verdankte. So lange jedoch die Steigbügel unbekannt waren, muß es dem militäriſchen Reiter an der nöthigen Feſtigkeit gefehlt haben; denn ehe dieſe in Brauch kamen, konnten die ſchwerbewaffneten europäiſchen Reiter niemals mit Erfolg gegen die leichtbewaffneten barbariſchen Reiter kämpfen, wenn ſie nicht abſtiegen, d. h. mit andern Worten aufhörten Reiterei zu ſein. Wahrſcheinlich waren die perſiſchen Kataphracten die Erſten, welche von dieſer Erfindung Vortheil zogen; denn im Mittelalter war dies Volk, vielleicht mit Ausnahme der Byzantiner, das in der Civiliſation am weiteſten fortgeſchrittene, und bediente ſich am meiſten der Vortheile, welche dieſe bot. Allerdings mag die Erfindung der Steigbügel eine chineſiſche ſein und nebſt dem Hafer, dem natürlichen Futter der Pferde, mögen die Tataren das Goldkraut, die gewöhnliche Proviſion der Nomaden,

und unter andern nützlichen Gründungen auch die Steigbügel nach Weſten verpflanzt haben; ſo viel iſt gewiß, daß in den älteſten Grabhügeln von Mittelaſien in der Nähe von Tomsk, wo die ruſſiſche Regierung Nachgrabungen anſtellen ließ, die Skelette, Waffen und Verzierungen von Häuptlingen und deren Weibern und nebſt den Gebeinen ihrer Pferde die Ueberreſte von Sätteln und Steigbügeln gefunden worden ſind. Da viele von dieſen Grabmonumenten zugleich bronzene Götzenbilder von chineſiſcher Buddhaform enthalten, ſo iſt es nicht unwahrſcheinlich, daß ſowohl die einen wie die andern aus derſelben Gegend kamen, woher die tatariſchen Nationen auch ihre Standarten erhielten. Indeß giebt der ſo geführte Beweis keine ſehr nahe liegende Zeit, und im Abendlande ſcheint das zehnte Jahrhundert die Periode zu ſein, in der die Steigbügel allgemein bekannt wurden. Die angelſächſiſchen Handſchriften enthalten Zeichnungen von Reitern mit und ohne dieſe Bequemlichkeit, und dieſelbe Bemerkung machen wir auf denen in Deutſchland und Frankreich aus derſelben Zeit. Wenn wir die Etymologie der Namen in den europäiſchen Sprachen unterſuchen, ſo finden wir, daß im Franzöſiſchen einer kein einheimiſches Wort von wirklich galliſchem Stamme, ſondern wie die meiſten andern auf Reitkunſt bezüglichen Ausdrücke fränkiſch-deutſch iſt; denn man hat dort ſelbſt für reiten keine andre Bezeichnung als monter à cheval, und das alte Wort chevaucher iſt ſo erzwungen, daß es völlig außer Gebrauch gekommen. Das deutſche Wort Steigbügel iſt jedenfalls ein der Sache entlehntes, ebenſo das engliſche stirrup von dem angelſächſiſchen stigerapa, Steigſeil. Es iſt klar, daß das Inſtrument hauptſächlich dazu dienen ſollte, dem Reiter mit größerer Bequemlichkeit auf das Pferd zu helfen, als es bei den Griechen und Römern das Querholz an dem Schafte der Lanze gethan hatte, oder bei den Orientalen die demüthigende Sitte,

daß ein Diener, auf Händen und Füßen kauernd, dem Reiter ſeinen Rücken als Steigblock bot — eine Ceremonie, die noch bis vor kurzer Zeit der Großweſir bei Staatsviſiten in der Moſchee dem Sultan, und einmal auf Verlangen der römiſche Kaiſer Valerian als Gefangener dem Partherkönige Sapor leiſtete.

Indeß hatte der Steigbügel wie ſo viele Erfindungen von höchſter Wichtigkeit gegen die Oppoſition aller europäiſchen Völker zu kämpfen. Mehrere Generationen lang zogen es die Menſchen mit ihrer gewöhnlichen Hartnäckigkeit vor, mit der allergrößten Mühe auf den Rücken des Pferdes zu klettern, und fingen ihre Reiſen gewöhnlich ſo an, daß ſie wie Strohſäcke quer über den Sattelkiſſen lagen, indem ſie ſchloſſen, wenn ſie ſich der neuen Erfindung bedienten, würden die Steigblöcke vergeblich gemacht ſein: und was ſollte aus der Würde der kleinen Edelleute werden, wenn ſie beim Gerichtstage auf keinem Steigblocke mehr ſitzen könnten!

Gegenwärtig verſchmähen nur noch wenige Nationen die Steigbügel; doch hängen in Indien die Maratten, in Timor die Malayen, in Arabien die Beduinen und in Nubien ſelbſt einige Häuptlinge immer noch an der alten nubiſchen Sitte und ſind ſtolz auf die Erziehung einiger ihrer ſchönen Roſſe, welche niederknieen, um ihre bisweilen ſchwer bewaffneten Reiter aufſitzen zu laſſen. Auch in Amerika reiten ſowohl die Patagonier wie die Caumantſchis gewöhnlich ohne Steigbügel, dann aber ſind auch die Pferde nicht geſattelt. Die berühmte koloſſale Statue von rothem Sandſtein in den Ebenen von Agra, die der Sultan Mahmud von Ghizni errichtet haben ſoll, iſt mit Zaum und Sattelkiſſen geſchmückt, aber ohne Steigbügel, was, wenn die Angabe richtig iſt, den Beweis liefert, daß die moslemitiſchen Beſieger Indiens im achten Jahrhundert unſrer Zeitrechnung die Erfindung noch nicht angenommen hatten.

Im elften Jahrhundert war der Gebrauch derſelben in Europa allgemein; doch kann man häufig ein Zeichen für ihre kürzliche Einführung darin finden, daß der Steigbügel blos aus einem Riemen mit einer Schlinge ohne Eiſenbügel beſteht. Gegen das Ende des Jahrhunderts war er gebräuchlich, wie er ſich auf den Tapeten von Bayeux zeigt. Bald nachher wurden die Steigbügel breit und ſchwerfällig gemacht, ſo daß im Fall eines Sturzes der Fuß ſich leicht losmachen konnte. Seit jener Zeit ſind die Veränderungen blos der Mode gefolgt oder haben ſich den Umſtänden gefügt; im Morgenlande hingegen wurden, da die langen loſen Gewänder den Gebrauch der Sporen verhinderten, ſchüppenartige Steigbügel erfunden, die an den hintern Ecken ſcharf genug ſind, um zugleich dem Pferde als Sporn zu dienen. Indeß war dies nicht immer Sitte, da die Türken dieſelben erſt zu brauchen pflegten, ſeitdem die weiten Pluderhoſen allgemein getragen wurden, nämlich ſeit den letzten zwei Jahrhunderten. Im 15. und 16. Jahrhundert, wo die europäiſche Ritterſchaft die hohen beſchlagenen Sättel brauchte, und die Beinſchienen häufig wegfielen, wurde ein großer ſtählerner Halbſchuh eingeführt, deren Miniaturbild der heutige Damenſteigbügel zeigt; da aber die Unzulänglichkeit der gewichtigen Rüſtungen ſich ziemlich allgemein fühlbar machte, wurden Halbſchuh und Sattelbogen von Stahl bei Seite gelegt und die ſpaniſche Sella kam in Mode, und wurde das Muſter der Ritterſättel in ganz Europa, ausgenommen, daß die letztern Holſtern hatten, welche man den Piſtolieres, ebenfalls von ſpaniſchem Urſprung, nachmachte.

Bis in die neueſte Zeit bedienten ſich die Abyſſinier der Ringſteigbügel, d. h. ſie brauchten ſtatt des breiten eiſernen Inſtruments ein ſo enges, daß blos die große Zehe hineingeſteckt werden konnte. Der ſeltſamſte und gewißlich auch der unbequemſte Steigbügel

iſt der der Japaneſen, welcher gerade ſo geformt iſt wie ein Kantbaken, wie man ſie paarweiſe braucht, um ein Tau feſtzumachen oder um ſchwere Laſten und Häuſer in die Höhe zu ziehen: der Fuß ruht auf dem Vordertheile oder dem Rande des Hakens und die Zehe berührt blos das Eiſen und kann nicht weit genug vorwärts, um Halt zu gewinnen. Das Paar, welches wir verſuchten, glitſchte immer unter der Stiefelſohle weg.

In Südamerika und Mexico bedient man ſich gelegentlich ſtatt der eiſernen Steigbügel großer Holzblöcke, die ausgehöhlt ſind, ſo daß ſie den Vordertheil des Fußes oder vielmehr die Zehen aufnehmen können, welche an der Stelle frei bleiben, wo der nationale Stiefel, beſtehend aus der Haut der Pferdebeinen, an den Zehen offen ſteht. Die Blöcke ſind vorn nicht durchbohrt, und mit grobem Schnitzwerk verziert.

Auf der Inſel Jerſey bedienten ſich noch vor einigen Jahren die Landleute des alten celtiſchen Sattels, wenn ſie zu Markte ritten; es war eine runde, ſehr dicke und weiche Matte aus Binſen oder Stroh mit Bruſtband und Gurt aus demſelben Material. Dieſe Art von Sattel findet man auf celtiſchen Basreliefs aus ſehr alter Zeit; auf derſelben Inſel bemerkten wir aber auch bei dem jährlichen Chevauchée oder der Cavalcade der Obrigkeit zu dem Zwecke, den Zuſtand der Straßen zu unterſuchen, ein Paar Steigbügel aus Holz in Form langer Schachteln, die an den Sattelklappen befeſtigt waren; im Sattel ſaß ein alter Landrichter mit wollenen Strümpfen und in jedem derartigen Steigbügel ſteckte einer ſeiner mächtigen Füße. Indeß Steigbügel von ſolcher Form finden wir auch im Orient, wo eine Art Tritt, lang und breit genug, um den Fuß darauf ruhen laſſen zu können, an den ſchuppichten Seiten der Pferderüſtung befeſtigt iſt.

wie das Gemälde in dem indo-perſiſchen Manuſcript Shah Nameh, im Hauſe der oſtindiſchen Compagnie, zeigt.

Die hier gemachten Bemerkungen über die Schutzwaffen der Pferde führen uns zu den gebarniſchten Pferden, welche in den parthiſchen Kriegen gegen die Römer gebraucht wurden, und welche die Bildhauer auf alten Basreliefs ſo dargeſtellt haben, daß die Harniſche dicht anliegen, und der Reiter iſt in ähnlicher Weiſe gewaffnet, ſo daß das Schwellen der Muskeln ſo deutlich hervortritt, als wenn der Körper nackt wäre. „Das Roß und der Reiter" auf den koloſſalen perſiſchen Basreliefs von Tauki-e-Boſtam, ein Werk aus der parthiſchen Periode, zeigen hingegen den Reiter in ein Panzerhemd gekleidet, welches ſogar ſein ganzes Geſicht bedeckt; zugleich trägt er weite Pluderhoſen, worauf man ein Muſter ziemlich deutlich ſehen kann. Das Pferd iſt blos vorn gebarniſcht und zwar mit kleinen eingehängten Schienen, die aber nicht wie Schuppen über einander klappen. Vollſtändige Rüſtungen für Pferde finden ſich ſchon in einer ſehr frühen Periode, denn auf Münzen von Seleucus I. Nicator ſehen wir den Kopf ſeines Streitroſſes mit einer gehörnten Maske oder einem Chaffron bewehrt, und Elfenbeinſchnitzwerke ſtellen Helden von Rajaſtan auf Pferden dar, welche ganz gebarniſcht ſind und von denen eins eine Elephantenmaske zu gleichem Zwecke hat.

Seinen völlig gepanzerten Pferden verdankte Perſien ſeine meiſten Siege gegen die byzantiniſchen Kaiſer und eine Zeitlang ſeine Erfolge gegen den Fanatismus der Araber, welche bald nach der Hegira Neodegerd angriffen. In Europa wurden gepanzerte Pferde zu Anfang des 13. Jahrhunderts eingeführt, und Saer de Quincy erſcheint auf ſeinem Wappenſiegel vom Jahre 1207 als der erſte Ritter in England, der ein gebarniſchtes und mit Schabracken verſehenes Pferd reitet. Die Schabracken waren bisweilen ſo lang, daß ſie die

Erde fegten; bei andern reichten ſie blos bis an die Hüften; in der einen Zeit waren ſie mit dem Wappen und der Deviſe des Ritters geſchmückt, zu andern Zeiten waren ſie verſchiedenartig geſtickt und beſtanden aus den koſtbarſten Stoffen; doch unter der Decke befand ſich immer ein Kettenpanzer oder Schienen von Leder oder Eiſen, ein Halsſtück und ein Bruſtſtück. Zur Zeit dieſer Moden waren die hohen Sattel mit Stahlbogen am meiſten in Brauch. Der Sitz befand ſich hoch über dem Rücken des Pferdes; vorn gingen zwei Eiſenſchienen, breit genug, um Schenkel und Wade des Reiters zu verbergen, in Geſtalt eines Sparren oder des Buchſtaben A bis herab auf den Spann und dann wieder aufwärts, ſo daß ſie den ganzen Sitz bis zu den Hüften deckten; hinten war auf beiden Seiten ein volles Polſter, und eine Art Lehne umgab den Reiter ſo, als wenn er in einem niedrigen Lehnſtuhle ſäße. An den ſtählernen Sattelbogen befand ſich auf beiden Seiten ein Ring, und an dem hinteren Theile zwei andere; an dieſen hingen die Keule und ein zweites Schwert, während die andern zu gelegentlichen Zwecken dienten.

Die polniſche Ritterſchaft befeſtigte bisweilen bis zur Herrſchaft Johann Sobieski's an die hintere Seite ihrer Achſelſchienen ein Paar ausgeſpannte Schwanenflügel, die bei einem Angriff, wie der auf die Spahis beim Entſatz von Wien war, ein großartiges Schauſpiel gewährt haben müſſen; zu andern Zeiten hatten ſie eine Art Schwingen aus dünnen Eiſenplatten am hintern Theile der Sättel befeſtigt, die bei einem Angriff in vollem Galopp einen erſchrecklichen Lärm machten. Im Allgemeinen waren ihre Sättel vorn und hinten hoch und hatten in der Höhlung ein weiches Kiſſen; das Ganze lag auf dicht zuſammengelegten Pferdedecken. Dieſe Art von Sätteln führen noch heutigen Tages die Koſacken, die keine Holſtern haben, ſondern ihre Feuerwaffen klugerweiſe im Gürtel tragen, ſo daß ſie dieſelben

im Augenblicke des Bedürfniſſes zur Hand haben; während bei den Huſarenſätteln und andern es Mühe macht und Zeit koſtet, wenn der Reiter ſeine Piſtolen ziehen will, was ihn natürlich bedeutender Gefahr ausſetzt.

In Perſien und Indien, beſonders bei den Sikhs, ſind kleine, niedrige Sättel in Brauch, welche die Pferde ſelten drücken; und in Japan beſtehen die mit den Kanthakenſteigbügeln blos aus ein Paar ſchräge verbundenen Holzſtücken mit einem Kiſſen. Sie ſind gemacht, als wäre es Zweck geweſen, alles Reiten unmöglich zu machen.

Das Gebiß iſt alt und offenbar aſiatiſchen Urſprungs, wie auch wahrſcheinlich die Kinnkette; denn die Orientalen allein machen von dieſer den fürchterlichen Gebrauch, welcher ſo viele ihrer Pferde dadurch zu Grunde richtet, daß ſie ihre Pferde auf einmal aus vollem Galopp auf die Schenkel ſetzen. Stange und Trenſe verbunden ſind wahrſcheinlich europäiſch, da in Europa eine gelindere Hand die Zügel führt und die Pferde weichere Mäuler haben. Sie haben in Material und Geſtalt ſich vielfach verändert; wiewohl gewöhnlich aus Leder beſtehend, ſind die Zügel auch oft aus den koſtbarſten Stoffen gemacht worden oder ſie haben aus einer Reihe von Eiſenplättchen oder Ketten mit und ohne Leder beſtanden.

andel mit Pferden iſt eine uralte Zwiſchäftigkeit. Unſere Leſer erinnern ſich ganz ſicher der Art und Weiſe, wie der Schelm Sinon die armen Trojaner betrog und der Belagerung ihrer Stadt dadurch ein Ende

wandte, daß er die verführte, eine kühle Stirn in ihren Schoß zu pflegen, ihre heiß pulsirenden Hand und Hand, ihren rothwangigen in ihren Mund zu küssen, kurz

— in ihre Arme, o Jüngling!
Du kannst nicht ein schöner
Unterhaltender Mann bekommen.

Diese ganze sentimentale Scene handelt abwechselnd von Dichtkunst, Gott und Tugenden und Lasterbildern, die Hagedorn so lange, bis sie gefangen ist, ihnen auch zu wandern, daß sie sogleich die Tugendhaften Dichtkünste in ihren Dienst übernimmt. Da von Dichtkunst gesprochen wird, Wissen sie, Vollendung kommt in Betracht, daß auch diese Dichtkünste einer Belehrung genossen war.

Die göttliche Dichtkunst ist nämlich Wissenschaft, ist Dichtkunst. Wie sie [illegible] die Menschen, wird sie die Wissenschaft [illegible] will ich, daß sich [illegible] Dichtkünste [illegible] Wissen in Lehren wie die Menschen ist ihre Pflicht, auch dieses Wissen, weil es ist wie Tugenden Wissen, Gott heißt, die Tugend sind ihrem Tugenden Wissen.

Diese Dichtkünste, Tugendwissen Tugend Wissen sind nun die Künste vor Tugend gepflegt, wie die Wissenschaft, die sie gefangen Wissen verfolgt, so sind wissenschaftlich Tugend zu sehen, während sich Wissen Wissen's Tugend zu Wissen. Diese Wissenschaft ist ein gutes, wenn sie ist [illegible]. Wissen sind es Wissen in Tugend und die Tugendhaften Wissen, wenn es Dichtkünste sind, sind Tugend. Wissen Tugendwissen es sind Tugend Wissen, nun wissen wissenlos sind es Tugend ist.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Und in der That, Jeremias Brumble war immer auf dem Platze, er konnte unter allen Umständen reiten und immer mit solch allerliebsten Thieren, — sie gut, sie fromm, sie sicher und völlig gesund und tadellos im Geschirr, aber

völlig zu reiten.

Brumble's Geschäftslokal zeichnete sich durch alle Eigenthümlichkeiten im Ganzen aus, welche in seinem Stande erblich zu sein scheinen. Von der Straße führte ein mit frischem Sand bestreuter, schmaler Gang, der zwischen zwei schwarz, weiß und gelb gestreift angestrichenen Mauern dahin führte, in einen viereckigen, offenen, gepflasterten Hof. An der einen Seite desselben zeigten sich mehrere gelb angestrichene Stallthüren, auf denen in eine Art von ungeheuren schwarzen Augen eine weiße Zahl geschrieben war. Diesen Stallthüren gegenüber sah man zwei ziemlich verfallene Remisen, durch deren Spalten man eine theilweise Aussicht ins Freie hatte. Die übrigen Seiten wurden von hinteren Thüren und Fenstern und von den Rückenmauern der Nachbarhäuser gebildet.

Eine Spur von einer Hausthür war nicht zu entdecken und dennoch war es bekannt, daß Jeremias in seinem „Etablissement" wohnte und überdies war ein Fenster, welches in den Hof ging, äußerlich mit so viel rothen Blumentöpfen und inwendig mit so blauen Gardinen verziert, daß er augenscheinlich dort wohnen mußte. Indessen erst lange Zeit nach unserer ersten Bekanntschaft mit Jeremias entdeckten wir, daß er in einer Art von Geschirrkammer hauste, durch welche er in das Sanctissimum mit den blauen Gardinen gelangte. Hier saß er denn, wie eine Spinne im Mittelpunkt ihres Netzes, und harrte der Armen — doch nein, das Wort „arm" fehlte in seinem Wörterbuch — sondern der Reichen, oder der Goldfische, die er ärmer zu machen trachtete.

Eine Reihe von vierzig langen Jahren pflegte Jeremias alle Tage in die Zeitungen folgende Ankündigung einrücken zu lassen: „Zu verkaufen steht ein braunes Pferd, das einem vor Kurzem verstorbenen Manne von Stande gehörte. Es ist fünf Jahr alt, kräftig und stark, und so fromm, daß Herren und Damen, so furchtsam sie auch sein mögen, dasselbe mit der größten Sicherheit reiten, oder einspannen können. Es hat eine sehr gute Action, ist gut im Stande und wird für seine Gesundheit Garantie geleistet. Wer dieses Pferd probiren will, wende sich gefälligst u. s. w."

Es wunderte mich sehr, daß ein solcher Schlaukopf wie Jeremias stets dieselbe Ankündigung einrücken ließ, denn diese fortwährende Wiederholung mußte doch endlich Verdacht erwecken. Allein er beseitigte meine Besorgniß und meinte: „O, mein guter Herr, es führen so viele Straßen nach der Stadt, daß es doch mit dem Teufel zugehen müßte, wenn nicht alle Tage ein verlornes Schaf kommen sollte."

Eigentlich zog dieſe Ruhe und Frömmigkeit verkündende Anzeige, wie Jeremias verſicherte, weniger chriſtliche Schafe, als chriſtliche Hirten, ehrwürdige Geiſtliche an, die mit reſpectablem Gewicht und geringer Courage vom Himmel begabt waren. Auf ihre Anfrage erhielten ſie natürlich immer das beſchriebene Pferd, wenn auch die Beſchreibung nicht ganz paßte; Jeremias verſtand es, ſeine Beſchreibungen zu rechtfertigen. Die ehrlichen, geiſtlichen Herren, die von Schöpſenfleiſch mehr verſtanden, als von Pferdefleiſch, kamen denn auch ſelten ohne Schaden davon.

Der Pfarrer und ſein Rahmen.

Ich ſuchte eines Tages ein Jagdpferd für ein ſehr couvirtes Terrain und lenkte meine Schritte nach Jeremias wohlbekanntem Etabliſſement. Ich fand indeſſen nichts nach meinem Geſchmack. „Nein, nein, Jeremias, das thut's nicht; Ihr werdet mir nicht weiß

machen wollen, daß ein ſolcher Klepper auch nur über ein Fahrgeleiſe ſetzen kann." — „Nun ſehn Sie einmal hierher," entgegnete Jeremias, „hier ſteht der beſte Springer in ganz Europa," und dabei zeigte er auf einen kleinen, fetten Hengſt, der ein Seitenſtück in Pferdefleiſch zu ſeiner eigenen Perſon war. „Dies der beſte Springer in Europa!" rief ich erſtaunt; denn wenn ich ſchon an Jeremias koloſſale Lügen gewöhnt war, ſo war doch dieſe zu augenſcheinlich unverſchämt. „Dies der beſte Springer in Europa!" „Ja, ja, mein Herr, weiß Gott! ich ſpaße nicht; denn er iſt drei Mal in den Inſolvenzgerichtshof hinein und wieder hinaus geſprungen und hat ſich dabei kein Haar gekrümmt. Das ſoll ihm einmal ein andres Pferd nachmachen!" —

Jeremias wurde allmälig ein reicher Mann; allein Alles hat ſeine Zeit und im Menſchenleben giebt es ebenfalls Ebbe und Fluth. Er wurde ein rückſichtslos ausſchweifender Trunkenbold und ſo ging es denn mit ſeinem Wohlſtande im Galopp bergab, wie es im Schritt bergauf gegangen war. Ehe der Schnee auf ſeinem Dache viele Winter gethaut war, wurde ſein Haus ärmlich, einſam und düſter. Zuerſt vermißte man ſein alljährliches Frühlingskleid, die friſche Tünchung und den gelb und ſchwarzen Anſtrich der Thüren. Dann wurden die zerbrochenen rothen Blumentöpfe nicht mehr durch neue erſetzt und die Blumen verwelkten. Nach und nach wurden die Spalten in der Wagenremiſe immer weiter und man ſah kein friſchgepflügtes Land mehr, und endlich wanderte der Mondſchein über einige zerbrochene Stühle und Tiſche, die dem Hausherrn übrig geblieben waren, als man ſeine Beſitzungen in Beſchlag nahm — und Jeremias Premſe war von dieſem Augenblicke an verſchwunden. —

Seit dieſer Kataſtrophe mochten etwa drei bis vier Jahre verfloſſen ſein, als wir eines ſchönen Abends an dem Etabliſſement

vorüber gingen, welches der Schauplatz von Jeremias Bremſe's Heldenthaten geweſen war. Plötzlich zeigte ſich uns im hellen Gaslichte ſeine wohlbekannte Geſtalt. Es war wirklich nicht ſein Geiſt, ſondern er ſelbſt, Jeremias Bremſe. Seine runde Figur hatte ſich unterdeſſen noch mehr abgerundet.

„Wie, Jeremias, ſeid Ihr's? wir dachten, Ihr hättet Euch davon gemacht und wärt in die andre Welt galoppirt?"

„O nein, noch nicht ganz," antwortete er mit einer Stimme, die der Trunk noch um vieles rauher gemacht hatte, — „ich habe immer noch ein kleines Geſchäft hier und da, und wenn Sie etwa ein recht gutes Pferd brauchen" —

„Wie, ſeid Ihr denn noch Pferdehändler?"

„ — Ja wohl; das heißt gewiſſermaßen, eine Art von — ich beſorge Pferde für Cavaliere, das heißt, für alte Freunde, und ſo verdien' ich immer einen Louisd'or oder ſo."

„Nun Ihr ſcheint dabei eben nicht magerer geworden, Jeremias?"

„Doch, doch, Herr," antwortete er kopfſchüttelnd und indem er mit der Hand auf ſeine Weſte ſchlug, „lauter Schwamm, kein gutes geſundes Fett, nichts als Dampf — Dampf — Dampf — wie eine halbausgedrückte Blaſe" — und wiederum ſchüttelte er ſorgenvoll den Kopf.

Der alten Bekanntſchaft wegen holten wir einen Dukaten aus der Taſche; er nahm ihn trübſelig, zog ſeufzend den Hut und während ſein Seufzer verhallte, gingen wir weiter.

Von dieſer Zeit an wurde es mit Jeremias von Tage zu Tage ſchlimmer. Er war täglich betrunken; die ſchlechten Seiten ſeines Charakters traten in den Vordergrund und verdunkelten ganz und gar die wenigen guten. Er lebte nur von den Gaben des Mitleids; aber anſtatt ſie behaglich zu verzehren, verwandte er ſie dazu, ſeine Grillen

zu erſäufen, und ſo wurde er ein unheilbarer Saufaus. Dies ſagte uns die letzte Begegnung mit ihm.

„Nun, Jeremias," ſagten wir, als wir ihn trafen, „Ihr ſeht ja heute beſſer aus. Habt Ihr Euch endlich zu einem nüchternen Leben bekehrt?"

„Nüchtern? Herr!" antwortete er ſchluckernd, „ich bin ſeit drei Monaten keinen Abend nüchtern geweſen — und will's auch in den nächſten nicht ſein, — wenn's Glück gut iſt."

* * *

So fahre hin, Jeremias Bremſe. Deine Firma war eine Lüge, Deine Ankündigungen waren Lügen, — Dein ganzes Leben war eine Lüge. Dein Grabſtein wird wenigſtens keine Lüge enthalten, wenn nichts auf ihm ſteht als

was sind doch die Philosophen für Narren! Von allen, die ohne Zwangsjacke frei auf unsrer Erde umherlaufen, sind sie die schlimmsten! Sie sind blind wie die Maulwürfe — und

nicht halb ſo glatt, — hartnäckig wie die Eſel — und nicht halb ſo duldſam. Um die Welt durch eine glänzende Definition in Erſtaunen zu ſetzen, ſagen ſie: der Menſch iſt ein denkendes Weſen. Einfältiges Gewäſch, ihr Herren! Ich bitte Euch, was wäre denn mein Karo für ein Geſchöpf, der, wenn er mich die Peitſche herunterlangen ſieht, unter dem Tiſche hervorkriecht, zum Fenſter hinausſpringt, hinwegrennt, als ob ihm der Kopf brennte und ſich irgend einen Schlupfwinkel ſucht, wo ich ihn nicht erreichen kann? Oder was iſt mein Pferd Paſcha, welches ſich aus ſeinem tiefen Nachdenken herausreißt und Capriolen trotz einer Tänzerin beim Ballet macht, wenn es das Schloß vom Haferkaſten klappern, oder den Knecht auf dem Heuboden umhertrappen hört? — Ein Andrer ſagt wieder, und meint den Nagel auf den Kopf getroffen zu haben, der Menſch iſt ein Weſen, das ſpricht. Allerdings, das hat ſeine Richtigkeit; aber dies iſt eben ſo gut der Papagei, die Elſter und der Staar; und ſprechen nicht alle Thiere ihre Sprache, in der ſie ſich unter einander verſtändlich machen? — Ein Dritter, der den Witz mit der Philoſophie verbinden will und zugleich den Gelehrten und den Hanswurſt ſpielt, — ſagt, der Menſch ſei ein ſchneiderndes Weſen. Ja, ein wahrer Modeſchneider iſt er, weiß Gott! wir brauchen uns nur die Ungeheuer anzuſehn, die wir unter dem Namen „Löwen" auf den Straßen und Promenaden umherlaufen ſehen. Aber dies Merkmal unterſcheidet den Menſchen eben ſo wenig vom Thiere; denn ſehen wir z. B. den Seidenwurm, der iſt ein ſchneiderndes Weſen par excellence und macht ſich nicht nur die Kleider ſelber, ſondern auch das Zeug dazu. Wie glücklich fühlt ſich der Menſch, der denkende, ſprechende, ſchneidernde Menſch, ſolche Kleider zu beſitzen und ſeinen Leichnam mit den Trophäen eines Wurmes zu ſchmücken!

Nein, nein, dieſe Herren Philoſophen, von Diogenes bis zu Herrn von Schelling herab, träumen und ſchlafen, ihre Definitionen halten nicht Stich. Wir wollen ihnen den Staar ſtechen und ihnen eine Definition vom Menſchen geben, die auf den größten Philoſophen der Chriſtenheit, wie auf den kleinſten Bettelbuben paßt, — da habt ihr ſie: Der Menſch iſt ein Weſen, das reitet.

Dies leugne, wer's kann! Der Menſch und allein der Menſch hat den Muth und die Geſchicklichkeit, andre Thiere ſeinen Wünſchen dienſtbar zu machen und zu ſeinen Bedürfniſſen abzurichten, alſo ſich gleichſam die Eigenſchaften eines fremden Geſchöpfes anzueignen. Man führe nicht das Mährchen von dem Löwen und dem Schakal an, das ſind Narrenspoſſen und man muß, um daran zu glauben, nicht nur ein Philoſoph, ſondern ſogar ein Eſel ſein. Ferner ſage man nicht, daß wir in denſelben Irrthum verfallen, deſſen wir die Philoſophen bezüchtigen, oder beſchuldige uns nicht, daß wir mit einer dem Verein gegen Thierquälerei feindlichen Halsſtarrigkeit unſer Steckenpferd reiten. Wir legen gegen eine ſolche Beſchuldigung alle unſre Vetos ein und reiten ruhig weiter.

Das Genus Homo iſt alſo entſchieden ein reitendes. Den erſten Verſuch macht das Kind auf dem Knie des Großpapas und dann auf deſſen ſpaniſchem Rohr, welches es wacker die Stube auf und ab tummelt. Bald wird aber der kleine Schlingel des Stockes überdrüſſig; er wird ein Knabe und ſeine Wünſche verſteigen ſich ſchon zu einem Schaukelpferde. Nun ſehe man nur, wie er durch die Luft fegt, bald hinauf bis an den Himmel (oder die Stubendecke, das iſt ganz gleichgültig), bald wieder hinab bis in den tiefſten Schlund des Acheron (mit andern Worten, auf die Binſendecke), ſchreiend, ſingend, lachend und jauchzend, bis ſein alter Großpapa am andern Ende des

Zimmers ſelber wieder zum Kinde wird und Luſt bekommt, ſich hinter den Jungen zu ſetzen und zu verſuchen, ob er an dem „Happel" noch Gefallen findet, wie vor ſechzig Jahren.

Doch das „reitende Weſen" macht Fortſchritte. Ein Ereigniß bringt eine mächtige Revolution in ſeinem Innern hervor und verleidet ihm das Schaukelpferd, welches immer auf derſelben Stelle bleibt. Der benachbarte Gutsbeſitzer hält eine Meute Fuchshunde und täglich trabt ein Mann auf einem Eſel bei dem elterlichen Hauſe vorbei nach der nächſten Scharfrichterei, um in zwei mächtigen Körben, die zu beiden Seiten des guten Aſinus herabhängen, friſches

Pferdefleiſch für die Meute zu holen. Eines Tages mußte dieſes Fleiſch beſonders anziehend duften, denn die ganze Hundebevölkerung des Dorfes war auf den Beinen und umſprang mit gierigem Gebell die inhaltſchweren Körbe. Von allen Seiten von ſcharfen Zähnen angegrinſt, packt den angſterfüllten Graurock Verzweiflung; er vergißt ſeine angeborne Faulheit, ſtrengt die ganze Kraft ſeiner Sehnen an, um das bergende Gehöft zu erreichen, und kehrt ſich nicht an die Stimme ſeines ſonſt ſo gefürchteten Reiters, der, will er nicht abgeworfen ſein, zärtlich den Hals ſeines Reitthieres umklammert.

Dieſe Umarmung vermehrt nur die Angſt des entſetzten Eſels und auf Windesflügeln, umklafft von den irregulairen Hundetruppen des Dorfes, jagt der Reiter,

ein moderner Mazeppa.

an der Wohnung unſers Knaben vorüber. Dieſer fühlt nichts von der Angſt weder des reitenden, noch des gerittenen Eſels; ihn ergötzt nur die ſchnelle Bewegung; jubelnd ſchlägt er in die Hände und — verſchmäht von Stund an ſein hölzernes Pferd. Er umſchmeichelt die Knie des guten Großpapas und bettelt: „Bitte, bitte, lieber Großpapa, kauf' mir 'nen Eſel!" — Und der Großvater hat nicht eher Ruhe und Raſt, bis der Eſel gekauft und aufgezäumt iſt. Ein gefälliger Hausfreund übernimmt es, ihn zu probiren — denn der Großpapa iſt zu alt — und Waldewein rennt, als käme

er direct aus Perſiens Wüſteneien, ſo daß der gefällige Freund Hut und Sitz verliert und nach dem Majorszügel greifen muß.

Nun beginnt für den Knaben eine neue Aera. Bisher hatte er nur über zwei Beine zu gebieten, jetzt über vier, die eigenen gar nicht gerechnet. Er braucht ſich nur auf den Gipfel jenes Hügels, oder dort auf jene grüne Wieſe zu wünſchen, ſein gefälliger Graurock trägt ihn dorthin in erſtaunlicher Eile. — Allein der Menſch iſt nebenbei auch ein ungenügſames Weſen. Der heranwachſende Knabe entdeckt bald, daß der Nachkomme von Bileams Thier lange Ohren, daß ſeine Hufe zu klein, ſein Gang zu langſam, daß ſein Haar zu lang, ſein Schweif zu kurz, ſeine Mähne zu ſtruppig iſt und daß ſeine Beine an großer Schwäche leiden, — kurz er iſt ihm vorn und hinten nicht recht und ein Pony iſt das Ziel ſeiner heißeſten Wünſche. Allein kaum hat er dieſen eine Zeitlang ſein genannt, ſo ſteigt ein andrer Wunſch in ihm auf, denn der Knabe wird ein Mann und muß nun ein Pferd haben. So ſchreitet er allmälig von einer Art der Reiterei zur andern vor, bis er im Wettrennen mit dem Tode geſchlagen wird.

Es war von jeher einer unſerer Lieblingsgedanken, daß die Liebe eines Volkes zur Freiheit mit ſeiner mehr oder minderen Vollkommenheit im Reiten in directem Verhältniß ſteht. Man ſehe zum Beiſpiel die Araber und ihre herrlichen Wüſtenrenner! und wende ſich dann zu den elenden, feigen Chineſenmähren mit ihren langen Sauſchwänzen und kurzen Beinen. Die Engländer ſind ohne Zweifel die beſten und kühnſten Reiter der Welt und man nenne uns ein Volk, welches mehr ſeine Freiheit liebte? — Etwa ihre Nachbarn, die Franzoſen? — Pah — die haben in ihrer ganzen Sprache nicht einmal ein Wort für reiten! Monter à cheval iſt bei Gott eine herrliche Ueberſetzung von reiten! Aber wenn es keine Ueberſetzung iſt, ſo iſt es doch Wahrheit: ſie können monter à cheval, aber wenn ſie darauf gekommen ſind, können ſie das Thier nicht reiten. Sie können Revolutionen machen, aber ihre Freiheit nicht behaupten. Se promener heißt ſpazieren gehn: se promener à cheval muß daher heißen „zu Pferde ſpazieren gehen" und nun fragen wir, ob eine Nation, die in die nobelſte Wiſſenſchaft ſolch Kauderwelſch bringt, werth iſt, die Reitpeitſche zu führen? — Der Engländer iſt ein geborner Reiter. Setzt ihn auf einen Aligator, er wird ihn regieren, auf ein Dromedar, er wird es mit Anſtand reiten, wie die engliſchen

Soldaten in Indien beweiſen. Wie frei und kühn ſitzt er auf dem bergigen Rücken des abenteuerlichen Thieres, als wäre er darauf geboren!

Und nun ſeht hier die Verzweiflung des unglücklichen Franzmannes von der légion d'Afrique, der lieber auf dem Blocksberg ſäße, als hier auf dem Rücken des „Schiffes der Wüſte."

Doch wir wollen die uns gezogene Barriere nicht überſpringen und daher auch zum Beiſpiel nichts weder von der Freiheitsliebe der Deutſchen, noch von ihrer Reitkunſt reden, — vielleicht ſchon deshalb, weil wir über beide nicht viel zu ſagen wiſſen. — Welch eine Menge von Reitern ſehen wir überall! Hoch und niedrig, reich und arm, adelig und bürgerlich, Herzöge und Kärrner, Barone und Fleiſcherjungen.

Ein Rennen um die — Strafe.

Unter allen Reitern nimmt der Fuchsjäger den erſten Rang ein; allein ſeine Wichtigkeit iſt zu groß, als daß wir ihn hier ſo brevi manu abfertigen ſollten; wir widmen ihm vielleicht ſpäter einmal ein eignes Kapitel. Derſelbe Fall iſt es mit allen übrigen Jagdreitern, mögen ſie den Hirſch- oder den Haſenhunden folgen. Doch, wen nehmen wir unter der Menge von Reitern aller Art hier beſonders auf's Korn? Wir wählen den erſten, der bei unſerm Fenſter vorüber reitet. Ein Sonntagsreiter! Nun auch gut, es iſt eine ganz ergötzliche Klaſſe.

Der Sonntagsreiter kann gewöhnlich nicht ein O von einem Pferdehuf unterſcheiden; das hindert ihn aber nicht über Alles, was Pferde betrifft, zu reden, als hätte er jahrelang die Thierarzneiſchule und alle Rennplätze beſucht. Im Allgemeinen wär's beſſer, er ſteckte ſeine Naſe ins Hauptbuch und ritte nichts als ſeinen Schreibſeſſel, auf dem er ohne allen Zweifel eine weit reſpectablere Perſon vorſtellt, als auf einem Sattel; allein dieſer Meinung iſt der Sonntagsreiter durchaus nicht; ſobald er die Mittel beſitzt, kauft er ſich ein Pferd, — oder miethet ſich eins.

Mit allen Fiakerkutſchern und Poſtillonen tritt der angehende Sonntagsreiter alsbald in ein gewiſſes vertrauliches Verhältniß. Er redet ſie cordial mit „Schwager" an, läßt ihnen Bier einſchenken und unterhält ſich angelegentlich mit ihnen über ihre Pferde; indem er die ſchändlichſten Schindmähren lobt, weiß er ihr Zutrauen zu gewinnen und ihre Zungen zu löſen. Auf dieſe Weiſe ſammelt er einen Schatz von Pferdewiſſenſchaften, in deren Beſitz er ſich ein ſehr gelehrter Hippolog dünkt. Ehe er ſich aufs Pferd wagt, lieſt er irgend einen „Wegweiſer auf der Landſtraße", oder „die Kunſt in zwei Stunden ein vollkommner Reiter zu werden" und dergleichen tief wiſſenſchaft-

liche Bücher. So theoretiſch gebildet kritiſirt er, wenn er mit ſeinen ſtaunenden Freunden ſpazieren geht, jeden ihm begegnenden Reiter. Der alte hypochondriſche Profeſſor, der täglich bei ſeinem Comptoirfenſter vorüber reitet, iſt ein Gegenſtand ſeines fortwährenden Spottes. Alle Ladenjünglinge werden herbeigerufen, um die Kenntniſſe ihres Kameraden in der edlen Reitkunſt zu bewundern.

Mit welcher Selbſtgenügſamkeit reitet er Sonntags um die Stadt, wenn die ganze ſchöne Welt auf der Promenade iſt. Der Hut ſitzt etwas keck auf einem Ohr; der zierliche Reitfrack wird auf der Bruſt durch zwei beſondere, mit Pferdeköpfen geſchmückte Knöpfe zuſammengehalten und im Knopfloche ſteckt eine dunkelrothe Nelke, die von Weitem wie ein Ordensband ausſieht. Die zierliche Reitpeitſche liegt unverändert über dem rechten Ellenbogen und mit Stolz ſieht er auf alle ihm begegnenden Fußgänger; nur ſeine nächſten Bekannten grüßt er durch ein vertrauliches Zuwinken mit der Hand. Sein Tanzmeiſter hat ihm gelehrt, daß er die Fußſpitzen hübſch auswärts halten muß und dieſen Grundſatz nimmt er mit in den Sattel. Da aber dadurch ſeine übermäßig langen Sporen ſchon oftmals mit dem kitzlichen Bauche ſeines Pferdes in Berührung gekommen ſind, was einige Fatalitäten zur Folge hatte, ſo ſtreckt er die Beine weit nach vorn weg. Eine zu grade Haltung auf dem Pferde, hat er oft gehört, ſieht ſchülermäßig aus; da er aber für einen Meiſter gelten will, der ganz auf dem Sattel zu Hauſe iſt, ſo macht er, um Nonchalence zu affectiren, einen krummen Rücken. Wagt er einen Trab, ſo iſt ſein Reitſtyl höchſt eigenthümlicher Art, halb deutſch halb engliſch, zugleich feſt und loſe. In Hyde Park Corner reitet man freilich etwas

anders als auf unſern Promenaden und der Sitz des berühmten Jockey's

Dem Robinſon

iſt von dem unſeres Ritters von der Elle etwas verſchieden; allein der Franzoſe ſagt: Was für den Einen poisson iſt, iſt für den Andern poison. Wir für unſern Theil ziehen allerdings die Robinſonſche Methode vor, wiewohl wir keineswegs darauf beſtehen, daß alle Leute dieſelbe Meinung theilen.

Der Sonntagsreiter iſt das rechte Futter für den Pferdehändler und Niemand in der Welt wird wohl mehr von ihnen betrogen. Verkaufen ſie ihm ein „lebhaftes" Pferd, ſo iſt das gewiß eine ſo wilde Beſtie, die kein Menſch reiten kann, die ihren Reiter, bei dem leiſeſten Wadendrucke, abwirft, und ein „munteres Thierchen" iſt gleichbedeutend mit Schläger,

der den Sonntagsreiter veranlaßt, Forſchungen nach dem Mittelpunkte der Erde anzuſtellen.

Doch, wir wollen unſere flüchtige Skizze nicht zu weit ausdehnen und ſchnell noch einen Blick auf die ſchönere Hälfte des Menſchengeſchlechtes werfen. — O die lieben, kleinen, zarten Weſen! mit ihren hübſchen kleinen Hüten und hübſchen, kleinen, hinten ſo keck aufgeſchlagenen Schößen und den niedlichen Reihen von hübſchen, kleinen Knöpfen, womit die Vorderſeite beſetzt iſt (freilich zu allem Anderen, als um ein Ding an das andere zu knöpfen); mit den zierlichen, kleinen, goldbeſchlagenen Reitpeitſchen, während ſie doch nicht grauſam genug ſind, damit nach einem Schmetterling zu ſchlagen, — und den allerliebſten, kleinen Füßchen, die ſo zierlich in dem kleinen Pantoffelſteigbügel ſtecken, wie eine Maus im Neſte, — Gott ſegne ſie! Wie gern ſehen wir ſie die Straße entlang galoppiren,

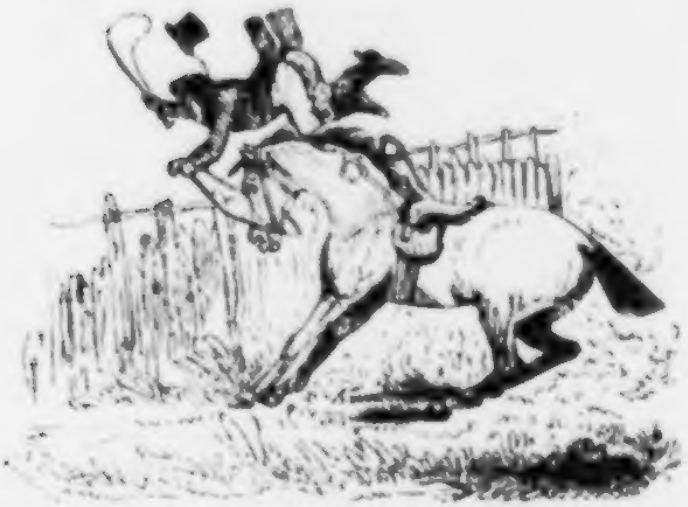
wie Diana und Venus in einer Perſon

ſo voll von Grazie und Schönheit, wie der Himmel voll von Sternen!

Wie ſie es indeſſen anfangen, ſich an ihren Bucephalus anzubaken, geht über unſern Horizont. Einem Manne wäre es rein unmöglich, er würde beim erſten Trab vom Pferde fliegen. Wir ſagen dies nicht ohne Grund, wir haben es verſucht und beſtiegen einmal den Zelter einer Dame in der jungferlichſten Manier, die wir losbekommen konnten und galoppirten über einen ſo glatten Raſenplatz, wie die Sonne nur einen beſcheinen kann; aber ach! welch ein Rütteln und Stoßen, welch ein Schwanken zur Rechten und zur Linken! welche vergebliche Mühe, uns grade im Sattel zu erhalten! und vor Allem welche Schwierigkeit, unſere werthe Perſon ſo im Gleichgewicht zu halten, daß ſie nicht auf der rechten Seite hinunterpurzelte und ihren lieben Hals brach! Die Damen allein ſind in die Geheimniſſe dieſes Manövers eingeweiht, wir haben nicht Tact genug, wir müſſen ſchon den Sattel zwiſchen die Beine nehmen und zufrieden ſein, uns mit den Knieen anhalten zu können, wie es die Alten gethan. Dies iſt unſer Ultima Thule, unſer Non plus ultra.

O die lieben zarten Damen! Schade, daß ſie bei ihrer Reiterei bisweilen durch eine Kleinigkeit in Verlegenheit geſetzt werden, nämlich dadurch, daß die Nomenclatur des Stalles bisweilen ziemlich natürlich iſt. Daß die gebräuchlichen Ausdrücke unſern ſuperfein gebildeten Dämchen nicht immer vom Munde wollen, erklärt ſich von ſelbſt, da unſre ganze Bildung der Natur entgegenläuft und entgegenarbeitet. So kannten wir eine junge zartſinnige Dame, die von einem Roßſchweife ſprechen wollte; da ihr aber dies Wort für Frauenlippen anſtößig erſchien, ſo bezeichnete ſie dieſen Theil des Pferdes als ſein — Haar am Ende des Rückgrats!

Wir hatten eigentlich die Abſicht, noch einige andre Arten von Reiter zu ſkizziren; allein der uns beſtimmte Raum geſtattet es nicht und ſo mag das Beſte, was wir ſagen könnten, einſtweilen in der Feder und für eine ſpätere Zeit aufbewahrt bleiben.



Physiologie der Fischerei.

Der kluge Isaak, Vater Walton, nannte das Angeln die Erholung eines beschaulichen Menschen. Seitdem hält sich jeder Schafskopf, der einmal eine Angel handhabte, für einen speculativen Kopf, für einen Philosophen. Die Folge davon ist denn eine solche Menge sentimentalen Unsinns, übertriebner Extase und überspannter Gemälde des Landlebens, daß einem vernünftigen Menschen, trotz aller Liebe zur freien Natur und zu den schönen Strömen, ganz wehe dabei wird.

Wir Deutsche können große Philosophen aufweisen; allein nur wenige oder gar keine berühmte Angler. Die Kunst des Fischfanges

liegt bei uns noch in den Windeln und reden wir von Anglern, ſo müſſen wir nothwendig nach England wandern, da ihre Zunft in Deutſchland wenig Charakteriſtiſches darbietet, — es ſei denn eine entſetzliche Langweiligkeit, mit der wir indeſſen unſere Leſer gern verſchonen.

Wer die Geſchichte Englands geleſen hat, wird ſich erinnern, daß die alten Bewohner dieſes Landes in öſtliche Angeln, weſtliche Angeln und verſchiedene andere Arten von Angeln (oder, wie wir heutzutage ſie nennen, Angler) getheilt waren. Jedem Fiſchersmann wird es daher ganz einleuchtend ſein, daß die Engländer immer große Stücke auf die Angelei hielten. Dies kann uns nicht wundern, da ihr Land ganz und gar von Waſſer umgeben iſt. Doch mit Seewaſſer haben wir es hier nicht zu thun, uns intereſſirt hier nur die Süßwaſſerfiſcherei.

Der britiſche Angler läßt ſich, wie ſeine Angelrutbe, in mehrere Unterabtheilungen bringen: es giebt altfränkiſche Angler, Neulicht-Angler, Sonntags-Angler, philoſophiſche Angler, maleriſche Angler, Küchen-Angler, Dandy-Angler, Damen-Angler und noch viele andere Sorten, die ſich theils beſchreiben laſſen, theils unbeſchreiblich ſind.

Wir wollen, um nur einen Anfang zu machen, zuerſt den Angler vom alten Schlage zergliedern. Dieſer iſt der liebenswürdigſte der ganzen edeln Zunft. Die neue Art und Weiſe iſt ihm ein Gräuel; er bleibt bei den alten Sitten, alten Sprüchen und — alten Weinen. Walton und Cotton ſind die Götter, bei denen er ſchwört. Was ſein theurer Vater Iſaak geſagt hat, darauf nimmt er das Abendmahl und giebt es irgend einen ſchwierigen Punkt, den der „Complete Angler“ in Zweifel gelaſſen hat, dann behält er ſich das Recht vor, darüber bis an ſein ſeliges Ende zu zweifeln. Alle neueren Schrift-

ſteller über die Angelkunſt gelten ihm nichts, ſie ſchwatzen, wie er ſagt, Unſinn, wenn ſie nicht mit Iſaak Walton einer Meinung ſind. Den completten Angler kann er auswendig, vorwärts und rückwärts und braucht gern im Leben deſſen Redeweiſe. So grüßt er Euch mit den Worten: „Richtig ertappt, ihr Herren!“ oder „Guten Morgen, Bruder Peter und desgleichen Euch, ehrlicher Coridon.“ Er citirt nur die alten Autoren, die Walton citirte und beſitzt einen reichen Vorrath von Schriftſtellen in Bezug auf Fiſche und Fiſcher, die er aber nicht aus der heiligen Schrift ſelber, ſondern aus dem geliebten Buche des würdigen Schneiders von Chancery-Lane entnommen hat. Kurz er glaubt, daß es kein Buch von höherem Werthe in der Welt giebt und hat es in allen Ausgaben und mit allen nur möglichen Verzierungen. Er ſchenkt dies Buch gern allen ſeinen Freunden und Verwandten, beſonders den jüngern, die er anſpornt, bei Zeiten dem Beiſpiele des großen und weiſen Fiſchers zu folgen, ſowohl in ſittlicher Beziehung, als in Betreff der Fiſcherei.

Sein hoffnungsvoller Neffe kommt von der Schule zurück und wird an einem ſchönen Morgen zu ſeinem würdigen Oheim eingeladen. Er geht in geſpannter Erwartung hin und weiß nicht recht, ob das Geſchenk des alten Herrn, auf welches er ſich ſpitzt, in einem Jagdpferde, oder in Reiſegeld zu einer Tour nach der Schweiz beſtehen wird. Sein Onkel verehrt ihm eine Ausgabe des „Vollkommenen Anglers.“ — Seine Nichte will ſich in vierzehn Tagen mit ihrem Couſin Robert verheirathen und erhält ebenfalls eine Einladung zu ihrem Onkel in deſſen Bibliothekzimmer. Sie geht und zweifelt keinen Augenblick, daß ſie mit einem Collier von Brillanten, oder wenigſtens von orientaliſchen Perlen beſchenkt zurückkehren wird. Der verehrte Onkel legt mit feierlicher Miene in ihre Hände die „Erholung des beſchaulichen Menſchen“, bittet ſie, das Buch mit Bedacht zu leſen und bezeichnet ihr zu beſonderer Erbauung das Beiſpiel des ſeltſamen Fiſchers, „des treuen Cantharus,

Der treu dem zuverläſſigen Gemahl
Kein Weſen liebt, als ſeine theure Hälfte.“

Der Angler von altem Schrot und Korn macht ſich ſeine Angelgeräthſchaften alle ſelbſt und beſitzt zu dieſem Zwecke eine unendliche Menge von Anweiſungen: er ſchneidet ſich die Korke ſelbſt zurecht, härtet ſich ſelbſt die Haken und ſpaltet mit eigner Hand die Schrotkörner, macht in eigner Perſon die Angelſchnur und verfertigt, ſo viel wir wiſſen, ſogar ſelbſt das Wachs. Dies thut er nicht etwa aus Oekonomie; denn er zerbricht dabei ſo viele Meſſer, zerſchlägt ſo viele Töpfe und ruinirt ſo viele Tiſchdecken, daß er mit deren Werth die Angelgeräthſchaften hundertfach bezahlen könnte; nein, er ſagt, die Waaren der heutigen Zeit wären unendlich aus der Art geſchlagen und es habe viel Angenehmes, die Fiſche mit ſelbſtgefer-

tigtem Geräth fangen zu können. Ich wünſchte dem Leſer, ſeine Vorräthe an Bindfaden, Seide, Federn, Borſten, Seidenſpitzen, Gaze, Schroten, Goldflittern u. ſ. w. zu ſehen, die er aufgeſpeichert hat, um Fliegen und Motten recht täuſchend nachzuahmen! Er hat als Sammler ſolcher Materialien einen ſo großen Ruf und iſt ein ſo eifriger Jäger darnach, daß er mit verdächtigem Auge beobachtet wird, ſobald er ſich an einem Orte zeigt, der ihn in Verſuchung führen könnte; denn man weiß, daß er zum Gebrauch für ſeine Lieblingskunſt einem Makaopapagei die ſchönſte Feder aus dem Schwanze gerupft hat und man erzählt ſich, daß ihn eine alte Tante enterbte, weil er ihrem Kakadu heimlich den Federbuſch abgeſchnitten hatte. Ich ſelbſt ſah ihn auf einen herrlich gefiederten Pfau Jagd machen, blos ſeiner Federn wegen und einmal brach er beinahe ein Bein, als er mit großer Eile einem Füllen nachlief, um ihm einige Haare aus dem Schwanz zu ziehen. — Er verſichert, daß er ſich aus den Fiſchen eigentlich wenig mache, wenn er ſie einmal gefangen habe und ſie nur deshalb mit nach Hauſe nehme, damit die böſen Mäuler nicht ſagen können, daß er keinen Schwanz gefangen habe. In ſeiner Kleidung iſt er ſehr anſpruchslos und kümmert ſich nicht darum, aus was für Tuch ſein Rock gemacht, wenn er nur grün iſt, wie ein Uferbuſch. Sein Schneider hat in Bezug auf den Schnitt deſſelben Carte blanche, nur bedingt er ſich ein für allemal aus, daß er keine Knöpfe haben darf, weil er in ihnen mit ſeinem Netze hängen bleiben würde. Witz hat er eben nicht in Ueberfluß, aber doch einige Fiſcherſpäße im Vorrath, die er gelegentlich losläßt. Der beſte derſelben iſt der, daß er einem Schwan ein Stück Köder an das Bein bindet und dieſen dann an einem Orte ſchwimmen läßt, wo es viele Hechte giebt. Es dauert nicht lange, ſo beißt einer dieſer Räuber an den Köder und läßt nun den Schwan auf dem Waſſer einen ſolchen Tanz tanzen,

daß unſer Angler vor Lachen über den Spaß ſterben möchte. — Neue Muſik liebt er nicht und bittet die junge Dame, die eben eine Piece von Donizetti oder Bellini vorgetragen hat, ihn mit dem Milchmädchenliede zu erfreuen, oder das andre Stück zu ſpielen, welches anfängt:

„O komm mit mir und ſei mein Lieb'!"

welches, wie er berichtet, von dem geiſtreichen Doctor Donne gedichtet und von einem Zeitgenoſſen dieſes frommen und ruhmreichen Gelehrten, der zugleich ein ſchlauer Angler war, in Muſik geſetzt wurde. Iſt unſer Angler einmal in Geſellſchaft recht aufgelegt, ſo trägt er das Lied des Anglers vor und gewöhnlich folgt dann ein anderes ſeiner Lieblingslieder:

O, des wackern Aſchers Leben!
'e iſt voll Luſt und ohne Streit!
Beſſres kann es gar nicht geben,
Und es lieben's alle Leut',
Unſre Bruſt
Zu erfreu'n
Dient allein
Aſcherluſt:
Denn ſie beut
Niemand Leid —
Nur Zufriedenheit und Freud'! —

Darauf wiederholt er die letzten ſieben Zeilen mit lauter Stimme und bittet die Geſellſchaft mit großer Heiterkeit einzufallen.

Wenn ein Freund ein Gut gekauft hat, dann fragt er zuerſt: „Hat er einen hübſchen Bach dazu bekommen?" Seinen Couſin, der aus Afghaniſtan zurückkehrt, fragt er nicht, auf welche Weiſe er noch davon gekommen, nachdem er drei Tage mit abgeſchnittener Kehle in

einem Bergpaſſe gelegen, ſondern ob er in jenem Lande neue Fiſcharten entdeckt habe und wer mit hölzernem Beine aus Hong-Kong kommt, von dem will er wiſſen, ob die Angelruthen in jenem Lande ebenſo ungeſchlacht gemacht ſeien. — Er iſt ein guter und gewiſſenhafter Mann und ſchätzt die Wahrheit ſehr hoch; allein er hält es doch für erlaubt zu verſchweigen, wo er ſo große Fiſche gefangen und ſchämt ſich ſogar nicht, es für einen guten Witz zu halten, wenn er ſeinen Nebenbuhler dabei blau anlaufen läßt und in den April ſchickt. — In Geſellſchaft angelt er gewöhnlich nicht gern und nichts iſt ihm fataler, als wenn ihn ein Freund darum bittet, ihm ſeine Angel zu leihen. Ohne unartig zu ſein, kann er dies nicht immer geradezu abſchlagen und ſo hält er ſich denn eine „Freundſchaftsangel", mit der kein Menſch etwas fangen kann, was denn zur Folge hat, daß ſeine Freunde keinen Geſchmack am Angeln behalten, oder ihn wenigſtens niemals wieder um eine Angel anſprechen, was ihm Beides ſehr recht iſt. Er unterhält große Bekanntſchaft mit Müllern und Jagdaufſehern und ſchickt ihnen zu Weihnachten Schweinspaſteten und Auſtern zum Geſchenk, damit ſie im Sommer ihre Schleuſen und Wehre offen halten. Auch mit den Pächtern lebt er in einem ähnlichen freundſchaftlichen Verhältniß, obwohl dem Nichteingeweihten die Wahl ſeiner beſondern Freunde ſehr räthſelhaft erſcheint. Warum er mit Smith umgeht und Brown vernachläſſigt, warum es Hoskins in ſein Herz geſchloſſen und bei Tomkins ohne Lächeln vorbeigeht, ſcheint wunderbar. Allein dies Geheimniß klärt ſich auf, wenn wir die Grundſätze ſeiner Handlungsweiſe kennen lernen. Brown und Tomkins beſitzen hochgelegene, Smith und Hoskins dagegen am Waſſer liegende Ländereien. Er hängt an der alten Benennung der Fliegen und vermeidet alle Namen, welche mit optera und cridae endigen; denn, ſagt er, wir ſind keine Griechen und eben ſo wenig ſind die Fiſche

griechiſche Fiſche, oder die Fliegen griechiſche Fliegen. Agirt er als Friedensrichter, ſo führt er einen beſtändigen Krieg mit Wild- und Fiſchdieben; er verzeiht eher einem Zigeuner, der ein Schaf geſtohlen, als dem Fiſchdiebe, der einen Karpfen gemauſ't hat. Indeſſen in Allem genommen iſt der Angler von altem Schrot und Korn eine würdige alte Seele und wenn er ſich ins Grab legt, dann beklagen dies alle Dorfbewohner, die anerkennen, daß er ein gutes, harmloſes Weſen war, das keiner Fliege etwas Leides that, — außer denen, welche zum Fiſchköder zu brauchen waren.

Gehen wir nun zu einer andern Klaſſe von Anglern über. Der philoſophiſche Angler iſt ein ſo ergötzlicher Mann, wie man ihn nur an einem langen Sommertage finden kann. Er macht Alles anders wie andere Menſchenkinder, beehrt kleine Dinge mit großen Namen und macht ſolche Umwege, wenn er ſagen will, daß z. B. $2 \times 2 = 4$ ſind, daß man in Zweifel geräth, ob Adam Rieſe nicht Unrecht hatte, die Summe ſo gering anzugeben. Er hält ſehr viel auf Experimente (und Bacon, ſagt er, machte es ebenſo) und an einem milden Maiabend könnt Ihr ſehen, wie er den halben Kopf unter das Waſſer ſteckt, um zu verſuchen, wie weit er unter der Oberfläche des Waſſers eine Glocke läuten, oder ein Piſtol knallen hören kann. Wie dies mit der beſten Art, Fiſche zu fangen, zuſam-

men hängt, geht freilich über unſern Horizont, allein — wir ſind freilich auch kein Philoſoph! Er hat einen Almanach herausgegeben, der von nichts als Fiſcherei, Fiſchen, Fiſchfliegen und dergleichen handelt; in dem die Ankunft der Jungfrau Fliege eine größere Rolle ſpielt, als Jungfrau Mariä Verkündigung, und in dem Oſtern weit weniger Epoche macht, als die Ankunft der kleinen Märzfliege.

Mariä Verkündigung: Die kleine Märzfliege kommt an.

Das lange Leben des Geſchlechtes der Floſſer iſt ein Gegenſtand, um den er ſich große Mühe gegeben. Neulich ſahen wir ihn einem Dutzend Karpfen Löcher in die Schwänze ſchneiden und dann wieder ins Waſſer werfen, damit ſie nach einem Jahrhundert wieder unterſucht werden ſollten. Wer dies ſpäte carpe diem erleben ſoll, haben wir nicht erſt gefragt.

Dieſſeits des Wendekreiſes giebt es nichts Ergötzlicheres, als unſern Philoſophen im Geſpräch mit dem Müller Horſebean zu belauſchen. Horſebean iſt ein ſchlichter Mann, der ſich an Thatſachen hält, an Kirche, Conſtitution und König glaubt und der Ueberzeugung lebt, daß die Bäche geſchaffen ſind, um oberſchlächtige Mühl-

räder zu treiben. Daß er mit unſerm Philoſophen natürlich faſt in keinem Punkte übereinſtimmt, verſteht ſich von ſelbſt. Der Hauptpunkt ihres Nichtübereinſtimmens iſt der, daß der Müller haben will, die Fiſche athmeten Waſſer, was der Philoſoph gänzlich läugnet. Vergeblich zeigt Letzterer auf die Kiemen hin, welche ausdrücklich zu dem Zwecke eingerichtet ſind, das Geſchöpf mit dem Elemente zu verſorgen, ohne welches wir ſterben; worauf der Müller ſehr natürlich und ziemlich trotzig bemerkt: „Wenn die Fiſche von Luft leben, warum halten ſie ſich dann nicht lieber auf dem Lande auf, wo es Luft in Menge giebt?“ — Hierauf weiß der Philoſoph keine genügende Antwort zu geben (was ſehr Schade iſt) und zieht ſich gewöhnlich hinter die ichthyologiſche Akuſtik zurück, die ein anderes Steckenpferd von ihm iſt. Hiermit hat er indeſſen eben ſo wenig Glück, denn wenn er ſeinen langen Sermon über das membrum tympani und weiß Gott was noch weiter losgelaſſen hat, wogegen der Müller keinen Einwand macht, aus dem einfachen Grunde, weil er kein Wort davon verſteht — wenn er alſo dies Alles gethan und dann mit einfachen Worten hinzufügt, daß die Fiſche Ohren haben, dann verliert der Müller alle Geduld und alle Rückſicht für ſeinen Charakter, bricht in ein lautes Hohngelächter aus und erklärt: „möchten die Fiſche Ohren haben oder nicht, die Gſel hätten welche und zwar ſehr lange,“ worauf der Allergelehrteſte entgegnet, dies ſei ein Argumentum ad hominem und Horſchean wüthend erwidert „er ſei ſelber eins.“ Darauf trennen ſich beide Streiter, um den unnützen Kampf bei nächſter Gelegenheit aufs Neue zu beginnen.

Eine andere Lieblingslehre unſeres Philoſophen, womit er uns arme unphiloſophiſche Pinſel gern frappirt, iſt die, daß die Fiſche wenig oder gar kein Gefühl haben — eine Behauptung, die ſich mit größerem Rechte gegen die Fiſcher als die Fiſche aufſtellen ließe. Er

sucht indeß sein Dogma durch einen Syllogismus zu beweisen und zwar folgendermaßen: Die Fische, sagt er, sind kaltblütige Thiere, die Menschen haben heißes Blut: heißes Blut ist das Gegentheil von kaltem Blute: *deshalb* fühlen die Menschen Schmerz, wenn sie mit einem scharfen Stück Stahl gestochen werden, die Fische dagegen finden Gefallen daran. Dies heißt in der Schulsprache ein ergo sequitur — in der Sprache der Gelehrten „ein ausgemachtes Mährchen."

Unser Held (denn wiewohl wir zu rücksichtsvoll sind, um Namen zu nennen, so haben wir doch einen bestimmten Helden vor Augen) ist natürlich darüber hinaus, die Kunst nach den altmodischen Regeln zu betreiben und er hegt eine so gründliche Verachtung gegen Isaak Walton und betrachtet den completten Angler mit eben so ungünstigen Augen, wie ein Feenmährchen von Mutter Bunch.

Alle neugebackenen Ansichten sind seine Freude und er selber hat viele ausgeheckt. Zum Beispiel zeigt er Euch eine Sammlung von Dingern, die Ihr für Finger von alten Handschuhen halten würdet; — aber seht Euch das Zeug nur genauer an, es sind seine neuerfundenen „Macintosh-Korke." Ferner hat er einen mathematischen Weg, die Fische zu wiegen: „Miß die Tiefe des Wassers nach Zollen, die Höhe des Thermometers nach Graden, multiplicire sie mit einander, dividire sie nach dem Monatstage, subtrahire $4\frac{20}{20}$ wegen der Abweichung des Compasses und Du hast das Facit." Wir haben vielleicht die Worte nicht ganz genau citirt (denn wir sind ein erschrecklich schlechter Mathematiker), doch zu commerciellen Zwecken ist das Gegebene genau genug.

Ferner ist es bekannt, daß die Fische nach einem Regenschauer vortrefflich beißen. Auf Grund dieser fischiologischen Thatsache hat unser Socrates eine vortreffliche List erfunden: ehe er anfängt zu

angeln, macht er mittels einer holländiſchen Pumpe den Regen nach! Eben ſo rührt von ihm die gegenwärtig wohl bekannte Erfindung her, die Fiſche dadurch zu täuſchen, daß man ſich das Ausſehen eines alten Baumes giebt, der an Nichts denkend am Waſſer ſteht, indem er ſich zuerſt einen Ueberzug von Rinde machen ließ. Er zeigte ſich in dieſer Tracht eine Zeitlang mit großem Stolze, bis eines Tages eine unglückliche Saatkrähe kam und ſich auf ſeine Zweige ſetzte; kaum bemerkten dies zwei Knaben, die mit einer Reiterpiſtole im nächſten Felde herumſtreiften, ſo ſchoſſen ſie nach der Krähe, und die ganze Ladung Schrot fuhr in ſeinen Stamm, worauf er natürlich nicht wenig auf die beiden Buben fluchte und dann den Entſchluß faßte, keine Eiche mehr vorzuſtellen.

Unſer Philoſoph iſt, abgeſehen von ſeinen übrigen Fähigkeiten, zugleich ein großer Entomolog, und wenn er auf den Feldern umherläuft, um Inſekten zu ſammeln, woraus er ſeine künſtlichen Fliegen macht, dann halten ihn die Bauerlümmel, welche ihn ſcheinbar einem Nichts nachrennen und Arme und Beine in den ſeltſamſten Verrenkungen umherſchlenkern ſehen, für einen Verrückten oder wenigſtens für einen ausgedienten alten Kerl, der auf's Neue zum Kinde geworden iſt.

Die ehrlichen Pächter, die ihm bei ſolchen Gelegenheiten begegnen, ſind nicht viel weniger verwundert, einen Mann von ſolch anerkannter Weisheit Stunden lang auf Käfer Jagd machen zu ſehen; und wenn er ihnen mit großer Freude ſagt, daß er ein vortreffliches Exemplar von der Staphylinida Hookeywalkeriana gefangen hat und ihnen dann einen lumpigen kleinen Käfer von der Größe eines Stecknadelkopfs zeigt, wie ſperren ſie dann vor Erſtaunen die Augen auf und kratzen ſich am Kopfe! Solche lange Namen liebt unſer Ariſtoteles ganz beſonders, und wir ſelber ſind bisweilen über ihre Gelehrtheit in Verlegenheit gerathen; denn wer Teufel würde, wenn er von

dem Bombaſtus hört, daß er ein paar Exemplare des gasterosteus trachurus gefangen, wer, ſagen wir, würde ſich denken, daß dies ein paar Stichlinge wären! oder wenn er uns auffordert, in dem Netze die wunderſchönen Exemplare des gubio fluviatilis zu betrachten, wer würde erwarten, blos ein paar Gründlinge zu finden? Und als er einmal von ſeinem salmo ferox zu ſprechen anfing, dachten wir natürlich an einen „Salm oder Lachs" oder etwas derartiges, wurden aber mit einem ärmlichen Gericht elender Forellen abgeſpeiſt.

Unſer Plinius der Aeltere hat, wie ſich von ſelbſt verſteht, eine eigenthümliche Art und Weiſe zu fiſchen: er geht dabei nach den metaphyſiſchen Principien der Dinge zu Werke und betrachtet alle die Praktiken Walton's und ſeiner Kunſtgenoſſen im beſten Falle als eine Art von Imtrübenfiſchen. Es kommt dabei indeſſen ſo, daß er trotz ſeines Scharfſinnes mit all ſeinen philoſophiſchen Anſchlägen und complicirten Geräthſchaften von dem kleinen Jungen auf der andern Seite des Baches aus dem Sattel gehoben wird und dieſer mit ſeiner Dreierſchnur und der ſelbſtgeſchnittenen Ruthe weit mehr Fiſche in den Sack ſteckt. Doch wie er ſagt: Grundſätze *ſind* Grundſätze: was in abstracto wahr iſt, kann ſich in der Anwendung auf fühlbare Exiſtenzen nicht als falſch erweiſen; es iſt keine Regel ohne Ausnahme; die Ausnahme *bildet* erſt die Regel; der Knabe iſt in dieſem Falle die Ausnahme, er *ſelber* die Regel: und in alle dem neigt ſich das Gewicht der Argumente auf die Seite des Weiſen, aber das Gewicht der Fiſche auf die Seite des Knaben.

Wir begleiteten einmal, aber nur ein *einziges* Mal, unſern Helden auf einem *Fiſchzuge*. Er hatte alles Nöthige zu beſorgen verſprochen und wir verließen uns demnach in Allem auf ihn. Die Fiſcherei iſt, wie Jedermann weiß, das hungrigſte Geſchäft in der Welt und unſer Appetit war daher wahrhaft großartig.

„So kommt," sagte Pencydonck, „wir werden uns unter diese Buche setzen (wie beide citirten Tityre tu patulae recubans sub tegmine fagi) und uns ein wenig restauriren."

„Ein wenig restauriren" war der ganz richtig gewählte Ausdruck, leider Gottes! Ich bin kein Epikuräer, wirklich nicht! und ich will nichts sagen; — aber ein Mensch, der seine Reiseküche in dem Futteral eines Kaleidoskops und Spiritus anstatt Pulvers bei sich führen kann, verdient für den Rest seines unnatürlichen Lebens in eine Kohlengrube geschickt zu werden. Man hat nicht alle Tage guten Appetit, und wenn sich des Menschen Herz auf eine Landpartie gespitzt hat und man bekommt dann Vanillekuchen mit Naphtha gewürzt, so ist dies kein Spaß, das kann ich sagen. Und wie die Speise, so das Getränk. Wir hatten kaum ein halb Dutzend Löffel voll potage à la naphtha hinunter geschluckt, so zog der alte Wichte ein zweites Kaleidoskop heraus.

„Ihr trinkt gern Wasser? aqua pura, vinum naturae, wie Virgil sagt?"

„Nun, gerade gern trinken — das heißt — im Betracht — ich meine — wie Virgil sagt — als ein gesundes Getränk — ah! natürlich trink' ich's gern (soll's der Teufel holen!)."

„Ich dachte mir's; ich konnt' es mir denken; wie Horaz sagt: Percontatorem fugito, nam garrulus idem est. (Der alte Schlingel weiß, ich habe all mein Latein vergessen, und citirt nun auf gut Glück so viel er kann.) Ihr wißt aber nicht, was für Wasser Ihr gegenwärtig trinken sollt (nein, ich will's auch gar nicht wissen!), bis Ihr es durch meinen neu erfundenen magischen Centrogasoscope versucht haben werdet." Und mit diesen Worten geht meiner Professors zu dem nächsten Graben, rührt das schlammige Wasser mit seiner Wandstange auf und bringt dann ein Wasser geschöpft, wie man

[illegible] [illegible] [illegible] [

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Der Concert- und Oratorien-Tenorist ist eine Prima-Donna des Gesangs. Er hat zwei Hauptbestrebungen, wodurch er sich seinen Vorgängern nähert: seine Liebe zur feinen Kost und zur Bequemlichkeit, von seinen Nachbarn als ein empfehlenswerther Eigenschaft anerkannt zu werden. Die Lieblingsfehler seiner Stimme sind die Mattheit und die Unsicherheit von Tonansatz, namentlich in schwierigen durch Verminderung eines Intervalls vom höheren Gebiete eines Tons in Gedanken oder bei Vielleicht Bildern gebrungen. Die Gesangsschule [illegible] Tenor sind [illegible]; denn die Entfernung von der Decke ist so groß, daß er von Tonleitern nicht gut nach Hause kommen kann, weshalb er einen der Hauptreize seiner Gesangsweise meistens meidet, nämlich den, bei seiner Nähe im Sperlingsgange gehört zu werden, der den ganzen Gesichtskreis der Bewunderung für alle seine Virtuosenstücke macht. In seiner Hand pegt er sich nur allen zur Bildung gehörigen Schwierigkeiten auf, denen er nur ausweichen kann, und singt auf der Bühne, wenn vom Tenor, von der Lust und in den empfindsamen Leiden seiner Rolle so viele Empfindungen, Bildungen, Blicke, Liebesbriefe, Heirathsbriefe, Klavierbücher und Leier, daß er damit einen mäßig großen Laden zum Verkauf von Bildungsgegenständlichen ausstatten könnte. Wenn er in seinen Musikstücken bei den Proben anfangen, kann ich ein geringes Hauptbuch der Verwunderung für die Manieren, Tonartenlehre, Intervallsprünge, Klimmer, Läufe, Vorschläge und Triller, welche hier vorkommen, und denen einige die endlich singen, daß er für seine Lungenkraft haben wolle, eben so viel Bewunderungsmanieren in seinen „Bedürfnissen" mache. Wenn endlich das, in die Gesangsschule hineingehören, nur so viele Manieren haben würde; und einer von den Virtuosenleben, die empfindlichen Virtuosenleben, der die mit allen seinen Leiden schwierigen verbrennenden Lehr,

ruft aus: „er wolle verdammt sein, wenn König Hakon nicht wieder sich auf Orden herumtreibe.“ Wenn er einen Fisch fängt, was gerade so oft geschieht, als die Werftuhr schlägt, kommt er in große Verwirrung und ruft dem Mann im Boote zu, anzuhalten und den Ostindienfahrer in Teufels Namen unter Segel gehen zu lassen, bis er seinen Grundling ans Land gebracht habe. Wenn er Glück gehabt hat, dann wird er gegen Ende des Tages so vergnügt, daß er der Versuchung nicht widerstehen kann, sich etwas zu gute zu thun, und die Folge ist, daß er entweder mit der Polizei Spectakel bekommt und die Nacht in dem Wachthause zubringen muß, oder daß sich ein solcher Schweif von zerlumpten Buben hinter ihm bildet, daß man ihn eher für einen Bettelvogt, als für einen Angler halten sollte.

Indeß in den meisten Fällen hat unser Werftenfischer nichts von seiner Bewegung als einen guten Appetit, und dann ist seine Laune nicht gut genug, um in eine Kneipe zu gehen, sondern er wendet seine Schritte direct nach dem — Fischmarkte, um dort einen guten Fang für baar Geld zu thun. Indeß daß dies dem guten Angler nicht allemal gut bekommt, lehrt folgende Geschichte. Jonathan war ein großer Wortekenigst und mußte häufig die Erfahrung machen, daß es leichter sei Fische zu kaufen, als Fische zu fangen. Nun war Jonathan's Frau sehr eifersüchtig und das grauäugige Ungeheuer Eifersucht ließ es sie so weit treiben, daß sie in den Taschen ihres lieben Männchens nach Billets-Doux und Einladungskarten suchte, die er aus Versehen stecken gelassen haben könnte; ja man sagt, daß sie sogar einen Polizisten bestochen, der ihn auf dem Wege zwischen seiner Wohnung und seinem Angelplatz beobachten und ihr über etwaige kleine Galanterien Rapport abstatten sollte. Eines Tages nun war der arme Jonathan seiner beschaulichen Erholung nachgegangen, ohne einen einzigen Fisch in seinen neuen Fischkorb stecken zu können und

hatte auf der Heimkehr bei Mr. Lucy's wohlbekannter Fischbude einige Einkäufe gemacht. So weit war Alles gut; allein nach etwa drei Wochen trieb der Teufel sein Spiel und Mrs. Jonathan setzte sich's in den Kopf, die Taschen ihres lieben Eheherrn zu durchstöbern und wehe! mit weiblicher Hand geschrieben las sie die entsetzlichen Worte:

Lucy. Darkhouse-Lane.

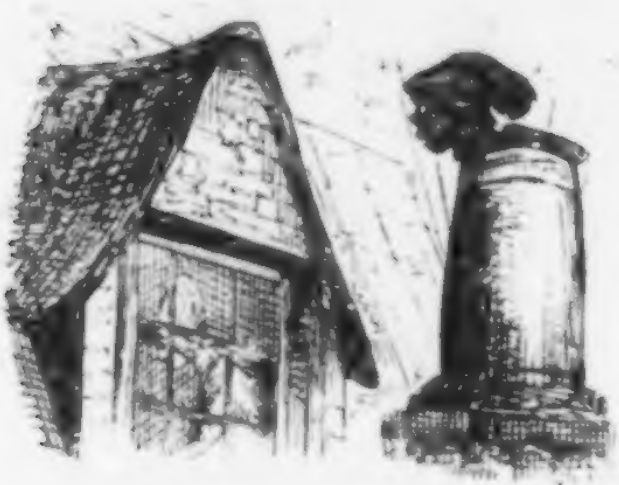
„Oh, oh, Miß Lucy!" rief Mrs. Jonathan außer sich gerathend; „auf solche Weise werde ich also behandelt? So? Komm doch einmal heim, du Ungeheuer, daß ich dir die Augen auskratze!"

Bei dieser allerliebsten Einladung kam Jonathan an. „Da," ergriff die liebenswürdige Frau wieder das Wort, indem sie ihm die verrätherische Karte entgegenhielt, „leugne einmal dies, wenn Du kannst; ich hoffe Deine liebe Lucy befindet sich wohl und die Luft von Darkhouse-Lane sagt ihr gut zu?"

Kein Unglück kommt allein und so war's auch hier: da Belzebub die Hand im Spiele hatte, so konnte sich der arme Jonathan so wenig auf die Umstände besinnen, unter denen er die Karte erhalten, als habe er sie noch niemals vor Augen gehabt. Er wußte eben so wenig von Darkhouse-Lane als von Lucy; denn beides kannte er blos durch den gleichnamigen Fischhändler. Hier war also keine Lösung möglich und Jonathan befand sich in großer Verwirrung.

„Wer ist diese Lucy?" rief die entrüstete Frau; doch Jonathan antwortete blos als Echo: „Wer?" Um die Sache kurz zu machen: die gekränkte Hälfte fiel in Krämpfe, schrieb an ihre Mutter, legte sich zu Bett, ließ einen Arzt kommen, führte beim Frühstück das System des Stillschweigens ein, war nicht zu Hause für Jonathan's Besuche, bekam Herzklopfen, kurz Alles war einer herzzerreißenden Crisis nahe, da stand Jonathan eines Morgens mit einem Freunde bei einer Kohlenniederlage und warf zufällig seine Blicke über die Straße, und dort

ſah er zu ſeiner großen Verwunderung und Freude angeſchrieben: „Darkhouſe-Lane" und darunter die Worte „Lucy, Fiſchhändler." Jonathan ſtürzte augenblicklich hinüber zu Lucy, kaufte einen ſeiner größten Salmen, ein Tönnchen Yarmouth-Bloaters und ein Fäßchen Auſtern, bat um eine gedruckte Karte, rief nach einem Fiacre, jagte nach ſeinem dulce domum, gab ſogleich die nöthige Aufklärung, ſtürzte ſeiner geliebten Belinda in die Arme, fühlte ſich, er wußte ſelbſt nicht wie, machte Belinda vor Freude weinen, weinte ſelber mit, ſagte dem Jungen, der eben mit dem Speiſebret ins Zimmer trat, er ſolle zum Teufel gehn, und Alles endete gut und zu beiderſeitiger Zufriedenheit.



Sommermorgen: „Sie ſtehen eben auf."

Eberjagd und Eberjäger

in den Maremmen von Toskana.

Wenn in einem Diſtrict in den Maremmen eine grande chasse veranſtaltet werden ſoll, dann vereinigen ſich alle waffenfähigen Männer in den nächſten Städten und Dörfern und bilden nun eine Jagdgeſellſchaft, die ſelten aus weniger als 150 und oft aus mehr denn 200 Perſonen beſteht. Die Treiber werden in einem Halbzirkel aufgeſtellt und umſtellen einen ungeheuren Landſtrich, den ſie mit Geſchrei und Lärmen durchziehen, um die Bewohner der Wälder, den ſchnellen Rehbock, den ſchlauen Fuchs, den ſchleichenden Wolf und den wilden Eber vom Lager aufzuſcheuchen und ſie alle nach einem Punkte hin zu jagen, wo die Schützen ſtehen. Dann fängt die ſcharfe Büchſe zu arbeiten an und das Werk der Vernichtung ſchreitet raſch vorwärts. Wo Stunden lang Alles in die Stille des Todes gehüllt war, da iſt nun Lärmen und Aufruhr. Die todtbringende Embuscade donnert nun gegen die eingeſchüchterten Thiere, welche nach allen Richtungen, hierhin und dorthin, nach einem Zufluchts- oder Rettungsorte ſtürzen, aber keinen finden; und wüthend gemacht von dem Geſchrei der Treiber in ihrem Rücken, gehen

ſie auf die Linie der Schützen los und dann fallen viele als ein Opfer der Geſchicklichkeit, durch welche die Cacciatori der Maremmen berühmt ſind, und nur wenigen gelingt es, die Linie zu durchbrechen und den mörderiſchen Anſchlägen ihrer Feinde zu entgehen.

Die Hekatomben von Wild, die bei dieſen Treiben bisweilen geſchoſſen werden, überſteigen allen Glauben. Einer meiner Freunde, ein florentiniſcher Edelmann, war im letzten Winter eines Tages zugegen, als abgeſehen von allem andern Wildpret ſiebenzehn Keuler geſchoſſen wurden. Mit einer Jagd dieſer Art iſt wenig oder keine Gefahr verbunden, denn die wilden Beſtien, in der größten Beſtürzung über das Geſchrei, Geheul und Gekreiſch in ihrem Rücken, das tiefe Gebell der Hunde und den Donner der Büchſen, ſcheinen nur einen Gedanken, eine Hoffnung, einen Alles andre ausſchließenden Impuls zu haben, den, ihren Todfeinden zu entſchlüpfen und ſich aus den Schlingen zu ziehen, von denen ſie rings umgeben ſind. Kein Jäger darf eher feuern, als bis das Wild die Linie paſſirt hat, auf der ſie ſtehen, und ſo kommt es ſelten oder nie vor, daß ein Keuler, ſo wild er immer von Natur ſein mag, oder ſo ſehr die Wunden ſeine natürliche Bösartigkeit geſteigert haben mögen, ſich wieder umwendet und ſeine Gegner angreift, oder daß er ſich aufs Neue über Hals und Kopf gegen die furchtbare Batterie ſtürzt, der er wie durch ein Wunder entkommen.

So lange wir in den Maremmen waren, begegneten wir blos ein einziges Mal einem der wilden Eberjäger, welche mit einer Leidenſchaft wie die ſchottiſchen Hochländer ſich dem unwiderſtehlichen Zauber des Berufes hingeben, den ſie mit Leib und Seele verfolgen. Dieſer Eberjäger war ein langer hagerer Mann, von Kopf bis zu Fuß in Büffelfell gekleidet, das Haar auswärts gekehrt, um Sturm und Regen deſto beſſern Widerſtand zu leiſten und ihn gegen die

Dornen und das Gestrüpp zu schützen, wenn er die verschlungenen Pfade des Waldes durchirrte. Die ungeheure rauhe Mütze, welche seinen Kopf bedeckte, war aus einem Wolfsfelle gemacht und ein daran befestigtes Stück fiel ihm über Ohren und Schultern herab; die Mütze selber bedeckte seine Stirn so weit, daß seine unruhigen unstäten Augen, die tief im Kopfe lagen und unter einem Gebüsch von Borsten hervorlugten, seinem Gesicht den charakteristischen Ausdruck des wilden Thieres gaben, dessen Fell er trug. In seinem Gürtel erglänzte ein doppelschneidiges Waidmesser und in seinem Arme ruhte eine lange Büchse — die einzigen Schutz- und Trutzwaffen, welche er zur Ausübung seiner Kunst für nöthig hielt.

Der wilde, blutige Enthusiasmus läßt sich gar nicht beschreiben, mit welchem diese Leute von den Freuden und Wonnen der Jagd, dem Angriff des wilden Thieres, der ungestümen, muthvollen Gegenwehr desselben, dem schrecklichen Streite und dem Kampf um Tod und Leben sprechen; ihre gefährliche Beschäftigung wird ihnen durch die Gefahren, denen sie stündlich ausgesetzt sind und häufig nur mit genauer Noth entkommen, nur um so lieber.

Die Gewohnheiten des Oberjägers sind von einer Art, daß sie eine unübersteigliche Kluft zwischen ihm und der menschlichen Gesellschaft ziehen und allen freundlichen Verkehr mit den Menschenkindern abschneiden. Seine Welt ist die Wildniß; sein einziger Gedanke bei Tage wie sein einziger Traum bei Nacht sind die Netze, die er dem wilden Thiere stellen will, dessen Fährte er immer mit dem größten Eifer verfolgt; seine Heimath ist der Forst, sein Seelenfreund sein treuer Hund, die Einsamkeit des Waldes seine Gesellschaft, und sein Geist ist so frei und fesselos wie die Bergluft, welche er einathmet. Ja —

Er iſt ſo frei, wie die Natur erſchuf den Mann,
Eh' das Geſetz der ſchnöden Sklaverei begann,
Als ungezähmt im Wald der edle Wilde rann.

Täglich, ſtündlich verfolgt er mit unabläſſigem Eifer den wilden Eber durch unbegrenzte Wälder, ſpürt ihn in ſeinem Lager auf und greift ihn auf ſeinen Weideplätzen an. Wenn er als Sieger aus dem ſchrecklichen Kampfe hervorgeht, trägt er die Trophäe ſeiner Tapferkeit triumphirend nach der nächſten Stadt, tauſcht ſeine Beute gegen Lebensmittel und Munition aus und verſenkt ſich dann wieder in die Wälder, mit noch größerer Leidenſchaft der gefährlichen Jagd zu folgen.

Das Leben des Eberjägers iſt kurz, und wahrlich kein freudenvolles, wenn wir von dem innerlichen Vergnügen, das ihn mitten unter allen Gefahren erfüllt und bei allen Wechſelfällen aufrecht erhält, abſehen: denn ihm iſt das Loos beſchieden, dem heulenden Sturme, den Sturzbächen des Himmels, den ſchneidenden Winden der Lüfte trotzen zu müſſen, wenn er in dem wegloſen Walde oder auf den Ufern des verpeſtenden Sees ſeine ſchlafloſen Nächte hinbringt; und ſelbſt wenn er immer unbeſchädigt und unverwundet davonkommt und ſtets als Sieger aus den gräßlichen Kämpfen hervorgeht, kann er den tödtlichen Ausdünſtungen nicht entgehen, welche eine paradieſiſche Gegend von der üppigſten Schönheit in eine unbewohnte verpeſtete Wüſte verwandelt haben. Früher oder ſpäter weben die Hauer ſeines grimmigen Feindes oder die giftigen Dünſte der Peſtilenz dem Jäger das Netz des Todes; aber er wird in den Wohnungen der Menſchen nicht vermißt, denn dort weilte er nicht; ſeiner wartet kein liebendes Weib mit Seufzern und Thränen, und kein zärtliches Kind wundert ſich, warum Vater ſo lange bleibt. In keinem Zuſammenhang ſtehend mit den ſocialen Banden, welche die ſchwache, unvollkommene

Menſchheit zu Göttern erheben und die ſtörrigſten Naturen ſänftigen, wird der furchtloſe, aber ungeſellige, der kühne, aber zurückſtoßende Eberjäger vergeſſen, wenn er lebt, und nicht betrauert, wenn er ſtirbt; ſeine letzte Heimath iſt der düſtre Wald, ſein Begräbnißort der Schauplatz ſeiner Thaten!

O, 's war eine Luſt, mir lieber als das Leben,
Und mit dem Leben konnt' ich nur ſie laſſen!
Mein Vater, mein Großvater ſtarben in den Wäldern!
Dies (ſagte er, die Jagdtaſch' in der Hand
Gen Himmel haltend) iſt mein Leichentuch —
Ein andres hab' ich nicht.

Mein florentiniſcher Freund erzählte mir viele und verſchiedenartige Anecdoten von dieſen wilden Eberjägern, und eine derſelben, für deren Wahrhaftigkeit er alle Heiligen im Kalender zu Zeugen anrief, da ich ein ungläubiges Lächeln nicht verbergen konnte, will ich als ein Beiſpiel von der außerordentlichen Unerſchrockenheit und Geiſtesgegenwart mittheilen, welche ſie bei verſchiedenen Gelegenheiten gezeigt haben, wo die geringſte Unentſchloſſenheit oder eine Erſchlaffung der Thatkraft ohne Rettung ihren Tod herbeigeführt haben würde.

Einer dieſer Leute lançirte in einem Walde bei Groſſeto einen ungewöhnlich ſtarken Keuler. Er folgte ihm Stundenlang durch die Irrgänge des Waldes, ehe er nur einigermaßen zum Schuß kommen konnte. Endlich des langen Zauderns müde, wagte er auf gut Glück aus ziemlicher Entfernung den Schuß und verwundete das furchtbare Thier leicht; dies kehrte mit unwiderſtehlicher Wuth um, begrub ſeine Waffen in die treue Bruſt des Hundes, der ſich in den Hals des Keulers verbiß, um ſeinen Herrn vor der Wuth des Ungethüms zu ſchützen, und ein Opfer ſeiner Treue wurde, und warf nun den Jäger

zu Boden. In dem momentanen, aber fürchterlichen Kampfe um Leben und Tod klammerte ſich der Jäger auf einmal an dem Rücken ſeines wuthſchnaubenden Gegners feſt, deſſen Raſerei ſich augenblicklich in die äußerſte Furcht verwandelte, ſo daß er dem Dickicht des Waldes zurannte und den entſetzten Reiter ſchäumend davontrug.

So ging es fort in wildem Lauf.
Sein kalter Schweiß, er fiel zu Hauf
Auf ſeines Reuters flatt'nde Mähne.
Dem Furcht und Muth jedwede Sehne
Anſpannt, ſo daß er ſchnauft und kracht
Und raſch und immer raſcher fleugt.

Außer ſich vor Schrecken und Beſtürzung war des Jägers einziger Gedanke, ſich wie ein Schwimmer im Todeskampfe mit dem krampfhaften Griffe der äußerſten Verzweiflung an den Borſten und dem Nacken ſeines fürchterlichen Roſſes feſtzuklammern; indeß allmälig kehrte ſeine Beſinnung und mit dieſer die Ueberlegung und der Muth zurück, ſeinen Entſchluß auszuführen. Er zog raſch das doppelſchneidige Jagdmeſſer, welches alle Jäger der Maremmen im Gürtel tragen, und ſtieß es bis zum Heft dem wilden Thiere hinter dem Blatt in den Leib, ſo daß es noch einen gewaltigen Satz machte, dann zuſammenbrach und verendete. Der unerſchrockene Jäger war aus ſeiner fürchterlichen Lage befreit; dann aber ſiegte die Schwäche der menſchlichen Natur über die moraliſche Unerſchrockenheit des Geiſtes und bis zum Tode ermattet von dem ſchaudervollen Ritt, fiel er in eine ſtundenlange Ohnmacht.

Die arabiſchen Pferde

des

Fürſten Pückler.

Ich habe zwar von Jugend auf mit Pferden verkehrt, habe ſtets mit aufmerkſamer Vorliebe dieſes vielleicht ſchönſte Thier der Schöpfung beobachtet, habe auch Gelegenheit gehabt, die meiſten vorzüglichen Racen genau zu betrachten, kann aber doch keinen Anſpruch auf eigentliche Kennerſchaft machen, ja glaube auch ſogar, daß für dieſen Anſpruch theils ein ganz ſorgfältiges und wiſſenſchaftliches Studium,

theils ein ganz beſtimmtes Talent erforderlich iſt. Deshalb würde ich es nicht wagen, die arabiſchen Pferde des Fürſten blos aus eigner Kenntniß zu ſchildern, obwohl ich ſie ſehr oft geſehn, in allen Gangarten und Thätigkeiten geſehn und die meiſten ſelbſt geritten habe. Sie ſind Veranlaſſung ſo vielfältiger Diskuſſion geworden, daß die Beſchreibung derſelben nicht nur eine ſehr gewiſſenhafte, ſondern auch eine der feinſten Unterſcheidungszeichen kundige ſein müßte, um Stich zu halten, und um die damit verknüpfte Racen-Frage zu fördern.

Aber ich kenne das Geſchichtliche dieſer Pferde aus den mündlichen Mittheilungen des Herrn Fürſten genau, und habe mir ſo viel Bemerkungen deſſelben über dieſen Gegenſtand aufgezeichnet, daß ich vielleicht doch mit dieſen Mitteln den Leſern und der hippologiſchen Wißbegierde einige brauchbare Haltpunkte bieten kann.

1. Die dongoleſiſchen Pferde.

Fürſt Pückler begann ſeine Ankäufe orientaliſcher Roſſe mit einer Pferdegattung, die bei uns völlig unbekannt iſt. Südlich von Aegypten, in Dongola, giebt es außerordentlich große Pferde. Dieſe dongoleſiſchen Pferde ſind ſo groß wie unſre größten Holſteiner, haben ein abſchüſſiges Kreuz, einen niedrig angeſetzten Schweif, einen Ramskopf und langen Schwanenhals. Sie ſind ſehr gewandt und ſchnell, aber — ſie ſind ohne alle Ausdauer. Die drei Pferde, welche der Fürſt in Berber und Dongola gekauft und zwar ziemlich theuer gekauft hat, hielten nicht einmal den Marſch bis Kairo aus. Sie kamen in verſchlagenem Zuſtande an, und er verſchenkte oder verkaufte ſie.

Die Race iſt ganz eigenthümlich. Auch Mehemed Ali hat mit dongoleſiſchen Hengſten Verſuche gemacht in ſeinem Geſtüte; aber ohne allen Erfolg.

Bei dieſer Gelegenheit fragte ich den Fürſten, ob er denn das arabiſche Pferd uneingeſchränkt für das beſte Pferd halte, und er erwiederte mir, daß er überhaupt nicht gern auf ſo unbedingte Weiſe klaſſificire. Er habe ſich zum Beiſpiel ſo lange und ſo aufmerkſam mit engliſchen Pferden beſchäftigt, daß er deren außerordentliche Vorzüge ſehr wohl zu ſchätzen wiſſe, und daß ihm nur der vorſchnelle Parteiverſtand nachſagen könne, er zöge unter jeder Bedingung das arabiſche Pferd vor. Er mißbillige nur die ſeit längerer Zeit einreißende einſeitige Züchtung mit engliſchen Pferden und halte allerdings das arabiſche Pferd für ſchöner, anmuthiger und bequemer, und wenn man arabiſche Pferde beſeſſen habe und beſitzen könne, ſo ſei es ihm unbegreiflich, wie man für den täglichen Gebrauch ein engliſches Pferd wählen könne. Es ſeien ihm übrigens in Tunis und Alexandrien Proben vorgekommen, nach denen die eigentlich beſten Pferde im innern Afrika zu ſuchen ſeien, wenn man nämlich unter beſten Pferden die tüchtigſten verſtehe. Ich bemerkte, daß ich bei Algier berberiſche Pferde geſehen, die von bewundernswerther Tüchtigkeit geweſen in Knochen und Ausdauer. Allerdings nicht ohne Schönheitsfehler und beſonders von abfallender Kroupe und ſchlecht angeſetztem Schweife. Der Fürſt beſtätigte dies, und meinte, es ſei dies vielleicht noch die alte numidiſche Race, von welcher die Römer ſprechen, und es beſtehe auch wohl noch eine gewiſſe Verwandtſchaft mit denen im innern Afrika, die er eben erwähnen wolle. Von einer dieſer afrikaniſchen Racen ſtamme auch wahrſcheinlich das engliſche Pferd, denn Karl II., unter welchem die Pferdezucht in England begann, ließ eben orientaliſche Pferde kommen, und darunter waren denn wohl Barbern, wie man ſie damals nannte, Berbern, wie wir jetzt ſagen. Kurz, der Kaiſer von Marokko habe damals dem Bey von Tunis ein ſolches Pferd aus dem innern Afrika geſchenkt. Ueber-

haupt ſeien, ſo viel ihm bekannt, nur von Marokko aus einige ſolche Pferde nach der Nordküſte Afrika's gekommen, weil ſie bei ſchwarzen kriegeriſchen Stämmen zu Hauſe ſind, mit denen kein regelmäßiger Verkehr ſtattfindet. In Alexandrien hat der Fürſt ein zweites gefunden und geritten. Eins iſt ſchon dreißig Jahr alt geweſen, aber noch von unverwüſtlicher Kraft und Ausdauer. Sie ſind groß, ihre Kroupe iſt nicht ganz ſo ſchön wie die der arabiſchen und ſie tragen den Schweif nur wenig. Ihre Kraft in Knochen, Sehnen und Athem übertreffe Alles, was er je von Pferden kennen gelernt. Er habe dies Pferd bei Alexandrien vier Stunden lang in glühender Sonnenhitze faſt unausgeſetzt train de chasse geritten, ohne daß ſich eine Spur von Ermattung gezeigt. Im Gegentheil ſei es nur immer feuriger geworden, und der Reiter ſei von der heftigen Bewegung, welche die Kraft des Roſſes hervorgebracht, genöthigt worden, halb ohnmächtig von weiterem Probiren abzuſtehn.

In den hippologiſchen Blättern hat vor einiger Zeit ein ziemlich thörichter und vielfach unrichtiger Bericht über des Fürſten arabiſche Pferde geſtanden. So viel ich mich erinnere iſt der Berichterſtatter dergeſtalt im Sports-Jargon befangen, daß er fragen zu müſſen glaubt, ob man bei arabiſchen Pferden von „Vollblut" ſprechen könne. Ein vierundzwanzigſtündiger Ritt auf ſolch einem afrikaniſchen Roſſe dürfte geeignet ſein, ihm die Schülergedanken über Vollblut ein wenig durcheinander zu ſchütteln.

2. Mehemed.

Das erſte arabiſche Pferd hat der Fürſt ebenfalls ſchon in Aegypten erhalten, und zwar als Geſchenk von Mehemed Ali, dem zu Ehren er es auch Mehemed genannt hat. Es war bei ſeiner Rückkehr aus dem Sennaar, als Clot Bey ihm eines Tages in Cairo

das Geſtüt des Paſcha zeigte. Dies Geſtüt iſt auf europäiſche Art von einem franzöſiſchen Thierarzt angelegt und iſt mit einer Veterinair-Schule verbunden. Der Fürſt ſpricht meines Wiſſens in ſeiner Beſchreibung Aegyptens, auf welche er ſo lange warten läßt, ausführlich darüber. Dieſe Schule ſoll faſt eben ſo gute Veterinairs ziehen, als Schüler in Abu Zabel, der von Clot Bey gegründeten mediziniſchen Schule, gezogen werden. — Einige Tage nach jenem Beſuche des Geſtütes ſchickte ihm der Paſcha dieſes Pferd, einen jungen Schimmel, zum Andenken. Es ſtammte von einem ſyriſchen Vater, der ein außerordentlich ſchönes Pferd war. Dieſer ſyriſche Hengſt zeichnete ſich wie ſo viele ſyriſche Pferde durch Größe, Kraft und Wohlgeformtheit aus, hatte aber doch, wie es ebenfalls mit ſyriſchen Pferden zu geſchehen pflegt, mit einer Nedſchdi-Stute ein anſcheinbar unfeines Pferd erzeugt, denn dieſer Schimmel ſah ganz und gar nicht arabiſch aus.

Er hatte eine gerade Kroupe mit ſchön angeſetztem Schweif und ſtarke Knochen mit vorzüglich ausgebildeten Sprunggelenken. In der That wurde er auch ein ſehr guter Springer. Die Bruſt war breit, der Hals lang, der Kopf etwas groß, und die Augen waren durchaus nicht die großen, ſchönen Augen des arabiſchen Pferdes, ſondern mehr die eines engliſchen, wie es denn überhaupt einem engliſchen Jagdpferde mehr glich als einem Araber.

Es war, als es in die Hände des Fürſten kam, Fohlen von einem Jahre, und wurde dreijährig vollkommen dienſtfähig. Leider iſt es in Muskau zu frühzeitigem Tode gekommen in Folge eines Unfalls, den ihm ein engliſcher Reiter wunderlich genug am Tage des Bombardements von St. Jean d'Acre, dem erſten Schlachttage Englands gegen Mehemed Ali, zu Wege brachte. Es war dieſer Engländer der Kurſchmied des Fürſten, und er ſetzte ungeſchickt mit

dieſem Pferde über einen Graben an der Stelle, wo ein Baumſtamm quer darüber lag: das Pferd kam jenſeits mit einem Fuße auf dieſen Stamm, mit dem andern aber tief, und zerſprengte ſich das Netz. Nach Haus kommend verfiel es in Convulſionen und ſtarb am Brande. Die Section ergab die Sprengung des Netzes, und es bleibt auffallend, daß es mit ſolcher tödtlichen Verletzung nach Hauſe geritten werden konnte.

3. Schamm.

In Aegypten ſelbſt hat der Fürſt keine Pferde gekauft. Er wartete, bis er in Syrien an die Grenze der großen Wüſte gelangen und dort in Verbindung mit arabiſchen Tribus kommen werde, denen die edelſten Racen eigen ſind. „Racen" iſt indeß ein irre führender Ausdruck: das arabiſche Pferd als arabiſches Vollblut ſtammt aus der Provinz Nedſch, und iſt von dieſer aus in andere Provinzen verbreitet worden, deshalb heißen alle eigentlich arabiſchen Pferde Nedſchdi mit Zunamen, und die, welche auch jetzt noch unmittelbar aus der Provinz Nedſch ſtammen, aber unter ſo bewandten Umſtänden jetzt nicht gerade vorzüglicher ſind, heißen Nedſchdi-Nedſchdi. — Feine Kennerſchaft iſt für die Auswahl unter allen Umſtänden ſo nöthig wie anderswo, namentlich haben ſich die Europäer lange Zeit durch ſtattliches Anſehen und durch leichtere Erlangbarkeit ſyriſcher Pferde beſtimmen laſſen, ſyriſche Pferde als arabiſche zu kaufen und aufzuführen. Ferner darf man durchaus nicht nach anſcheinender Fehlerloſigkeit ausgehen, ſondern man muß vielmehr den Ruf eines Pferdes zu erfahren trachten. Pedantiſche Auswahl, beſonders die bei uns eingeriſſene oberflächliche Scheu vor Schönheitsfehlern, welche der praktiſche Araber verſpottet, führt am ſicherſten zu Mißgriffen. Was mit dem Aberglauben des Arabers zuſammentrifft, der zum

Beiſpiele kein ſchwarzes Pferd duldet, das kann allerdings den vortheilhaften Kauf erleichtern, aber übrigens bleibt die Schätzung des Pferdes, wie ſie bei den Arabern ſelbſt gäng und gebe iſt, das wichtigſte Kriterium.

Der Fürſt hat ſich lange in Damaskus aufgehalten, deſſen ebenem, ſtromreichem Gartenlande bekanntlich die Wüſte bis auf einige Meilen nahe tritt. Dort iſt er, entzückt von dem natürlichen Park, täglich weithin nach allen Richtungen umhergeritten, und hat eines Tages erfahren, daß die Tribus Schammar am Wüſtenſaume im Vorbeiziehen bivouakire. Eiligſt iſt er denn mit einem italieniſchen Arzte, der bei Mehemed Ali's Gouverneur in Damaskus lebte, nach der Wüſte hinaus geritten, um auf Pferde zu fahnden.

Die Tribus hatte ſehr ſchöne Pferde, war aber gar nicht verkaufsluſtig. Stuten verkaufen ſie bekanntlich äußerſt ungern, und bewährte Hengſte gewöhnlich auch nur in der Noth. Ich erinnere mich, daß mir der Fürſt einmal erzählt hat, wie er bei ſolch einem Ausfluge von Damaskus einem Schech auf einem der ſchönſten Roſſe, welches er in ſeinem Leben geſehen, begegnet ſei. Er hat nach dem Preiſe gefragt, der Schech aber, dem das Pferd nicht feil geweſen, hat keinen Preis beſtimmt. Darauf hat ihm der Fürſt einen hohen Preis vorgeſchlagen; der Schech hat aber den Kopf geſchüttelt. Der Fürſt hat dieſen ſchon hohen Preis verdoppelt, und als der Schech das ungeheure Gebot vernommen, hat er eine Zeitlang nachdenklich bald den Käufer, bald ſein Roß angeſehen, und hat dieſem plötzlich beide Stacheln der Steigbügel eingeſetzt, in voller Flucht einer Verſuchung entgehend, der er ſich nicht gewachſen gefühlt hat.

Man thut unter ſolchen Umſtänden gewöhnlich am beſten, Fohlen zu kaufen. Erſtens, weil die Lebensart der arabiſchen Pferde zu grell verſchieden iſt von der bei uns, als daß ein älteres Pferd ohne

Nachtheil den Wechſel ertragen könnte, und zweitens, weil der Araber ein wirklich gutes Pferd nur in beſonderer und ſehr ſeltener Noth zu einem mäßigen Preiſe, ſonſt aber nur überaus theuer verkauft. Aus ſolchen Gründen kaufte der Fürſt damals von der Tribus Schammar für 10,000 Piaſter (dies ſind 1000 Gulden Conventions-Münze) ein zweijähriges Fohlen, welches mit drei Jahren ebenfalls vollkommen brauchbar war.

Schamm, ſeiner Tribus nach ſo genannt, iſt ein goldbrauner Hengſt mit zwei weißen Hinterfüßen. Hätte er drei weiße Füße gehabt, ſo würde er nach dem Aberglauben der Araber wenigſtens noch 2000 Piaſter mehr gekoſtet haben.

Er mißt jetzt, im ſiebenten Jahre völlig ausgewachſen, fünf Fuß und drei Zoll, welches für ein arabiſches Pferd eine ſehr bedeutende Größe iſt. Er iſt von der Race Kaehél-Abſchuß.

Dies Pferd iſt ſehr ſchön. Man kann von ihm ſagen, daß es ausgezeichnet in jeder Gangart iſt. Es iſt in hohem Grade ausdauernd, und iſt beſonders angenehm durch ſein ruhiges Temperament und durch das natürliche Gleichgewicht, welches überhaupt die ächten arabiſchen Pferde auszeichnet, und welches ſie, auch wenn ſie noch beinahe roh ſind, ſo angenehm zum Reiten macht, wie engliſche und andere Pferde erſt durch Jahre langes Zureiten werden. Auf das ruhige Temperament legt der Fürſt großen Werth, weil darunter doch alles Feuer des Racepferdes ruht und ſtets geweckt werden kann. Die Race der Kaeheli's ſoll ſich beſonders durch dieſe glückliche Miſchung auszeichnen.

Schamm iſt im Gange und Sprunge dergeſtalt ſtark, feſt und wohlgerathen, daß er als vollkommenes Jagdpferd gebraucht werden kann.

Ein Vorfall, der ihm in Muskau begegnet iſt, verdient erwähnt zu werden, da er die enorme Lebenskraft des Pferdes darthut. Ein ſchwarzer türkiſcher Hengſt, welchen der Fürſt beſitzt, ſteht in Todfeindſchaft zu all den arabiſchen Hengſten. Es ſcheint ein Nationalhaß obzuwalten. Wenn ein arabiſcher Hengſt neben dieſem Türken geritten wird, ſo muß man ununterbrochen genau Acht haben, ſonſt ſitzen ſie im Handumkehren einander auf den Hälſen und wehe dann Roſſen und Reitern: es entſteht ein Kampf, der für Roſſe und Reiter lebensgefährlich iſt. Ich ritt eines Tages dieſen Türken neben dem Fürſten, welchen Schamm trug; wir geben beide nicht Acht auf die Thiere, weil mir der Fürſt neue Parkanlagen erklärt, und befinden uns plötzlich beide dicht neben einander, Kopf an Kopf, weil die Pferde ohne Rückſicht auf die Gliedmaßen der Reiter auf einander geſprungen waren und ihren Nationalkampf begonnen hatten. Der Fürſt rief mir zu, rückwärts zu reißen was ich vermöchte; er that desgleichen, und im nächſten Augenblicke waren wir ſammt den Pferden zehn Schritt aus einander rücklings am Boden. Die Pferde, aus der aufrechten Stellung rückwärts geriſſen, hatten ſich beide überſchlagen.

Dieſer Türke nun und Schamm geriethen eines anderen Tages, da der Reitknecht mit ihnen allein iſt, ebenfalls in wüthenden Kampf mit einander. Der Reitknecht wird von den kämpfenden Thieren bald beſeitigt, und ſie jagen einander in's Weite. Erſt nach einer Stunde werden ſie in einem Gehöfte eingefangen. Beide ſind orientaliſch geſattelt und gezäumt, und man bemerkt, daß Schamm einen ununterbrochenen Blutſtrahl aus dem Maule verliert. Man kann aber zunächſt nichts weiter thun, als ihn nach dem eine halbe Stunde entfernten Muskau heim zu führen, bis wohin er die Erde mit einem Blutſtreifen färbt. Als er in Muskau am Stalle ankommt, beginnt

er zu taumeln. Er wird geworfen und unterſucht, und es findet ſich, daß ihm durch den arabiſchen Zaum, welcher bekanntlich ſehr ſcharfe Stange und obenauf eine Art ſpitzen Galgens hat, zwei Arterien am Gaumen zerſtoßen ſind, und daß ihm nach ungefährer Berechnung des Kurſchmiedes ein Blutverluſt von 45 Pfunden verurſacht worden iſt. Man glaubte das ſchöne Pferd verloren. Aber ſchon nach vier Tagen war es vollſtändig wiederhergeſtellt, ſo daß es in der That ausſieht, als ob der Ausdruck „Vollblut" auch ganz wörtlich auf einen größeren Reichthum an Blut zu beziehen wäre.

Dieſer Hengſt Schamm iſt ein Leibpferd des Fürſten und dergeſtalt an dieſen gewöhnt und von dieſem ruhig geritten, daß der Fürſt ihm die Zügel auf den Hals legen, und ſolcherweiſe den ſchönen, dieſem Thiere eigenen langen und ganz gleichmäßigen Galopp mit ihm reiten kann. Bloßes Markiren mit der Reitgerte genügt zum Lenken. Man wird ſelten Ruhe und Feuer ſo wohlthuend vereinigt wiederfinden.

4. Hama. — Aswam. — Basra.

Von Damaskus ging der Fürſt nach Homs, von Homs nach Hama, und war ſomit wiederum dicht an der großen ſyriſchen Wüſte, wo die Araber hauſen oder vorüberziehen, und wo den edelſten Pferden mit Erfolg nachzutrachten iſt. — Dort hat er drei Pferde, eine Stute und zwei Hengſte, gekauft.

Die Tribus Ruwalla und Sbaah campirten dort und hatten beſtändige Gefechte. Der Fürſt machte Bekanntſchaft mit einem ihrer Schechs und kaufte von ihm zuerſt eine Stute, welche er der Stadt nach „Hama" benannte, und heute noch beſitzt. Sie iſt wie ein Elf von feiner, graziöſer Figur, leicht, lebhaft und ſchnell, ein idealiſches Damenroß, welches bis nach Deutſchland von der ſchönen Abyſſinierin

Machbuba geritten wurde, und welches dieſes braune geniale Naturkind wie ein Vogel über Gräben und Hecken trug. Es iſt erſtaunlich, mit welcher Leichtigkeit Hama ſetzt! Ohne Anſatz, ohne Ruck, ohne die geringſte Störung für den Reiter ſetzt ſie pfeilartig über Hinderniſſe hinweg. Ihre Farbe iſt ein fahles Braun, und da Alles an ihr ſchlank und länglich iſt, ſo gleicht ſie auffallend einer Hirſchkuh. Das Haar iſt ſehr dünn und fein und Alles an dieſem edlen Thier gemahnt an ein Thiergeſchlecht des Orients, welches in unſerm Klima ſchwer heimiſch werden mag. In der That ſcheint ſie auch dem Schickſal ihrer Reiterin nachzufolgen. Machbuba, welche den Fürſten dadurch ſo lebhaft intereſſirte, daß ſie ohne Kenntniß unſerer Civiliſation die ihr neue Welt mit unbeſtechlich ſcharfem Geiſte auffaßte, erlag bekanntlich dem deutſchen Klima. Ein ſogenanntes Moldaufieber hatte ihre körperliche Reizbarkeit krankhaft erhöht, und der deutſche Herbſt in der Lauſitz raffte ſie in's Grab hinweg. Ebenſo ſcheint es ihrem Leibroſſe, der Hama, zu ergehen. Sie iſt eins der feinſten Wüſtenroſſe und ſcheint unſer Klima durchaus nicht ertragen zu können: „ſie kümmert dahin", würde der Jäger von ihr ſagen. Unter dem Reiter war lange Zeit nichts davon zu ſpüren: das Feuer ihrer Race täuſchte über die Schwäche, welcher ſie mehr und mehr verfiel. Jetzt iſt dieſe Schwäche leider immer ſichtbarer geworden, obwohl das Aeußere des Roſſes auch jetzt noch anmuthig genannt werden kann. Hama iſt nicht mehr jung, und es bleibt deshalb zweifelhaft, ob ſie trotz der ihr gewidmeten Pflege und Schonung die Kriſis des Klima's überdauern wird. Eben weil ſie nicht mehr jung und weil ſie kränklich, iſt ſie gar nicht zur Zucht benutzt worden, was ihrer feinen Race halber ſehr bedauert werden muß.

Neben dieſer Stute kaufte der Fürſt einen Fliegenſchimmel-Hengſt Namens Auwam, welcher unter den Arabern einer geſchichtlichen

Berühmtheit genoß. Er war bei St. Jean d'Acre im Feuer der Batterien mit ſeinem Reiter durch einen Meeresarm geſchwommen. Daher ſein Name Auwam, welches Schwimmer bedeutet. Es war ein Pferd von großer Stärke, rein in allen Knochen und kernfeſt. Ein verheilter Lanzenſtich am Hinterſchenkel war von keiner Hinderung. Die eherne Stärke ſeiner Knochen mochte wohl wie bei den obenerwähnten Roſſen des inneren Afrika dazu beitragen, daß ſein Gang für den Reiter hart und unangenehm war, und dieſe Eigenſchaft mag den Fürſten beſtimmt haben, ihn von Muskau aus zu verkaufen. Ein polniſcher Edelmann, in der richtigen Ueberzeugung, der Fürſt Pückler werde kein geringes Pferd aus dem Oriente mitgebracht haben, bat für den vom Fürſten ſelbſt zu beſtimmenden Preis um einen der arabiſchen Hengſte und empfing dieſen achtzehnjährigen Auwam unbeſehen. Die Speculation dieſes Edelmanns hat ſich als eine ſehr gute bewährt: er iſt mit dieſem Zucht- und Streithengſte äußerſt zufrieden. Auwam war fünf Fuß vier Zoll hoch. Da er in der erſten Zeit nach der Rückkunft des Fürſten verkauft wurde, und ich die genauere Bekanntſchaft der Pferde erſt ſpäter gemacht habe, ſo kann ich nichts näher Charakteriſtiſches über ihn ſagen, als daß ich mich ſeiner wie eines imponirenden Schlachtroſſes erinnere.

Der zweite neben Hama erkaufte Hengſt, ſieben Jahr alt zur Zeit des Ankaufes, war ebenfalls ein Fliegenſchimmel Namens „Basra". Er ſteht noch heute friſch und kräftig in Muskau und iſt der Haupt-Beſchäler, von welchem ſchon die ſchönſten Fohlen gefallen ſind. Er iſt ſtark und wohlgebaut und tüchtig und muſterhaft in Allem. Der Race nach iſt er ein reiner Nedſchdi mit jener kleinen Erhöhung — bosse — auf der Stirn, welche den reinen Nedſchdi's als untrügliches Racezeichen eigenthümlich iſt.

Graf Beltheim, ein wirklicher Kenner, hat ihn für eins der ſchönſten arabiſchen Pferde erklärt, das er je geſehen. Er iſt nur fünf Fuß und einen halben Zoll hoch, erſcheint aber größer, da er ſehr ſtark und kräftig gebaut iſt. Seines Beſchäler-Amtes wegen wird er ſelten vom Fürſten geritten, dann aber immer mit arabiſchem Sattel- und Zaumzeuge, und ſo bleibt es uns immer eine neue, überraſchende Erſcheinung, wenn er mit ſeinen großen, ſtechenden Augen, mit ſeinem ſchwarzen Maule, dem hoch geſchwungenen Schweife und dem ſtolzen Aplomb ſeiner Kräfte daher kommt unter dem bunten Reitzeuge.

5. Bargud. — Jarif. — Sohne.

Dies ſind die Namen dreier Pferde, von denen jedes eine Perle reinſten Waſſers, und unter denen eine ausſchließende Auswahl die größte Verlegenheit für einen Pferdekenner ſein würde. Leider iſt im vergangenen Jahre dies Kleeblatt durch den Tod Barguds zerriſſen worden, ein Verluſt, welchen der Fürſt ſchmerzlicher als irgend einen anderen beklagt.

Von Hama war der Fürſt nach Aleppo gegangen, und hatte dort erfahren, daß Anaſi-Stämme — dies iſt der allgemeine Name für Araber aus dem Innern — von Bagdad aus durch die Wüſte gekommen ſeien und große Noth gelitten hätten. Die Noth war ſo groß geweſen, daß die Pferde zwei bis drei Tage von Kameelmiſt neben etwas Milch hatten ernährt werden müſſen. Es ſtand alſo zu erwarten, daß ihnen in ſolchem Augenblicke auch ein gutes Pferd feil ſein würde, und der Fürſt ſchickte einen ihm empfohlenen Eingebornen in dieſen neuen Theil der Wüſte auf den Roßkauf.

Der Eingeborne brachte obige drei Pferde nach Aleppo.

Bargud war ein Dunkel-Fuchs von Mittelgröße. Er war von einem Schech geritten worden, galt für überaus brav, und wurde wohl nur in ſo großer Noth verkauft. Die Araber waren auch ſo durchdrungen vom Werthe dieſes Hengſtes, daß ſie ihn vor der Ablieferung nach Aleppo noch unverantwortlich zum Decken von Stuten benutzten und über die natürlichen Kräfte benutzten, ſo daß er mit dick geſchwollenen Teſtikeln in Aleppo ankam, und vielleicht dadurch den Keim ſeines frühen Todes erhalten hatte. Bargud war das ſchnellſte von den Pferden des Fürſten, und mit ihm hatte dieſer ſchon einmal die vielfach aufgeworfene Frage ſiegreich entſchieden: ob das arabiſche Pferd das engliſche im weit andauernden Wettrennen übertreffe. Von Bujukdere nach Conſtantinopel nämlich, eine Entfernung von etwa zwei deutſchen Meilen, hatte der Fürſt auf der meiſt gepflaſterten Straße ſeinen Bargud mit einem engliſchen Vollblutpferde den Wettkampf annehmen laſſen; die Funken ſtoben, die Roſſe ſchnoben — Bargud aber war mit ſeinem Herrn ſo viel früher an den Mauern von Stambul, daß Roß und Reiter aus England noch unſichtbar waren.

Und eben ſo große Proben auch der Ausdauer hatte dies edle Thier mehrfach gegeben, ehe es zu uns in ein Klima kam, welches ihm den Tod bringen ſollte. Der Fürſt liebte es denn auch ausnehmend, und es wäre ihm um keinen Preis feil geweſen. Was wurde nicht Alles angewendet, als es kümmerlicher und kümmerlicher wurde! Ungefeſſelt ging er, ach, die Zeit des Laufens war ihm vorüber, auf ſchöner Weide umher, als ich ihn das letzte Mal ſah. Er war etwas mager, aber keineswegs abgemagert; das große und ausdrucksvolle Auge ſah krankhaft ausdrucksvoll auf mich, wie es bei ſchwindſüchtigen Menſchen oft einen erhöhten Blick gewinnt, und das ſonſt ſo feine Haar war nicht mehr glänzend.

Barqud war von der Race Sáklavi Dſchedraun. Er ging einen ſo regelmäßigen und leichten Galopp, daß man, wie der Fürſt oft ſagt, während ſeines Galopps ſchlafen konnte, und doch griff er dabei tüchtig Boden. Auch von der ſicherſten Ruhe war er, und ganz geeignet, ein Damenpferd zu ſein. Fortwährend beklagt der Fürſt den Verluſt dieſes Hengſtes lebhafter als irgend einen anderen.

Der zweite dieſer Hengſte, Zarif genannt, war damals einjähriges Fohlen. Er wurde ſchon mit zwei Jahren viel gebraucht, und hat ſich doch ſehr ſchön ausgebildet. Ich nenne ihn gern das Kreuzfahrerroß, weil er, ein weißgeborener Atlas-Schimmel, jenes roſenrothe Maul hat, wie es zur Kreuzfahrerzeit zum erſten Male aus dem Oriente zu uns gebracht worden ſein ſoll, und wie es wenigſtens zum Oefteren an Kreuzritter-Roſſen auf alten Bildern erſcheint. Die weiße, licht-bläulich angehauchte Haut dieſes Roſſes ſchimmert wie ſchwerer Seidenſtoff, Mähne und Schweif ſind ſchwarz und entfernen durch ihre kräftige Farbe jeden Eindruck von Krankhaftigkeit, welchen roſenrothe Nüſtern ſonſt leicht hervorbringen; ſein Wuchs, fünf Fuß ein Zoll, iſt ſtark und kräftig, kurz und gedrungen und doch von feinen, ganz reinen Knochen; ſeine Feſſeln ſind eher kurz wie bei all dieſen Thieren, und das ganze Enſemble iſt das eines der ſchönſten, behendeſten und graziöſeſten Pferde, das man ſehen kann. Sein Temperament iſt ſanft und doch von großem Feuer. Er iſt vollkommen eingewohnt in unſer Klima und voll Lebenskraft. Managhi heißt die Race, von welcher er ſtammt.

Das dritte Pferd war eine fünfjährige Goldfuchsſtute, Namens Sochne, fünf Fuß zwei Zoll hoch, lang und ſchön gebaut, beſonders als Mutterſtute ſchön gebaut mit weitem Becken. Sie iſt von der Race Schammas, Kaehel-Abſchuß, und ſo fromm wie dieſer, ja ſehr

fromm und eher phlegmatiſch im Temperamente, was bei einem arabiſchen Pferde als großer Vorzug angeſehen wird, weil es doch nie an feurigem Nachdruck fehlt, wenn man ihn verlangt.

Auch dieſe werthvolle Stute iſt von einem Unfall betroffen worden. Der Fürſt iſt auf ihr bei dunklem Abende jählings durch den Park herabgejagt und mit ihr in eine durch übergelegte Baumzweige unkenntliche Grube geſtürzt. Davon iſt das Pferd lahm geworden, und bis jetzt hat kein Thierarzt ergründen können, wo dieſe Lähmung Sitz und Urſache hat. Es iſt nichts geſchwollen, und nirgends ein Anzeichen. Jegliche Behandlung hat ſich erfolglos gezeigt: auch wenn die Lähme beſeitigt ſcheint, ſo kommt ſie doch immer wieder nach Gebrauch des Thieres zum Vorſchein. Auf einen genialen Thierarzt hoffend, hat ſie der Fürſt zunächſt in den angelegten Stuten- und Fohlengarten, welcher von allerlei Nachwuchs aus Kreuzungen bevölkert iſt, geſtellt, und ſie zur Zuchtſtute beſtimmt. Sie iſt von einem engliſchen Hengſte in Grabitz belegt, und wir dürfen von ihr ein Fohlen erwarten, welches für dieſe neue Kreuzung zwiſchen arabiſchem und engliſchem Vollblut, bei welcher die Mutter eine Araberin, ein wichtiges Zeugniß werden kann.

6. Ghabra und Scheitan.

Dies iſt ein prachtvolles Roſſepaar, eine Schwarzſchimmelſtute, fünf Fuß vier Zoll hoch, und ein Dunkel-Gold-Fuchs-Hengſt von blendender Schönheit.

Kurz vor der Abreiſe des Fürſten aus Syrien hatten die Aegyptier einen der arabiſchen Tribus überfallen und viele Kameele und Pferde erbeutet. Zwei dieſer Beuteperde, Scheitan und Ghabra, kaufte der Fürſt von einem ägyptiſchen Officier, und bald darauf

ſchickte denn auch ſchon der in die Flucht geſchlagene Schew, welcher die Pferde eingebüßt, einen Vertrauten zum Fürſten, und ließ ihm für Ghabra 1000 Piaſter mehr bieten, als er dem ägyptiſchen Officier gezahlt. Natürlich nur zu großer Freude des neuen Beſitzers, der die beſte Beſtätigung hierdurch erhielt, er habe eins der beſten arabiſchen Pferde erlangt, und obenein eine Stute! Bargud und Ghabra waren Juwele für die Araber. Leider hat Ghabra, zweimal von arabiſchen Hengſten belegt, bis jetzt noch kein Fohlen aufgebracht. Das erſte Mal hat ſie verfohlt und das zweite Mal ihr Fohlen erdrückt. Jetzt iſt ſie ebenfalls von einem engliſchen Vollblutheng ſte belegt, und es wird ein günſtigeres Reſultat gehofft.

Sie iſt ein ſehr ſtattliches, lang gebautes Pferd, ebenfalls von der Race Kähél, aber Kähél Muzalzal. Ihr Temperament iſt äußerſt heiter, ja ſpielig, und ſie iſt von ſehr großem Feuer. Als ein Leibpferd des Fürſten wäre ſie dieſem vielleicht noch angenehmer, wenn ſie, wie die Kähél Abſchuß Schamm und Sochne, trägeren Temperaments wäre.

Ihr Genoſſe bei der Gefangennehmung, Hengſt Scheitan, iſt aber das ungeſtümſte all dieſer Roſſe. Dafür heißt er auch Scheitan, das heißt Teufel. Er iſt das ſchönſte und brillanteſte Thier, das ich je geſehen, ein Muſter-Modell für Horace Vernet, erfordert aber einen vorzüglichen und ausdauernden Reiter. Denn wie ſanft und gut er im Stalle, ja ſelbſt noch im Schritt unter dem Reiter ſei, ſo iſt er doch wie von hölliſchem Feuer beſeelt, wenn er in raſchere Gangart geſetzt wird. Ich kann immer nicht begreifen, in welcher Folge denn, ſobald er im Laufe verhalten wird, ſeine Beine durcheinander fliegen, und welcher Fond von Kräften es ſei, welcher ſich bei ſo fortwährend ungeſtümer Bewegung nicht erſchöpft. Ich glaube, dies wäre das

richtige Pferd für einen Reiteroffizier, der über ein Schlachtfeld und über alle Hinderniſſe hinweg geradeein wie der Sturmwind zum Generalſtabe des Feindes durchdringen möchte, das Pferd romanhafter Thaten.

7. Baki Bey.

Das letzte und kleinſte arabiſche Pferd, Hengſt Baki Bey, wie unſcheinbar erſcheint er neben jener glänzenden Schönheit! Und doch iſt dieſer kaſtanienbraune Knabe ſo brav und tüchtig und bei näherer Betrachtung ſo wohlgebildet! Ibrahim Paſcha hat ihn als ein Fohlen dem Fürſten geſchenkt. Er iſt von Nedſchdi-Eltern in Aegypten gefallen und hat den Nedſchdi Stempel, die Stirnerhöhung. Freilich iſt er noch nicht ganz fünf Fuß, aber Alles an ihm iſt ſehnige Kraft. Er iſt von außerordentlicher Schnelligkeit, trägt den ſtärkſten Reiter über Stock und Stein, ſetzt ohne Anholen, ohne Anſatz über Gräben und Hecken ganz wie ein Hirſch, der vom Schritt aus den größten Sprung macht, und iſt immer friſch, immer kerngeſund, immer tapfer. Nächſt Schamm iſt er der verhaßteſte Feind des ſchwarzen türkiſchen Hengſtes Karaqus, der übrigens in ſeiner Art, ein türkiſch Landpferd von unverwüſtlicher Tüchtigkeit, ebenfalls ſehr werthvoll iſt. Dieſer Karaqus, überall weithin hörbar durch begehrliches Wiehern, durch ſtahlfeſten pochenden Tritt, iſt zwar etwas höher als Baki Bey, aber wenn es zum ernſtlichen Kampfe kommt, erliegt er doch der edleren Race. Baki Bey erbeit ſich auf den Hinterfüßen, die blitzenden großen Nedſchdi-Augen feſtſtehend jeder Bewegung des anſpringenden Feindes, der gehobene Vorderkörper folgt dem umkreiſenden Feinde, und ehe ſich dieſer wahren kann, hat ihn Baki Bey am Nacken, und hat ihn niedergeworfen, daß die Erde ſchüttert.

Dies ſind die arabiſchen Pferde des Fürſten Pückler, die unter ſich eine gar ausdrucksvolle Gallerie bilden; denn jedes von ihnen hat eine ſcharf geſchnittene Phyſiognomie und einen ganz eigenen Charakter. Sie bieten einem Poeten den ſchönſten Stoff zu einem Mährchen-Romane, einem Freunde ſchöner Thiere aber unerſchöpflichen Stoff und Reiz der Betrachtung und Beobachtung.

H. L.

Wettrennen in Mejico.

Es braucht nicht erſt in Erinnerung gebracht zu werden, daß engliſche Vollblutpferde gegen Coſſaken und Araber mit Erfolg verſucht worden ſind und daß, wenn die Vollkommenheit der Reitkunſt darin beſteht, jedes beliebige Pferd über jedes beliebige Land zu reiten, kein Engländer ſich vor einer Probe zu ſcheuen braucht; indeß ſo wahr dies Alles ſein mag, es giebt doch ein Land, das zur Zucht von ſchnellen, kräftigen Pferden und zur Bildung von vorſichtigen, ſchlauen Jockeys ſo günſtig iſt, daß gar nicht unwahrſcheinlicherweiſe die beſten engliſchen Renner dort abgemattet und die gewandteſten Jockeys überliſtet werden würden.

Faſt über den ganzen Continent von Südamerika verbreitet iſt eine Pferderace von erſtem Range, nicht gerade groß, aber größer als die arabiſche, und ſchnell, ſtark, kräftig, unermüdlich und ſchön gebaut. In dieſem herrlichen Lande wechſelt die Race etwas nach der Natur des Klima's, doch kommen ſie alle von demſelben Stock, der berühmten andaluſiſchen Race, die von den Spaniern eingeführt wurde und in Spanien ſelber gegenwärtig beinahe erloſchen iſt.

Auch die Art und Weiſe zu reiten iſt verſchieden. Die Araucan-Indianer, wahre Centauren, die mit ihren Roſſen Alles machen

können, nur nicht ſpringen, was ſeltſamerweiſe in Südamerika überhaupt Niemandes Sache iſt, reiten auf der bloßen Decke. In Peru und der öſtlichen Banda beſteht der Sattel aus Kiſſen, die bei Nacht das Bett des Reiters bilden. In Mexico iſt der alte, mit Silber reichlich verzierte Sattel aus der Ritterzeit noch in allgemeinem Gebrauch.

Wiewohl aber die ſüdamerikaniſchen Reiter von einem niedrigen Gehäge oder von einem ſchmalen Graben aufgehalten werden, ſo haben ſie doch, da ſie faſt beſtändig auf dem Pferde leben, einige Exercitien, welche, wenn man ſie beſchreibt, beinahe unglaublich ſcheinen. Ihre Leiſtungen mit dem Laſſo ſind oft beſchrieben worden; der Torrador iſt ein Hauptſtück, welches in Mexico ſehr gewöhnlich gemacht wird und darin beſteht, daß der Reiter den Schwanz eines wilden Stieres ergreift und in vollem Galopp durch einen geſchickten Ruck den Stier zu Boden wirft; und eine dritte Gewohnheit, die bei Wettrennen ſowohl in Mexico wie in Peru für ganz ehrlich Spiel gehalten wird, iſt die, den Gegner aus dem Sattel zu werfen, indem man im Vorbeireiten das Knie unter ſeine Wade ſtößt. Vor einigen Jahren kam bei Montevideo ein Beiſpiel vor, daß die Südamerikaner bei einem Wettrennen und zwar gerade auf dieſe eigenthümliche Weiſe von einem engliſchen Seemann geſchlagen wurden.

Dieſer Seemann war ein Sohn von Sir Arthur Paget, der eine hübſche Fregatte commandirte, welche bei Montevideo ſtationirte. Ein eben ſo enthuſiaſtiſcher und vollendeter Cavalier, wie nur ein Mitglied ſeiner Familie, pflegte er ſich in die Landestracht zu kleiden und ſich den Wettrennen anzuſchließen, welche allſonntäglich von den Landleuten gehalten wurden. Bei einer Gelegenheit wettete er mit einem großen, ſchwarzbärtigen Burſchen um eine Summe von 5 Unzen Gold. Der Landmann ſuchte ſeinen Knieſtoß bei dem Seemann

anzubringen, allein Paget war ihm überlegen, ſchleuderte ihn mit Heftigkeit auf den Boden und gewann ſeine Wette. Da den Landmann der Verluſt der Wette ſehr zu ſchmerzen ſchien, erbot ſich der Capitain, ihm dieſelbe zu ſchenken, wenn er ſeinen Schnurr- und Backenbart abſcheeren wollte. Dies wurde angenommen, indeß während die Zuſchauer dem Sieger ſtürmiſch applaudirten, jagten ſie den armen geſchlagenen und geſchorenen Landmann aus der Rennbahn.

Eines Tages erzählte ich dieſe Geſchichte, die ich von einem Engländer, der Zuſchauer geweſen war, gehört hatte, einem meiner Freunde, dem Ritter von Löwenſtein, der vor einigen Jahren Mexico beſuchte, da theilte er mir folgende Geſchichte von einem mexicaniſchen Pferde mit, die ich für ſo originell und merkwürdig halte, daß ich ſie, ſo weit mein Gedächtniß reicht, mit ſeinen eignen Worten wiederzugeben ſuchen will.

„Als ich mich," erzählte er, „im Dezember 1838 in der Stadt Mexico aufhielt, war die ganze Bevölkerung in einer Aufregung, wie ſie ſich gewöhnlich nur bei Stier- und Hahnenkämpfen äußert, und zwar durch eine Wette in Betreff zweier Pferde, die einem mexicaniſchen Colonel und einem franzöſiſchen Doctor gehörten, einem Doctor, ſage ich, wiewohl es ihm wahrſcheinlich ſchwer geworden ſein würde, ſein Diplom aufzuweiſen; indeß dies war eine Kleinigkeit in einem Lande, wo nichts einen beſſern Erfolg ſichert, als unwiſſende Unverſchämtheit. Die Wette betrug 8000 Dollars und das Rennen ſollte in einer langen Allee des Almeden oder der Promenade ſtattfinden.

An dem verhängnißvollen Tage, den 12. Dezember, beſtieg ich mein Pferd und galoppirte fort nach der Garita, um zur angeſetzten Stunde, 12 Uhr, an Ort und Stelle zu ſein. Die Straße wimmelte von Menſchen, und alle Stände der Geſellſchaft von Mexico waren

dabei vertreten. Kutſchen nach dem Muſter der des Lord-Mayors von London zur Zeit Georgs III., bedeckt mit Vergoldungen und mythologiſchen Gemälden, rollten ſchaukelnd die Chauſſee entlang, gezogen von zwei ungeheuern Maulthieren in prächtig verziertem Silbergeſchirr, die Schweife nach mexicaniſcher feinſter Mode in ſchöne Beutel eingebunden, und gelenkt von einem maleriſchen Poſtillion mit breitem Hute. Sie waren heute mit der doppelten Anzahl beſetzt und es ſaßen darin ſechs ſchwarzäugige Donnas in vollem Schmuck mit Blumen und Diamanten und im Munde die ewigen Cigaritos haltend. Ihnen zur Seite ritten die Cavaliers in weißen Jacken, breiten Biberhüten und die Extremitäten mit Silberborden und Leder bedeckt. Zu Fuß ſah man die Leperos, die zerlumpten Lazaronis dieſes Landes, ſchreiend, kreiſchend und zankend, und die ruhigern Indianer mit nackten Beinen und Kopf und Schultern in die farbigen Serapes eingehüllt, die in Mexico ſo allgemein getragen werden, wie in Schottland die Plaids.

Als ich ankam, wurden die Pferde gerade an den Auslaufpfoſten gebracht. Das des Colonel war ein ſchöner Brauner, etwa 15 Hand hoch, ein berühmter Renner, und wenn man ihn allein ſah, würde man große Hoffnung auf ihn geſetzt haben; als aber das des Franzoſen kam, hielt ich die Wette bereits für gewonnen. Niemals hab' ich ein ſchöneres Thier geſehen: milchweiß, etwa 15½ Hand hoch, der Kopf von der Bildung der feinſten arabiſchen Race und das Auge voll Feuer; es war das Eigenthum eines berühmten indianiſchen Häuptlings geweſen. Es kam bäumend und ſchäumend in die Bahn und gewährte völlig den Anblick deſſen, was es war — eines Wüſtenroſſes.

Die Jockeys, zwei Bauern in den weiten, bordirten Beinkleidern des Landes, mit weißen Hemden, nackten Füßen und bunten Tüchern

um den Kopf, sahen mit ihren Schnurrbärten und dunklen Gesichtern aus wie ein Paar übermäßig große Affen in [illegible]. Die Pferde sollten ohne Sattel geritten werden.

Ich nahm es für ausgemacht an, daß die Geschichte ein Paar Minuten dauern würde; doch ich hatte noch die unendliche Schlauheit der Mexicaner und die Geheimnisse der mexicanischen Rennbahn kennen zu lernen.

Als der Colonel sah, daß er die Katz' im Sack gekauft und einen schlechten Handel gemacht habe, beschloß er sich das Privilegium zu bedienen, daß eine unbegrenzte Zahl von falschen [illegible] gestattet, indem in Mexico die Zahl völlig von der Neigung des Pferdes und des Reiters abhängt, der nicht rennen will.

Das Zeichen wurde gegeben, die Pferde liefen [illegible] Schritte, da auf einmal lautes Geschrei — der Mexicaner wird angehalten — viel Hin- und Herreden — und die Pferde gehen ruhig zu den Auslaufstellen zurück. Nach Verlauf einiger Zeit wiederholte sich das [illegible] immer wieder in immer größeren Zwischenräumen. Einmal gab mir ein lautes Geschrei einige Hoffnung, doch nein, es war bloß ein Wortkampf und es [illegible] zwischen den beiden interessanten Jockeis einige Püffe und Stöße.

Das Beste von dem Spaße war der Umstand, daß Niemand dieses Hin- und Herreiten, das [illegible], das leichte Galoppiren, das Anhalten, das [illegible] und das [illegible] nur im Geringsten für etwas Ungewöhnliches zu halten schien. Die Damen lehnten an den Fenstern und lachten in ihrem [illegible] — der Eigenthümlichkeit der mexicanischen Damen — nach dem letzten Cigarrito; die Männer [illegible] in ihre Mäntel gehüllt umher, und die Leperos und Indianer vergnügten sich auf ihre eigene Hand.

Absatz. Lorem ipsum dolor sit amet, consectetur adipiscing elit, sed do eiusmod tempor incididunt ut labore et dolore magna aliqua. Ut enim ad minim veniam, quis nostrud exercitation ullamco laboris nisi ut aliquip ex ea commodo consequat. Duis aute irure dolor in reprehenderit in voluptate velit esse cillum dolore eu fugiat nulla pariatur. Excepteur sint occaecat cupidatat non proident, sunt in culpa qui officia deserunt mollit anim id est laborum. Sed ut perspiciatis unde omnis iste natus error sit voluptatem accusantium doloremque laudantium, totam rem aperiam, eaque ipsa quae ab illo inventore veritatis et quasi architecto beatae vitae dicta sunt explicabo. Nemo enim ipsam voluptatem quia voluptas sit aspernatur aut odit aut fugit, sed quia consequuntur magni dolores eos qui ratione voluptatem sequi nesciunt. Neque porro quisquam est, qui dolorem ipsum quia dolor sit amet, consectetur, adipisci velit, sed quia non numquam eius modi tempora incidunt ut labore et dolore magnam aliquam quaerat voluptatem. Ut enim ad minima veniam, quis nostrum exercitationem ullam corporis suscipit laboriosam, nisi ut aliquid ex ea commodi consequatur? Quis autem vel eum iure reprehenderit qui in ea voluptate velit esse quam nihil molestiae consequatur, vel illum qui dolorem eum fugiat quo voluptas nulla pariatur? At vero eos et accusamus et iusto odio dignissimos ducimus qui blanditiis praesentium voluptatum deleniti atque corrupti quos dolores et quas molestias excepturi sint occaecati cupiditate non provident, similique sunt in culpa qui officia deserunt mollitia animi, id est laborum et dolorum fuga. Et harum quidem rerum facilis est et expedita distinctio. Nam libero tempore, cum soluta nobis est eligendi optio cumque nihil impedit quo minus id quod maxime placeat facere possimus, omnis voluptas assumenda est, omnis dolor repellendus. Temporibus autem quibusdam et aut officiis debitis aut rerum necessitatibus saepe eveniet ut et voluptates repudiandae sint et molestiae non recusandae. Itaque earum rerum hic tenetur a sapiente delectus, ut aut reiciendis voluptatibus maiores alias consequatur aut perferendis doloribus asperiores repellat.

Aphorismen über Falkenjagd.

Die sogenannte „gute alte Zeit", das Mittelalter, [illegible]

[illegible]

böſen Ahnungen und Befürchtungen bei Seite ſchieben. Die neue Mode ſei willkommen, wie jede andere ſchöne Mode, wenn ſie für uns Jäger auch etwas Erfreuliches bringt. Und — hoffentlich bringt ſie uns die Falkenjagd zurück, die herrliche, heitere, ritterliche, — edelste Falkenjagd.

Welche belebte, fröhliche Bilder drängen ſich bei dem bloßen Namen vor meine Phantaſie! — Die hellſtrahlende Junimorgenſonne lächelt auf die im ſchönſten Schmucke prangende Erde nieder. Leichter Duft ſchwebt über Wälder und See'n. Die Zinken eines herrlichen Schloſſes glänzen im Strahl der Sonne. Eins dieſer Zinken öffnet ſich und in langgehaltenen, melodiſchen Tönen erſchallt aus ihm der Ruf eines Hochwohlgeborenen. Wie durch Hörner Jerichos wird dadurch der bisher noch ſtille Schloßhof belebt. Feurige Roſſe und reichgeſchmückte Reiter tanzen ungeduldig an der Hand der Stallknechte. Munterer Hunde bellen freudig dem heitern Morgen entgegen. Falkeniere tragen die mit Kappe und Schellen verſehenen königlichen Vögel aus dem Falkenhaus und ſetzen ſie auf den Rasenplatz. Auch die Gebieter haben ihren Platz in der Schloßhöfe mit der Faust ihrer Lieblinge vertauſcht. — Endlich öffnet ſich die Hauptthür des Schloſſes und auf der großen Treppe erſcheint die hohe Burgfrau in reichem Jagdgewande, gefolgt von lieblichen Fräuleins und kräftigen, gewandten Junkern, die ſich beeilen, den Damen in den Sattel zu helfen. Jede zarte Hand empfängt den Lieblingsfalken, an dem Liebkoſungen verſchwendet werden, um die ihn mancher der edlen Herren beneidet. Unter fröhlichem Jagdruf und munterem Hundegebell zieht der bunte, pompöſe Zug zum Thore hinaus und der Ebene zu, wo, wie eben ſo viele Spiegel, zahlreiche mit Röhricht umſtandene Seen und Weiher den Jägern entgegenblinken.

Wem gelten dieſe Vorbereitungen? Was will dieſer ſtattliche Zug? Nach welcher koſtbaren Beute trachten dieſe zierlichen Jägerinnen und Jäger? — Es gilt dem trübſeligen Einſiedler, dem ſcheuen, mürriſchen Reiher.

Da ſitzt er mit eingezogenem Hals traurig am Ufer, von Weitem anzuſehen wie ein weißgrauer Stein, und ſchaut verdrießlich auf das Waſſer, auf die ſpielenden Fiſche, die ſeiner Trägheit und Ungeſchicklichkeit zu ſchnell und zu flug ſind. Sein langer ſpitzer Schnabel ſtarrt gerade hinweg, eine drohende Lanze. Jetzt rauſcht es im Rohr. Die raſchen Hunde erwecken ihn aus ſeiner Apathie. Der Hals verlängert ſich unendlich; es erfaßt ihn Angſt und ſchnell erhebt er ſich in die blaue Luft. Jubelnder Jagdruf begrüßt ſein Erſcheinen. Von der Hand der Burgfrau erhebt ſich der Falke, der mit ſcharfem Auge ſogleich ſeine Beute erſpäht hat und mit kräftigen Flügelſchlägen ſie einzuholen ſtrebt. Unendliche Angſt erfüllt das feige Herz des Reihers;

mächtig ſtreicht er aus, um den ſchützenden Wald zu erreichen. Doch vergebens. Ein zweiter aufgeworfener Falke zwingt ihn ſich höher in die Luft zu erheben und endlich entſpinnt ſich der Kampf. Die Verzweiflung giebt dem feigen Goliath Muth und er wehrt ſich ſo gut er kann mit ſeinem langen, ſpitzigen Schnabel gegen die ſcharfen Waffen ſeiner kleinen, aber deſto muthigeren Feinde. Lange bleibt der Sieg unentſchieden und immer höher ſteigen die Kämpfenden, ſo daß ſie den Augen der Zuſchauer faſt entſchwinden.

Ein freudiger Jagdruf begrüßt das Aufwerfen des dritten Falken, des alten erprobten Geierfalken. Wie ein Pfeil erhebt er ſich in der Luft und ſchwebt bald über den Kämpfenden. Mit ſicherem Auge hat er den richtigen Fleck erſpäht und ſtürzt nun wie ein Blitz auf den Reiher. Dieſer erlahmt von dem kräftigen Stoß und gefolgt von ſeinen Ueberwindern ſinkt er ins grüne Gras, zur Erde nieder. Schnell eilen die Junker herbei, um ihn aus den ſcharfen Krallen der Falken zu befreien und bieten die noch lebende, nur ſehr erſchrockene Beute der ſchönen Gebieterin. —

Doch — mögen Novellendichter ſolche Bilder weiter und mit glühenderen Farben ausführen, als ich es vermag. Meine Abſicht iſt es hier allein, den Leſern des Sporting-Almanachs Einiges über das Hiſtoriſche und über die Ausübung der Falkenjagd zu erzählen, wie ich es hin und wieder geleſen und behalten habe. Da ich keine zuſammenhängende Geſchichte der Falkenjagd zu geben vermag, ſo muß ich ſchon bitten, für jetzt mit dieſen Aphorismen fürlieb zu nehmen. Im nächſten Jahre kann ich vielleicht mehr mittheilen, wenn mein ſehr verehrter Freund, Herr A. H. Verſter van Wulverhorſt, Jagdinſpector des Königreichs Holland, ſein Werk über Falkenjagd herausgegeben haben wird. Seine auf dieſelbe bezüglichen Notizen, die in ſeinem Büchelchen: Geschiedkundige Aanteekeningen

over het Jagtwezen etc. enthalten ſind, und andere, die er mir ſchriftlich zuſchickte, habe ich indeſſen dankbar benutzt.

Wie die Menſchen darauf kamen, ſich der Falken zur Jagd auf Flugwild zu bedienen, iſt eben nicht ſchwerer zu erklären, als der Gebrauch der Hunde zur Jagd auf vierfüßiges Wild. Der Gebrauch der letzteren iſt weit älter, wie es auch ganz natürlich iſt. Mit ihrer Hülfe konnten die Menſchen indeſſen nicht Vögel jagen, da dieſe, einmal aufgeſchreckt, ſich in die Luft erhoben und für Jäger und Hund verloren waren. Die Schießwaffen waren ſehr lange nicht vollkommen genug, um damit einen Vogel aus der Luft herab zu holen, wenigſtens bedurfte es dazu einer ganz außerordentlichen Geſchicklichkeit. Die nach dem ſchmackhaften Flugwild lüſternen Jäger mußten daher auf ein neues Mittel denken, deſſelben habhaft zu werden. Die Natur wies ihnen hierzu auch den Weg. Täglich ſahen ſie, wie die Raubvögel andre Vögel erlegten, und dies mußte den Wunſch rege machen, ſich erſtere, wie den Hund, dienſtbar zu machen.

Einen König Daucus, oder Danchus, nennt man als Erfinder der Falkenjagd. Wer aber dieſer König geweſen und wo er regierte, findet ſich nirgends angegeben. Andere nennen Lelius Strabo als den Erfinder. Die Kunſt Falken abzurichten iſt aber uralt und weit älter, als manche neuere Schriftſteller angeben. Man kannte ſie ſchon zur Zeit der Belagerung von Troja. Als die Griechen dieſe Stadt erobert hatten, nahmen ſie aus derſelben abgerichtete Vögel mit; allein da ſie nicht die Kunſt verſtanden, dieſe zu gebrauchen, ſo legten ſie nicht großen Werth darauf und ließen ſie bald wieder fliegen.

Hieraus ſcheint hervorzugehen, daß wir den Urſprung der Falkenjagd im Orient zu ſuchen haben, wofür noch manche andre Gründe

ſprechen und unter andern der, daß ſie dort fortwährend hochgehalten wurde und noch jetzt bei den orientaliſchen Völkern in dem höchſten Anſehen ſteht. Sultan Bajazet hatte nicht weniger als ſiebentauſend Falkeniere und ein guter Falke war für ihn ein Schatz. Als der Graf von Nevers von ihm gefangen genommen war, ſchlug er jedes Löſegeld aus, ließ ſich aber endlich doch bewegen, ihn für zwölf isländiſche weiße Falken freizugeben, die ihm der Vater des Gefangenen, der Herzog von Burgund, zuſchickte. Doch nicht allein bei den orientaliſchen, auch bei den abendländiſchen Fürſten ſtand ein guter Falke in hohem Werth. Als König Philipp Auguſt im erſten Kreuzzuge vor Ptolemais landete, zogen die ſchönen Falken, welche er mit ſich führte, die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich. Einer derſelben entkam den Händen ſeiner Wärter und ließ ſich auf den Wällen von Ptolemais nieder. Die ganze chriſtliche Armee kam in Bewegung, um den flüchtigen Vogel wieder zu erlangen; allein die Muſelmänner fingen ihn und brachten ihn zu Saladin. Als dies Philipp Auguſt hörte, ſandte er ſogleich einen Geſandten an den Sultan ab, der demſelben für den Falken ein Löſegeld bieten mußte, wie es zur Befreiung mehrer berühmter Krieger hinreichend geweſen wäre.

Wann die Falkenjagd in Europa bekannt wurde, kann man nicht mit Beſtimmtheit angeben. Nur ſo viel iſt gewiß, daß ſie die Deutſchen ſchon früher als die Römer kannten, was befremdend iſt, da doch die Letzteren weit früher mit den orientaliſchen Völkern in Berührung kamen, als die Deutſchen. Dieſe waren vor allen Völkern wegen ihrer Geſchicklichkeit in der Abrichtung der Falken berühmt. König Ethelbert von England ließ den heiligen Bonifacius, der bekanntlich ein engliſcher Mönch war, bitten, ihm aus Deutſchland einige Falken zur Kranichbeize zu ſchicken, da dergleichen in England nicht zu finden waren.

Dieſer heilige Bonifacius, welcher der Apoſtel der Deutſchen genannt wird, muß ein wunderlicher Heiliger geweſen ſein, der ſich viel mit Frauenzimmern und Vögeln abgab. Von erſtern ſollen ihn immer eine ziemliche Anzahl auf ſeinen Zügen begleitet haben, unter ihnen eine engliſche Nonne, Lieba, die er ſpäter im Kloſter zu Fulda unterhielt und mit der er auch in einem Grabe zu liegen wünſchte. In Arnold's Kirchen- und Ketzerhiſtorie heißt es von dieſem Bonifacius: „Summa, die Verſtändigen halten ihn mit Wahrheit vor einen rechten anti-chriſtiſchen Pfaffen, wie ihn die Hiſtorici beſchreiben, und vor ein Glied des Thieres in der Offenbarung Johannis.“ —

Seine Kenntniß der Falken unterſtützte den heiligen Bonifacius indeſſen bei ſeinem Bekehrungswerke. Er ſchenkte nämlich dem ſächſiſchen Könige Ethelbald zwei herrliche, vortrefflich abgerichtete Falken. „Bei Theut!“ rief der König, „dieſer Mann, der ſich ſo gut auf die Falkenzucht verſteht, muß auch gut predigen.“ Er hörte ihn und ließ ſich taufen.

Bei der Jagd mit Falken ſuchte man mehr das Vergnügen, als Beute und dies iſt wohl der Grund, weshalb ſie nur von den Vornehmſten betrieben wurde. Bald ward ſie ein ausſchließliches Privilegium des Adels, und nur die Geiſtlichkeit, die in keiner Beziehung hinter dem Adel zurückſtehen wollte, erlaubte ſie ſich ebenfalls, obwohl Concilien, Päpſte und Könige dagegen eiferten. — Ein Falke auf der Fauſt war ein Zeichen des Adels geworden und daher kam es, daß man faſt keinen Edelmann ohne Falken ſah. Das Federſpiel war unzertrennlich von ſeinem Gebieter und begleitete ihn zu jedem Bankett, in den Krieg und ſelbſt in die Kirche. Als König Eduard von England auszog, um Frankreich zu erobern, nahm er ein großes Jagdgefolge mit; unter anderen dreißig Falkeniere zu Pferde, welche

Vögel trugen, ſechzig Koppeln Windhunde und eben ſo viel Jagdhunde. Ebenſo hatten die dem Könige folgenden engliſchen Edelleute ihre Falken und Hunde bei ſich.

Die Biſchöfe erſchienen in der Kirche faſt immer mit dem Falken auf der Fauſt, und während ſie den Gottesdienſt verrichteten, ſetzten ſie ihre Vögel auf die linke Seite des Altars. Sie hatten dieſe Mode angenommen, weil der Adel dieſelbe als ein Recht betrachtete. Dieſer ſetzte ſeine Falken auf die rechte Seite des Altars, welche er als die Ehrenſeite betrachtete. Die Geiſtlichen wußten die Sache aber ſchlau genug zu drehen und gaben der ihnen übrig bleibenden linken den Vorzug, indem ſie ſagten: dieſe ſei die Seite, wo das Evangelium läge. Die Feierlichkeit der Meſſe mag durch das durchdringende Geſchrei der Falken, welches die geiſtliche Muſik und die heiligen Geſänge unterbrach, eben nicht ſehr begünſtigt worden ſein.

Im Mittelalter war die Erziehung des Adels von der unſerer Zeit ſehr verſchieden. Wiſſenſchaftliche Kenntniſſe zu erlangen hielt er unter ſeiner Würde; ja er ſetzte ſogar einen Stolz darin, nicht ſchreiben zu können und wurde dies als eine charakteriſtiſche Eigenſchaft eines Edelmanns betrachtet, wie aus manchen Urkunden jener Zeit hervorgeht. Man findet unter den altfranzöſiſchen Acten der Notare folgende Formel: „Et ledit seigneur n'a point signé, parce qu'il ne sait pas écrire, *attendu sa qualité de gentilhomme.*“ Dieſe Ritter, die einen Ruhm darin ſetzten, nicht leſen noch ſchreiben zu können, würden es für eine tödtliche Beleidigung gehalten haben, wenn man an ihrer Kunſt als Jäger gezweifelt hätte. Uebung in den Waffen und in der Jagd — darin beſtand die damalige Erziehung des Adels.

Jetzt erwirbt man ſich die Gunſt der Damen dadurch, daß man ein guter Sänger, oder Tänzer iſt; damals gab es dazu kein beſſeres

Mittel für einen Edelmann, als wenn er es verſtand, einen Falken wohl abzurichten; denn großen Antheil an der Liebe zur Falkenjagd hatte wohl der Umſtand, daß die Damen ihr beiwohnen konnten. — Die Frauen hatten im Mittelalter wenig Freiheit und waren meiſtens ſtrenge von den Männern geſondert; die Baize führte ſie zuſammen. Eine Falkenjagd vertrat die Stelle unſerer heutigen Bälle. Jeder Ritter engagirte ſich dazu eine Dame, die ſich ſeines Falken bediente. Für ſie war es eine Ehrenſache, daß ihr Falke mehr Beute machte und ſich wackerer zeigte, als der ihrer Geſpielinnen. Wie jetzt die Damen ein freundliches Geſicht machen, wenn ſie ein zierlicher, flinker Tänzer engagirt, ſo wurde auch damals ein Ritter, der einen wohldreſſirten Falken beſaß, wohl aufgenommen. Sein Amt war es bei der Jagd, der Dame den Vogel auf die Hand zu ſetzen, wenn ſich ein Wild zeigte; den Falken durch Zuruf zu ermuntern, ihm die Beute abzunehmen und ſeiner Gebieterin zu überliefern.

Daher kam es denn auch, daß ein Falke außerordentlich hoch in Ehren gehalten wurde. Er ſtand in gleichem Rang mit dem Schwerte. Weder dies, noch der Falke durfte als Ranzion, noch als Unterpfand gegeben werden. Auf Grabſteinen, Monumenten und Siegeln aus jener Zeit, auf denen adelige Perſonen abgebildet ſind, ſieht man dieſe faſt niemals ohne ihren Falken. Die reichen Bürgerfrauen, welche die Edeldamen darum beneideten, daß ſie einen Falken mit in die Meſſe nehmen durften, ſetzten dafür einen Papagei auf ihre Hand, da ſie es nicht wagen durften, einen Falken zu tragen.

Ich werde die beſte Gelegenheit haben, einige charakteriſtiſche, die Falkenjagd betreffende hiſtoriſche Notizen zu geben, wenn ich einige Könige und Fürſten aufzähle, welche große Liebhaber jeder Jagd und beſonders der Falkenjagd waren. Aus den von ihnen gegebenen Geſetzen, aus ihren Handlungen, aus ihrem Jagdetat, läßt ſich am

beſten beurtheilen, in welchem hohen Werth die Falkenjagd im Mittelalter ſtand. Meine Angaben in dieſer Beziehung werden freilich nichts weniger als geordnet oder erſchöpfend erſcheinen; allein ich verſprach gleich von vorn herein nur Aphorismen.

Die deutſchen Fürſten waren von jeher große Jäger, doch liebten ſie meiſtens mehr die beſtätigten Jagen mit Tüchern und Netzen, die ſchon unter Carl dem Großen im Gange waren. Der eifrigſte Liebhaber der Baize unter den deutſchen Kaiſern war Friedrich II., der ein Gelübde gethan zu haben ſcheint, jeden Tag zu baizen, denn nichts konnte ihn davon abhalten. Uebung macht den Meiſter und wußte denn auch Niemand in Allem, was die Jagd mit Falken betraf, beſſer Beſcheid, als der Kaiſer. Um ſeine Kenntniſſe und Erfahrungen in der edlen Falkenierkunſt nicht zu Grunde gehen zu laſſen, ſchrieb er ein eignes Werk darüber, welches für jeden Jäger von dem höchſten Intereſſe ſein muß. Dieſes wichtige Buch wurde 1788 von Profeſſor Schneider aufs Neue herausgegeben; der Titel lautet: Reliqua librorum Friderici II. Imperatoris de arte venandi cum avibus, cum Manfredi Regis additionibus. Accedunt Alberti M. capita de falconibus, asturibus et accipitribus; quibus annotationes addidit suas J. C. Schneider, cum fig. Lips. 1788.

In England ſtand die Falkenjagd ſchon in den älteſten Zeiten hoch in Ehren, wie aus der Stellung hervorgeht, welche der Oberjägermeiſter, oder Penbehogydd, am Hofe der alten Könige von Wallis einnahm. Er war der vierte Hofbeamte, hatte alle königliche Jagdbedienten und Falken unter ſich, und wurden ihm ganz beſondere Ehrenbezeigungen ſelbſt vom Könige erwieſen. Dieſer war durch ein Geſetz verpflichtet, beim Eintritt des Oberjägermeiſters aufzuſtehen und ihn zu empfangen. Bei gewiſſen Gelegenheiten mußte er ihm gar den Steigbügel halten. Ein anderes Geſetz ſchrieb dagegen vor,

daß der Oberjägermeiſter bei Tafel nur drei Mal trinken durfte, damit er ſich nicht betrinken und ſeine Falken vernachläſſigen möchte. Der Jägermeiſter, der über des Königs Jäger, Hunde und Jagdgeräthe geſetzt war, nahm erſt den zehnten Grad am Hofe ein, woraus zu ſehen, daß die Falkenjagd ſchon frühzeitig den Rang vor der mit Hunden behauptete.

Am genaueſten ſind wir von dem Jagdweſen im Mittelalter in Frankreich unterrichtet, da ſich zahlreiche, über dieſen Gegenſtand ausführlich handelnde Werke aus jener Zeit vorfinden. Das älteſte Jagdwerk in Frankreich iſt freilich hundert Jahr jünger, als das obengenannte des Kaiſers Friedrich II.; allein es iſt ausführlicher und behandelt alle Arten von Jagd, die damals — in der Mitte des 14. Jahrhunderts — gebräuchlich waren. Der Titel dieſes kürzlich von Elzéar Blaze aufs Neue herausgegebenen Werkes iſt: Le livre du roi Modus et de la royne Racio und iſt für den Geſchichtsforſcher ebenſo intereſſant wie für den Jäger.

Faſt alle Könige von Frankreich waren leidenſchaftliche Jäger und das Jagdweſen bildete ſich unter ihnen zur allerhöchſten Vollkommenheit aus. Ludwig IX., der Heilige, war ein großer Jäger. Er brachte von ſeinem Kreuzzuge eine Meute tartariſcher Hunde mit, deren Race ſich ſehr lange rein erhalten hat und mit welcher die Könige von Frankreich beſtändig jagten; ſie ſollten den Vorzug haben, nie von der Hundswuth befallen zu werden. Ebenſo führte der König eine ganz vortreffliche Falkenart aus der Berberei, die Tabarots, ein und wahrſcheinlich war es einer vor dieſer Art, der mit wunderbarem Muth und Geſchicklichkeit einſt einen Steinadler beſiegte, dieſen Sieg aber theuer bezahlen mußte. Ludwig IX. ließ ihn, weil er es gewagt, den König der Vögel anzugreifen, —

tödten. Mögen Andre in dieſer Handlung etwas Großes finden, ich nenne ſie eine königliche Bêtiſe.

Ludwig XI. war ſehr geizig; allein für die Jagd gab er ungeheure Summen aus. Er ließ ſich die ſeltſamſten Thiere aus fremden Ländern kommen, um ſie zu jagen, unter anderen Rennthiere, welche er das Stück mit viertauſend fünfhundert deutſchen Gulden bezahlte, eine für jene Zeit ſehr bedeutende Summe. Wer ſich bei ihm ganz beſonders empfehlen wollte, mußte ihm einen geſchickten Jäger, Falken oder Hund überlaſſen. Alle ſeine Hunde trugen auf ihrem Halsbande das königliche Wappen und auf den Schellen der Falken war es ebenfalls gravirt, oder in die Riemen geſtickt. Wehe dem, der einen im Walde verirrten Hund oder Falken nicht ſchleunigſt an den Hof lieferte; er wurde ohne Gnade gehängt. Ludwig XI. unterdrückte und demüthigte ſeinen Adel auf alle Weiſe und am meiſten dadurch, daß er ihm die Jagd ganz und gar unterſagte. Er wachte mit der äußerſten Strenge darüber, daß dieſes Verbot nicht übertreten würde, und um ſeiner Sache ſicher zu ſein, ließ er Hausſuchungen halten und Alles confiſciren und verbrennen, was einem Jagdnetze oder einer Jagdwaffe ähnlich ſah.

Zur Zeit dieſes blutdürſtigen und argliſtigen Fürſten war es in Frankreich kein Vergnügen auf die Jagd zu gehen, ſelbſt nicht für die nächſte Umgebung des Königs, oder für ſeine Jagdbeamten. Die Falkeniere thaten nur mit Furcht und Zittern ihre Pflicht, denn jeder Fehler, der bei der Jagd durch ihre Schuld vorfiel, wurde mit Gefängniß, oder mit dem Strick beſtraft.

Der Herzog Franz von der Bretagne ſollte aus der Türkei ſehr ſchöne Falken bekommen. Dies war Ludwig hinterbracht worden und augenblicklich beſchloß er, ſich dieſer koſtbaren Vögel zu bemächtigen. Er ließ daher mehrere Abtheilungen Soldaten in der Nähe

von Tours in Hinterhalt legen, die Tag und Nacht alle Wege bewachen mußten und es gelang auch richtig, ſich der Falken zu bemächtigen. Man ſagt, daß Ludwig an dieſem Tage zum Erſtenmal in ſeinem Leben lachte: „Bei unſrer lieben Frau von Clery," rief er, „was werden der Herzog Franz und ſeine Bretonen für Geſichter ſchneiden? Sie werden nicht wenig über den Streich falſch ſein, den ich ihnen ſpiele."

Die Jäger und Falkeniere lagen beſtändig in Streit. Beide behaupteten, ihre Kunſt ſei die ältere und edlere. Die Beweiſe, welche ſie zur Unterſtützung ihrer Behauptung vorbrachten, waren oft ſehr ſeltſamer Art und häufig aus der Bibel entlehnt. — Die Geſchäfte der Jäger und Falkeniere waren an Ludwigs Hofe ſtreng geſondert. Jagte er den Hirſch, ſo begleiteten ihn nur die erſtern; ging er dagegen „an den Fluß," d. h. auf die Baize, nur die letzteren. Eine Ausnahme machte er indeſſen zu Gunſten eines ſeiner Diener, Johannes Cabaſſol, der ein eben ſo geſchickter Jäger, als erfahrner Falkenier war. Er durfte ihn ſowohl zur Falkenjagd, wie zur Hirſchjagd begleiten. Dieſer ihm vom Könige gegebene Vorzug machte alle Jäger und Falkeniere zu Cabaſſols Feinden; ſie verbanden ſich zu ſeinem Untergang. Der Aberglaube mußte ihnen zur Erreichung ihres Zweckes dienen.

Cabaſſol war in der That ein in jeder Beziehung vollkommener Waidmann. Er verſtand ſich vortrefflich auf die Fährten, wie auf alle Liſten des Wildes, und die von ihm abgerichteten Falken gehorchten ihm wie Hunde. Die andern Jäger und Falkeniere waren weit entfernt, dies ſeiner größeren Geſchicklichkeit zuzuſchreiben; nein, er mußte durchaus im Beſitz übernatürlicher Kräfte ſein, welche ihm der Teufel gelehrt habe. Alle paßten nun auf, um einen Beweis für ſeinen Umgang mit Satanas zu finden, was in jener Zeit eben nicht

ſehr ſchwer hielt. Daß er im Lager einen Rammler von einer Häſin unterſchied, war für die unwiſſenden Jäger ſchon Beweis genug; allein es kam darauf an, den König zu überzeugen. Auch dies gelang. Ein junger Falkenier hatte Cabaſſol beim Umkleiden belauſcht und entdeckt, daß er, trotz ſeines Bartes — eine Frau und zwar eine ſchwangere Frau, zugleich aber auch ein Mann ſei!

Ein Schwefelgeruch mußte den König auf der Jagd aufmerkſam machen. Auf ſeine Frage, woher dieſer Geſtank wohl komme, antwortete man ihm, daß derſelbe ſehr natürlich ſei, da er ſich in Geſellſchaft des Teufels befinde. Nun platzte die Bombe. Cabaſſol mußte ſich auskleiden und alle ſahen mit Entſetzen, daß der junge Falkenier recht geſehen hatte. Aerzte und Hebammen wurden ſogleich conſultirt, um ihn zu unterſuchen und es wurde dann erkannt, daß Cabaſſol zweierlei Geſchlechtstheile beſaß, de chacun d'iceulx se aida tellement qu'il devint gros d'enfant *). — Die Richter entſchieden, daß der Teufel allein ein ſo großes Verbrechen begehen könne und der Hermaphrodit wurde verbrannt **). —

Solch Geſchöpf hat vielleicht noch Niemand von meinen Leſern geſehn; ich auch nicht; allein König Ludwig muß darin beſonderes Glück gehabt haben, denn ihm wurde einſtmals noch eine andre menſchenähnliche Curioſität präſentirt, von deren Exiſtenz in früheren Zeiten viel erzählt wurde, nämlich ein Cynocephale. „Er hatte einen Hundekopf; die andern Theile des Körpers waren wie die eines Mannes. Sein Rücken war behaart; er hatte einen Schwanz und ſetzte ſich und aß wie wir. Penis ejus erat immoderata magnitudine, gaudebat cum puellis et mulieribus quod istae multum diligebant" ***).

*) Les chroniques du roy Loys XI., par Philippe de Commines, tome II, p. 103.

**) Elzear Blaze, Chasseur Conteur.

***) Pongerius, Spectaculum naturae. lib. XXI. c. CXXVI.

Unter den Nachfolgern Ludwigs XI. bildete ſich die Falkenjagd immer mehr aus und der dabei herrſchende Luxus überſteigt faſt allen Glauben. Der ritterliche König Franz der Erſte war ein ſo leidenſchaftlicher Jäger, daß man ihm den Titel „père de la vénerie“ beilegte. Sein Ehrgeiz konnte es nicht ertragen, daß irgend ein Hof den ſeinigen an Pracht in Bezug auf die Jagd übertraf und er gab ungeheure Summen dafür aus. Ein guter Jäger oder Falkenier zu ſein, war bei ihm eine ſehr gewichtige Empfehlung und oft gelangten Edelleute, die eben keine weiteren Verdienſte hatten, zu den höchſten Stellen, was viel Unzufriedenheit erregte. Sein Günſtling Brion verdankte dem Umſtande, daß er ein tüchtiger Falkenier war, einen großen Theil ſeines Einfluſſes. Der König überhäufte ihn mit Gnadenbezeigungen und der ſtolze Günſtling ermangelte nicht, durch ungeheuern Aufwand zu verrathen, welche große Summen er empfing. Er war ein gewöhnlicher Edelmann und jüngerer Sohn ſeines Hauſes und dennoch unterhielt er ſechzig Pferde in ſeinem Stalle, die einzig und allein zu ſeiner Falkonerie gehörten.

Der Marſchall von Fleuranges hat uns in ſeinen Memoiren genaue Nachweiſungen über den Jagdetat des Königs Franz I. hinterlaſſen. Laſſen wir ihn ſelbſt reden: „Die Falkonerie des Königs ſteht unter einem Groß-Falkenier, René de Goſſé, einem achtbaren Edelmann aus gutem Hauſe, der außer dieſer ſchönen Stelle noch mit der des erſten Vanetier von Frankreich bekleidet iſt. Der Groß-Falkenier, deſſen Gehalt ſich auf viertauſend Gulden beläuft, hat fünfzig Edelleute mit fünf oder ſechshundert Livres und fünfzig Hülfsfalkeniere mit zweihundert Livres Gehalt unter ſich; er iſt es, der dieſe verſchiedenen Stellen beſetzt. Seine Jagdequipage beläuft ſich auf dreihundert Falken; er darf im Bereich des ganzen Königreiches jagen wo er will; er erhebt eine Abgabe von allen Vogelverkäufern, welche bei Strafe

der Confiscation ihrer Waare keinen einzigen Falken weder in irgend einer Stadt, noch an den Hof ohne seine Erlaubniß verkaufen dürfen. Die Falkonerie folgt dem Könige überall hin, ebenso wie seine Jägerei.

„Die Jäger und Falkeniere haben unter sich eine sehr seltsame Sitte. Sobald Kreuzeserfindung (3. Mai) gekommen ist, welches die Zeit (?) ist, wo die Falken in die Mauser treten, jagen die Jäger, welche alle grün gekleidet, mit ihren Hörnern versehen und mit grünen Gerten bewaffnet sind, die Falkeniere vom Hofe, denn nun beginnt die Zeit für die Hirschjagd; kommt aber Kreuzeserhöhung (14. September), dann jagt der Groß-Falkenier seinerseits die Jäger, welche dann ihre Hunde im Zwinger halten müssen; denn die Hirsche taugen nichts mehr. Der jetzt regierende König (Franz I.) hält es ganz anders und jagt Winter und Sommer und findet mehr Vergnügen an der Jagd, als an der Falknerei, deren Kosten sich auf sechsunddreißig tausend Francs belaufen kann, den Gehalt des Groß-Falkeniers nicht mit eingerechnet." — Bei Angabe dieser Summen muß man nur stets im Auge behalten, daß das Geld damals einen viel höheren Werth hatte, als heutzutage. Der galante Franz I. war es auch, der die Damen mit zur Jagd heranzog und „la petite bande des dames" bildete, die aus seinen Lieblingen unter den Schönen bestand, wie Brantôme erzählt.

Carl IX. war ein leidenschaftlicher Jäger, der aber die Falkenjagd weniger geliebt zu haben scheint. Er schrieb ein Buch über die Jagd (La chasse royale de Charles IX.) und seinen frühzeitigen Tod schreibt man theils seiner Leidenschaft dafür und — für die Frauen zu, was zu folgender Grabschrift Veranlassung gab:

Pour aimer fort Diane et Cythère aussi
L'une et l'autre m'ont mis dans ce tombeau ici.

So viel Beispiele von der Liebhaberei verschiedener Fürsten zur

Baize noch anzuführen wären, ſo will ich doch davon abbrechen, um nicht zu weitläuftig zu werden und nur einige Bemerkungen über die Jagdluſt der Geiſtlichkeit im Mittelalter machen. Auf verſchiedenen Concilien wurde den Geiſtlichen die Jagd völlig unterſagt, oder der dabei von ihnen gemachte Aufwand beſchränkt; allein alte Chronikenſchreiber verſichern, daß die Cardinäle und Biſchöfe geradeswegs aus den Sitzungen, in denen dieſe Verbote erlaſſen wurden, auf die Jagd oder Baize zogen. — Selbſt mehrere Päpſte waren groſſe Jäger, wie Pius II., Julius II. und Leo X.

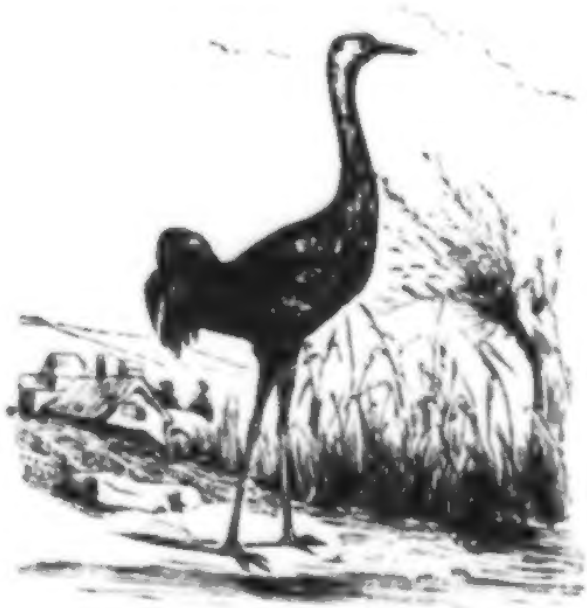
Un illustre héritier des nobles Médicis,
Le héros de son temps, le pape Léon dix,
Chaque automne autrefois oubliait dans Ferrare
Avec quelques oiseaux le poids de la tiare.

Pius II., Aeneas Silvius, hat ſelbſt ein Werk über die Jagd: de studio venandi geſchrieben. Julius II. jagte alle Tage und beſtrafte die geringſten Fehler ſeiner Falkeniere ſehr ſtrenge, wie ſich denn überhaupt die Geiſtlichen durch ihre Grauſamkeit gegen Wilddiebe und dergleichen Leute, die ihre Jagdluſt ſtörten, auszeichneten. Ein Biſchof von Auxerre ließ 1531 einen ſeiner Jagdleute kreuzigen, weil er Falken verkauft hatte. — Martinet d'Auvergne geiſſelt in den Vigilien über den Tod Carls VII. die Geiſtlichen tüchtig wegen ihrer Jagdluſt:

Ne en ce temps n'estoit point de memoire
De tant de bulles, ne de prothonotoires,
Qui ont huit, neuf dignitez ou prebendes,
Grands abbayes, prieurés et commandes;
Mais qu'en font ils? ils en font bon chière;
Qui les dessert? ils n'en se soucient guerre;
Qui fait pour eulx? un autre tient leur place;
Mais où vont ils? ils courrent à la chace;

Et qui chante? ung ou deux pauvres moynes.
Et les abbez? ils auraient trop de peine;
De contempler? ce n'est pas la manière;
Et du service? il demeure derrière;
Ou va l'argent? il va en gourmandise;
Et du conte? sont les biens de l'Eglise;
Et les offrandes? en chiens et en oyseaulx;
Et des habits? ils sont tous damoyseaulx;
Et les rentes? en baings et en luxure;
De prier Dieu? de cela n'en a cure . . . . .
Où charité? elle est en pelerinage;
Et aumosne? elle va en voyage;
Hé que fait Dieu? il est bien aise ès cieulx;
Hé quoi! dort il? l'en n'en fait pis ne mieulx.
Et monasteres, en lieu de librairie,
Hé qu'y a t il? une faulconnerie.

Zur Baize gebrauchte man jedoch nicht allein Falken, ſondern auch Hunde und zwar zweierlei Art. Erſtlich Vorſtehhunde oder Stöberhunde, welche das Wild aufſuchten, und Hetzhunde, die es fingen, wenn es der Falke zur Erde gebracht hatte, wie er es mit allen ſtärkern Vögeln machen mußte, ſo zum Beiſpiel mit dem Kranich,



den man ebenſo gern baizte, als den Reiher. Als Vorſtehhunde oder Stöberhunde gebrauchte man gewöhnlich die kleinen ſpaniſchen Wachtelhunde, die noch jetzt als Stubenhunde in ganz Deutſchland beliebt ſind und von den Engländern noch immer auf der Jagd gebraucht werden. Zum Fangen des Wildes dagegen verwandte man Windſpiele oder leichte Hetzhunde. Auf zwei Gemälden von Querfurt, Falkenjagden vorſtellend, die ich beſitze, bemerke ich jedoch nur Wachtelhunde und ſcheinen demnach die Fanghunde wenigſtens nicht unumgänglich nöthig geweſen zu ſein. Einzelne Jäger jagten auch wohl

häufig nur mit dem Falken und nahmen ſich ſelbſt die Mühe das Wild aufzujagen. — Damit meine Aphorismen nicht noch umfänglicher werden, eile ich zum Schluß und will nur noch Einiges über die Falken ſelbſt, die Art ihres Fanges und ihrer Abrichtung ſagen.

Die Falkenjagd zerfällt in zwei Abtheilungen *), in den hohen Flug (haute volerie) und in den niedern Flug (basse volerie oder autourserie). Dieſe Abtheilungen bilden ſich nach der verſchiedenen Art der Raubvögel, die man zur Baize anwandte. Zum hohen Flug gehören diejenigen, deren Flügel über das äußerſte Ende des Schwanzes hinwegreichen und die von oben herunter pfeilſchnell aus der Luft auf ihre Beute ſtürzen. Der vorzüglichſte Falke dieſer Art iſt der Geierfalke, isländiſche Falke (Falco islandicus *Lath.*), der beſonders geſchätzt wurde, wenn er weiß war. Ferner gehören zum hohen Flug der Blaufuß (F. Lanarius), der gewöhnliche Edel- oder Wanderfalke (F. Peregrinus *Linn.*), zu dem der ſchwarze Falke und der Tuniſtaan der Falkeniere zu zählen iſt; dann der Baumfalke (F. Subbuteo *Linn.*) und der Steinfalke (F. Aesalon. *Gmel.*).

Zum niedern Flug gehören diejenigen, welche ſehr kurze Flügel haben, die ihre Beute in einer mehr horizontalen Linie von hinten oder von der Seite angreifen. Der Habicht (F. Palumbarius *Linn.*). Hierzu gehört vielleicht der Gentil der Falkeniere und vielleicht auch der Faux perdrieu. — Der Sperber (F. Nisus *Linn.*). Das Männchen von dieſer Art iſt der Mosket der Falkeniere. Bei allen dieſen genannten Arten, mit Ausnahme des Baum- und Steinfalken, ſind die Weibchen merklich größer als die Männchen,

*) Siehe: Geſchiedkundige Aanteekeningen over het Jagtwezen etc. door A. W. Baron van Wulverhorst. Amsterdam, L. van der Vinne. 1860.

weshalb ſie denn auch wegen ihrer größeren Stärke mehr als die letzteren geachtet werden, welche man Tertſels (Tiercelets) nennt. Die zum hohen Flug gehörenden Arten brauchte man zur Jagd auf Reiher, Kraniche, Waldhühner, Gänſe, Milanen, Tauben und Haſen; während der Habicht und der Sperber mehr zur Jagd auf Faſanen, Rebhühner und Enten angewandt wurde. Eine feſte Regel wurde dabei aber nicht beobachtet; jeder Vogel baizte das, wozu er Kraft und Geſchicklichkeit hatte.

Man nimmt die Falken entweder jung aus dem Horſt (Neſtlinge), oder fängt ſie, wenn ſie eben flügge geworden ſind, mit Leimruthen bei demſelben, während die Ausgewachſenen (Wildfänge) auf eine ganz beſondere Weiſe, die ich hier angeben will, auf dem Durchzug gefangen werden.

Der Falkenier gräbt ſich im Spätherbſt in der Haide eine Grube und baut darüber eine wie ein Hügel geformte Hütte, die mit Raſen belegt iſt. Oben iſt eine Oeffnung gelaſſen. Eine zahmgemachte Kriekelſter *), auch Neuntödter genannt (Lanius excubitor *Linn.*), die an einem Faden befeſtigt iſt und welche in der Falkenierſprache Handwerk heißt, kann durch dieſe Oeffnung aus und eingehen. Sobald dieſer Vogel in der Luft einen Falken bemerkt, kommt er

*) In ſeinem Taſchenbuch für Forſt- und Jagdfreunde für 1807, S. 213, führt v. Wildungen eine Tabelle von Wild an, welches von einem Markgrafen zu Brandenburg-Onolzbach in 25 Jahren gebaizt wurde. In dieſer Liſte iſt ein Clavier angegeben und Wildungen weiß ſich durchaus nicht zu erklären, was für ein Thier das ſein könnte und vermuthet, daß dies vielleicht eine alte franzöſiſche Falkenierbenennung für irgend einen Raubvogel ſei. Er hat nicht ganz Unrecht, wahrſcheinlich iſt damit die Kriekelſter gemeint, die im Holländiſchen klauwier heißt. Nimmt man auf die ſonſtige fehlerhafte Orthographie der Liſte Rückſicht, ſo möchte hiermit wohl das räthſelhafte Clavier erklärt ſein.

herein und kündigt dies durch ſeine Angſt und Unruhe dem Falkenier an. Dieſer läßt, ſobald der Falke nahe genug iſt, ein Paar Tauben aufſliegen, welche ſtets auf den Pfiff zurückkehren. Wird der Falke dieſe gewahr und kommt näher herbei, ſo zieht der Falkenier eine an eine doppelte dünne Leine befeſtigte Taube aus der Hütte nach dem in der Mitte eines weit genug geöffneten Schlagnetzes befindlichen Ringe. Stößt der Falke auf die Taube, ſo zieht er das Netz mit einem ſchnellen Ruck zu. Sieht nun der Falkenier, daß der gefangene Vogel nach ſeinem Bau und wegen ſeiner nicht abgeſtoßenen Flügel- und Schwanzfedern die nöthigen Eigenſchaften beſitzt und nicht zu alt iſt, um abgerichtet zu werden, ſo ſetzt er ihm ſogleich eine Kappe auf *); im entgegengeſetzten Falle wird er getödtet. Die Falkeniere erkennen die guten Eigenſchaften eines Falken eben ſo gut an äußeren Kennzeichen, wie der Pferdekenner die eines Pferdes.

Wenn ſchon die Abrichtung eines Neſtlings, oder eines flüggen Falken viele Geſchicklichkeit, Mühe und Sorgfalt erfordert, ſo iſt dies Alles doch noch weit mehr der Fall mit einem wild eingefangenen Vogel, beſonders da die Art, zu welcher er gehört, alle anderen an Scheu übertrifft. Die ganze Abrichtung eines Falken Lection für Lection zu beſchreiben, würde zu weitläuftig ſein. Wer die Kunſt erlernen will, mag die eigens darüber geſchriebenen Werke leſen, oder noch beſſer, ſich von einem Falkenier praktiſch unterrichten laſſen. — Hier mögen einige Worte genügen, um einen Begriff von der Mühe und Geſchicklichkeit zu geben, welche zu dieſer Abrichtung erfordert werden.

*) In den älteren Zeiten ſcheint man dem Falken keine Kappen aufgeſetzt zu haben, wenigſtens erſcheinen ſie auf alten Bildwerken ohne dieſelben. Den erſten Falken mit einer Kappe ſieht man auf Bildniſſen Ludwigs des Heiligen.

Nachdem der Falke mit einer Kappe und an den Fängen mit Riemen, woran Ringe befeſtigt ſind, verſehen iſt, wird ihm während zwei, manchmal drei Tagen und noch länger ſowohl Futter als Schlaf entzogen und er dadurch in einen ſolchen Zuſtand von Abmattung gebracht, daß er ohne Kappe endlich das vorgehaltene Futter begierig aus der Hand nimmt. Nachdem er dies einige Mal ohne beſondere Zeichen von Scheu gethan hat, läßt man ihn ſich vollkommen ſättigen und ſchlafen. Darauf wird ihm, ſtets an einer dünnen Leine befeſtigt, gelehrt, nach und nach immer öfter auf die Hand zu kommen und ſein Futter zu holen. Hat er dies gehörig begriffen, dann läßt man ihn in demſelben Raum, in welchem er die letzte Lection erhielt, eine Taube, oder ein Huhn fangen und tödten. Darauf wird das früher Gelehrte im Freien wiederholt und läßt man ihn hier ebenfalls eine Taube, oder ein Huhn, denen die Flügel abgeſchnitten ſind, fangen. — Hierauf gewöhnt man ihn auf das Lure zu kommen und ſein darauf befeſtigtes Futter herab zu nehmen. Es iſt dies eine Art von Klotz, an welchem die Flügel der Wildart befeſtigt ſind, auf welche man ihn hauptſächlich abrichten will. Wird dies Alles von dem Vogel willig gethan und iſt er an Hunde und Pferde gewöhnt worden, ſo kann man ihn mit einem bereits abgerichteten Falken auf die Jagd nehmen.

Außerdem ſind die zur Falknerei gehörigen Vögel ſo vielen Krankheiten, Zufällen und Gebrechen unterworfen, und erfordert ihre gehörige Pflege ſo viel Aufmerkſamkeit und Sorgfalt, daß dieſer Theil der Kunſt beinahe ein beſonderes Studium ausmacht.

In ſo hohem Anſehn nun auch die Falkenjagd früher ſtand, ſo iſt dieſelbe doch nach und nach faſt ganz in Verfall gerathen, wovon wohl die Einführung des Feuergewehrs und beſonders die Erfindung des Schrotes die Schuld trägt. Erſt in neuerer Zeit iſt ſie wieder

aufgelebt und besonders in Holland, wo sie eigentlich niemals ganz untergegangen ist. Das große Dorf Valkenswaard und das nahe dabei in Nordbrabant gelegene Dorf Waalre waren durch ihren Handel mit abgerichteten Falken und durch ihre Falkeniere sehr berühmt. Früher befanden sich dort Falkeniere von fast allen Höfen. In Valkenswaard waren am Ende des vorigen Jahrhunderts noch dreißig und in Waalre zwei Meister-Falkeniere, wodurch nicht weniger als 100,000 Gulden jährlich in Umlauf gebracht wurden. Valkenswaard war so berühmt, daß Kaiser Joseph II., der 1781 unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein die Niederlande bereiste, diesen Ort besuchte. Die Falkeniere zogen ihm mit ihren Vögeln entgegen. Sie hatten das Glück einen Reiher zu fangen und wurden von dem Kaiser reichlich beschenkt. Außerdem besuchten noch andre hohe Herrschaften diesen Ort, an welchem sich die Kunst Falken abzurichten bis auf den heutigen Tag erhalten hat.

Im September fängt man auf den mit Birken bestandenen Haidewegen die Kriechelstern mittelst einer lebenden Maus, über welche Leimruthen gesteckt sind. Im Oktober und November werden die Wanderfalken auf der Hütte gefangen. Hin und wieder fängt man dort auch einen verirrten Geierfalken; dies sind aber immer nur einjährige. Diese Art wird hauptsächlich zur Reiherbaize gebraucht und führt man sie aus dem nördlichen Norwegen ein. Das Stück kostet 300 Gulden. Sobald die gefangenen Falken anfangen die Aesung anzunehmen, werden sie beständig auf der Faust getragen, unter Menschen gebracht und so gezähmt. Im December beginnt man die erste Dressur auf Tauben, Hähne und Hühner. Dann beginnt man wieder mit dem Abtragen auf Tauben, um den Falken begreiflich zu machen, daß sie, um ihre Aesung zu erhalten, auf die Faust zurückkehren müssen. Später läßt man sie im Walde auf

Tauben fliegen. Dies dauert bis zu Ende März. Im April beginnt die Abrichtung auf eingefangene Reiher und im Mai auf wilde Reiher. Mitte Mai beginnt die Reiherbaize, welche bis gegen Ende Juli dauert. Später baizt man noch Krähen, bis die Falken in die Mauser treten, was Ende Juli, oder Anfang August geschieht.

Der Nestling vom Wanderfalken wird Mitte Juni ausgehoben und geatzt bis er fliegen kann; dann läßt man ihn frei herumfliegen, bis er anfängt selbst zu fangen. Dann wird er wieder eingefangen und auf das Lure dressirt, um im September, Oktober und November Rephühner zu baizen. Dasselbe geschieht mit dem Habicht und mit diesem baizt man, die Mauserzeit ausgenommen, das ganze Jahr auf Kaninchen. Der Isländer wird im Oktober, November, December und Januar auf Hasen abgetragen und solche im März, April und Mai mit ihm gebaizt, was etwas stark nach Aasjägerei riecht.

Es hat sich in den Niederlanden eine Gesellschaft zur Falkenjagd gebildet, welche meistens aus vornehmen Engländern besteht und deren Präsident der Prinz Alexander der Niederlande ist. Gegen Ende April begeben sich deren Falkeniere nach Schloß Loo in Geldern und dort beginnt die Baize am 1. Juni und dauert nur bis Ende Juli, weil dann die Falken, zuerst die Geierfalken und dann die Wanderfalken, in die Mauser treten. Während der Baizzeit wird bei gutem Wetter jeden Nachmittag von 4 — 8 Uhr mit Falken gejagt. Ist die Baize vorüber, dann läßt man die meisten Wanderfalken, wenn sie nicht ganz besonders gut sind, fliegen. Die Geierfalken aber, welche drei bis vier Jahre dauern, werden behalten. Aechte isländische Falken sind bis jetzt noch keine vorhanden, doch hat man Sorge getragen, welche anzuschaffen.

Im nächſten Jahrgange dieſes Almanachs hoffe ich den Leſern ein Mehreres über die Falkenjagd in den Niederlanden mittheilen zu können. Daß ich bei Zuſammenſtellung dieſer Notizen mit einem fremden Falken baizte, habe ich gleich Anfangs eingeſtanden und hoffe deshalb, daß mir Niemand vorwerfen wird: ich habe mich mit fremden Federn ſchmücken wollen.

v. C. M.

Eine Jagdpartie in den Schweizeralpen.

Manche Reiſende ſind zu ungeſtüm und gleichen den Zeugen, welche zu viel beweiſen, indem ſie beſtändig ſich und Andre in Ungelegenheiten, Abenteuer und Fährlichkeiten verwickeln. Namentlich verfallen die jungen Reiſenden leicht in dieſen Irrthum; denn auf die eine oder die andere Art haben die jungen Sprudelköpfe eine ſo geringe Meinung von den Graukövfen, daß es beinahe Grund genug für ſie iſt, eine gegebene Straße zu verlaſſen, wenn ſie wiſſen, daß die Weisheit und Erfahrung von Jahrhunderten dieſelbe als die beſte, die exiſtirt, bezeichnet hat! Es iſt nur gut, daß die Natur vorſichtigerweiſe den vorher erwähnten Feuerköpfen eine ſolche Portion von Hartnäckigkeit geſchenkt hat, daß ein Advokat eher ſeine Sporteln, als einer von dieſen Würdigen ſeine Meinung aufgeben würde; und dazu kommt glücklicherweiſe, daß ſolch ein junger Schlingel einen Vorrath von Leichtſinn beſitzt, der ihm Alles leicht erſcheinen läßt, ſo daß er alle durch ſeine Halsſtarrigkeit herbeigeführten Schwierigkeiten mit einem Humor überwindet, als wenn ſein Pfad durch Roſenauen ginge und die Schwingen des Zephyrs ſeine Locomotive wären.

Waren Sie einmal in der Schweiz? Ich meine nicht in Genf, Chamouny, Thun, Interlacken und den übrigen altfränkiſchen Orten, von denen wir ſeit zwei Jahrhunderten immer und immer wieder

geleſen und gehört haben; ſondern haben Sie einmal auf gut Glück das Herz der Alpen durchſtrichen, wo vielleicht noch kein menſchlicher Fuß hin gekommen iſt? wo Sie ſtatt von Albums und Penſionsanſtalten, tables d'hôte und pain à discrétion, von wirklichen Wölfen und Bären, Steinböcken und Gemſen, Luchſen und Lämmergeiern umgeben waren? wo Sie am Morgen vom Donner einer Lavine erwachten und am Abend unter dem Gebrüll von tauſend Waſſerfällen einſchlummerten? Haben Sie jemals, das erſte menſchliche Weſen, auf dem jungfräulichen Schnee der Jungfrau geſtanden? haben Sie mit dem gigantiſchen Alpenadler in ſeinen heimiſchen Gletſchern gekämpft? haben Sie mit Ihrer Büchſe eine Lavine zum Sturz gebracht? Wenn Sie nichts derartiges gethan, dann ſind Sie nicht in der Schweiz geweſen. Bah, ſprechen Sie nicht erſt! ſtecken Sie Ihren Keller bei Seite und ſtellen Sie Ihren Ebel aufs Bücherbret — ich glaube nicht an Ihre Karte der Schweiz und Ihr Manuel du Voyageur — ſie ſind gut genug für Kinder und Kindermädchen, aber taugen den Henker nichts für einen Sportsman. Nein, nein, glauben Sie mir, in dem Augenblicke, wo Sie die gebahnte Straße verlaſſen, fangen Sie erſt an, die Schweiz zu ſehen; dann erſt fangen Sie an, den Nationalcharakter in ſeiner urſprünglichen Einfalt kennen zu lernen und die Freuden des wilden Lebens der Berge zu empfinden. Jeder Schritt führt Sie zu einer großartigen Scene, welche Ihr Herz zur Größe eines Elephanten erweitert; jeden Tag und jede Stunde des Tages machen Sie die Bekanntſchaft eines Wilhelm Tell oder Werner Stauffacher des 19. Jahrhunderts, „der geboren wurde, um ungeſehen zu ſterben;" mit jeder Streiferei unter den Alpen und ihren Gletſchern gewinnen Sie das Waidmannsleben lieber und neue Kraft durchſtrömt Ihren Körper und Freudigkeit Ihre Seele.

Waren Sie einmal in dem Dalathale? Wo iſt es? Ei was! gerade an der Grenze des Berner Hochlandes und es zieht ſich bis nach dem Canton Wallis. Es iſt eine der herrlichſten Stellen in der ganzen Schweiz, voll von Bergbächen und Gletſchern, undurchdringlichen Wäldern und unzugänglichen Bergen; Katarakte und Lavinen umbrauſen den Jäger nach allen Richtungen; Wild von allen Arten liegt in allerhand ſchrecklichen Höhlen und fürchterlichem Geſtrüpp auf der Lauer; der rieſige Bergadler rauſcht über Eurem Kopfe und unter Euren Füßen liegen eben ſo furchtbar tiefe Abgründe, als die Berge zum Himmel emporragen. Ich werde nimmer das erſte Mal vergeſſen, als ich dieſe Schlucht betrat. Unſre Geſellſchaft beſtand aus drei jungen Leuten, deren Muth ſo unbezähmbar war, wie die geſtreifte Hyäne. Wir hatten es uns in den Kopf geſetzt, auf dem Rinderhorngletſcher Wölfe zu jagen und alle Macht des Vorortes hätte uns von unſerm Vorſatze nicht abbringen können. Vergebens ſtellten uns die Leute im Hotel zu Siders die Gefahren des Unternehmens und die Schwierigkeiten des Weges vor; vergebens proteſtirte der Phaëton unſeres Char-à-banc gegen unſern einmal beſchloſſenen Weg. Wir ſchrieben die Vorſtellungen der Leute im Wirthshauſe dem Wunſche zu, uns länger als Gäſte zu behalten; dem Alpen-Jehu glaubten wir nicht, weil wir ebenfalls unſre guten Gründe dazu hatten. Fort wollten wir und zwar noch dieſe Nacht und dazu auf unſrer beſondern Straße, für die wir uns entſchieden, nicht weil wir ſie aus Erfahrung kannten oder weil wir von Andern wußten, daß ſie fahrbar und bequem ſei, ſondern ganz einfach deshalb, weil wir ſie auf der Karte verzeichnet fanden — und auf der Karte ſehen ſich die Straßen ſehr leicht an.

Wir fuhren alſo über Hals und Kopf hinaus in das Gebirge, während unſer Kutſcher brummte wie ein Cabrioletführer über ein

ſchlechtes Trinkgeld. Allerdings hatte er dazu guten Grund, denn der Weg war ſo holprig wie das Meer bei einem Sturme. Jeden Augenblick ſchwebten wir in Gefahr zu ſtürzen, ſo ſehr ſprang unſer Char-à-banc zwiſchen den großen Steinblöcken hin und her, oder ſchlug gegen ungeheure Baumäſte, welche der Sturm auf die Straße geworfen. Von einem Pfade war etwa ſo viel zu ſehen wie auf dem atlantiſchen Meere und es war offenbar, daß unſer Führer ungefähr eben ſo viel vom Wege wußte wie ſein Maulthier. Indeß wir beſtanden darauf vorwärts zu fahren und vergaßen unſre eignen Leiden darüber, daß wir über die Angſt unſers armen Teufels von Führer um ſich ſelbſt und ſein Geſchirr lachten. Wir befanden uns nun mitten in dem Bette eines ausgetrockneten Bergſtromes, welches mit Steinmaſſen von verſchiedener Größe bedeckt war. Es ging auf und ab: einmal war der Eine von uns zu oberſt, dann der Andre: ruck, ruck — und noch ein Ruck — da lagen wir der Länge nach unter den Steinen. Indeß gab es keine gebrochenen Beine; doch der Wagen war zerbrochen an mehreren Stellen und der Fuhrmann ſah ganz verzweifelt aus. Wir mußten wieder einſteigen, denn wir befanden uns eben am Rande des Stromes ſelber und es gab keinen andern Weg um hinüber zu kommen. Wir waren ziemlich ſicher getauft zu werden, indeß wir wagten's und gegen alle Erwartung hielt das ſchwache Fahrzeug zuſammen und wir fuhren nun mit erhöhtem Vertrauen weiter.

Wir hatten kaum Zeit gehabt, uns die Gegend anzuſehen: ſie war großartig. Die vorderſte Stelle unter den vor uns liegenden Bergen nahm das Glyßhorn ein; in deſſen Nähe ragten der Simplon und das Weißhorn, das Birtſchhorn, das Matterhorn und das Naßhorn — kurz, ein ganzes Hornconcert; zur Linken lag der Attels und der Gemmi, während hinter uns in der äußerſten Entfernung ſich

der Montblanc zeigte; und dieſer ganze herrliche Alpenzug vom glänzendſten Sonnenlicht erhellt und als Hintergrund der ſchönſte blaue Himmel, den das Herz ſich wünſchen oder die Phantaſie ſich denken konnte!

Hier an dieſer wilden Stelle geſellten ſich zu uns ein Paar ſo wilde Figuren, wie man nur an einem Sommerabend zu ſehen wünſchen kann. Der Aeltere von den Beiden war ein alter Kapuziner von höchſt ehrwürdigem Aeußern, mit einem Barte ſo lang wie ein Schaltjahr und mit einer Kapuze von entſetzlicher Weite und ſchauerlichem Ausſehen. Dies war der erſte wahre Bettelmönch, den wir geſehen, und natürlich ſperrten wir daher vor Verwunderung die Augen ziemlich weit auf. Sein Begleiter ſchien ein Novize von irgend einem Mönchsorden zu ſein, indeß kann ich nicht ſagen, ob er ſich dem heiligen Criſpin oder dem heiligen Dunſtan gewidmet hatte.

Wir kamen nun nach Salgeſch und hier verſicherte uns unſer Maulthiertreiber, daß er mit dem Wagen keinen Schritt weiter kommen könnte, und wenn wir einmal weiter wollten, müſſe er das Maulthier ausſpannen und ſatteln und wolle es uns dann geben, daß wir abwechſelnd reiten könnten. Natürlich wollten wir weiter und Jebu ſchirrte ſeinen Maulеſel zu dem neuen Dienſte an. Mittlerweile ſtellten wir eine Betrachtung des Dorfes an. Es war höchſt, höchſt merkwürdig und ich zweifle ſehr, ob ein Engländer außer uns zwiſchen ſeinen hölzernen Mauern und ſeinen vorſündfluthlichen Wohnungen umhergewandert iſt. Die Häuſer waren alle von Holz, von der Zeit geſchwärzt und mit den phantaſtiſchſten Sinnbildern verziert. An vielen derſelben waren in die Vorderſeite Bibelſprüche in altdeutſcher Sprache eingeſchnitzt. Da es Abend war, fanden wir die Dorfbewohner alle vor ihren Häuſern verſammelt und wir waren nicht weniger Gegenſtände der Neugier für ſie, als ſie für uns. Während

wir hier waren, ſtellte ſich der alte Mönch mit ſeinem Gefährten ein und wartete auf unſern Wiederaufbruch. Ich fing mit dem Jüngern ein Geſpräch an und wir waren faſt Handels einig geworden mit einander nach Leuk zu gehen, wohin ſie eben ſo gut wollten als wir, da trat der alte Blaubart in ein Haus und winkte bald darauf dem Andern hineinzukommen, wahrſcheinlich weil ſie von dem Beſitzer eingeladen worden, die Nacht unter ſeinem Dache zuzubringen. Es war ſieben Uhr, als wir den alten Barfüßermönch und ſeinen Zögling und ſomit Salgeſch verließen und unſer Geſicht dem Gemmi zuwandten. Ich blieb eine Weile hinter meinen Reiſegefährten zurück, um eine alte ſeltſame Hütte mit einem alten ſchnurrigen Dache und einer alten ſonderbaren Inſchrift in gepreßten Buchſtaben abzuzeichnen, kam aber dadurch in große Verlegenheit wegen des Weges. Indeß eben zeigte ſich ein alter Mann und mit ihm machte ich den erſten Verſuch in der deutſchen Sprache, da in dieſen Gegenden die franzöſiſche nicht gebräuchlich iſt. Mein Verſuch war ſehr beſcheiden und beſtand in zwei Worten: doch man muß erſt kriechen ehe man gehen lernt.

„Nach Leuk?" ſagte ich, und zeigte mit dem Finger vorwärts, um meine Worte noch deutlicher zu machen.

„Ja, ja, mein Herr!" und ich eilte vorwärts, nicht wenig ſtolz auf mein glückliches Debüt in der Sprache Schiller's und Göthe's.

In dem kleinen Dorfe Varen fand ich unſre Geſellſchaft in völliger Rathloſigkeit bei einander ſtehen und entdeckte, als ich den Führer nach der Urſache fragte, daß er immer noch unſern vorgeſetzten Weg verlaſſen und das Thal durchſchneiden wollte, um auf einen andern ſicherern zu kommen, den er kannte. Wir aber waren ſo hartköpfig wie ſein Maulthier und der Maulthiertreiber mußte ſich fügen, denn wir ſagten ihm geradezu, daß, wenn er ſich fürchtete weiter zu gehen, wir es allein und auf eigne Hand thun würden. Fritz mußte alſo

nachgeben; doch ehe wir noch einen Schritt thun konnten, mußte unſer Führer bei einer Hütte des kleinen Dorfes zwei Mädchen dingen, die ihm den Weg zeigen ſollten.

Es iſt völlig unmöglich die Landſchaft von dieſem Punkte aus zu beſchreiben oder ſich zu denken: es war unbedingt die wildeſte und ſchönſte, die wir noch geſehen, und unſer Entzücken kannte keine Grenzen. An einer Stelle iſt die Straße in die Wand des Abſturzes eingehauen, ſo daß der Felſen eine Art Karnieß bildet, und dieſer iſt ſo ſchmal und an manchen Plätzen ſo ſteil und mit Steinen beſtreut, daß es faſt unmöglich iſt feſten Fuß zu faſſen; ſelbſt das Maulthier gleitete bisweilen mehre Schritte vorwärts und machte Einem das Blut ſtarren, daß es nicht über den Abgrund hinüber ſtürzen und 400 Fuß tief in den Strom des Dala hinabplumpen möchte. Dies iſt nicht die einzige angenehme Aufregung; es giebt Befahren, die die beſchriebenen noch weit hinter ſich laſſen. Felsmaſſen, welche durch die Einwirkung der Luft von dem Mutterfelſen losgewittert ſind, fallen in beliebigen Zwiſchenräumen in den Abgrund hinunter; und wenn ein Reiſender gerade in dieſem intereſſanten Augenblicke des Weges zieht, ſo iſt er für die nächſte Nummer der Berner Zeitung einer Todesanzeige ziemlich ſicher. An einigen Stellen ſind Dächer über den Weg gebaut, um den Wanderer vor dieſer Gefahr zu ſchützen, und wo ſich dergleichen nicht finden, wird das ſtrengſte Stillſchweigen auferlegt, da der mindeſte lapsus linguae die unangenehmſten Folgen herbeiführen und einen halben Berg auf Euer unglückliches Haupt herabſtürzen möchte.

Ehe wir das kleine Dorf Indre erreicht hatten, war die Nacht eingetreten. Alle Häuſer waren verſchloſſen und alle Einwohner ſchnarchten im tiefſten Schlafe. Die einzige Erfriſchung, die wir bekommen konnten, war ein Trunk Waſſer aus dem Dorfbrunnen.

[illegible]

[illegible] die Zeitschrift vorgenommen, drückte mir sie Hand à manger eine Bestätigung meiner Ansicht an.

„Kennen wir gehen?“ fragte Karin.

„Ich, wie ...“

„Ihr wissen Sohn ist, Monsieur?“

„Nein, wenn wir Sohn ist ganz attendre la demoiselle?“

„Quelle demoiselle?“

„Quelle demoiselle?“ war, ganz Quelle, la demoiselle, dass wenn wir'ens gantz.“

„Ah!“ ganz bin Quelle, Monsieur, je n'ai mais vue, ganz ganz la demoiselle, il est probable que nommer est vrai.“

„Wenn wir wir ganz gantz die la fille du notre guide? wenn es wir'ens ganz gantz die mademoiselle Maria Wandelik?“

Ah, ha, ha! Mademoiselle Maria? Ja, ja, gewiss, Monsieur, je ne gute wir'ergnügen die vies. Maria Wandelik ... c'est ce garçon ... la fille du notre guide ... la voilà.

Der allerliebst Gast bot ein gute vertheilige Chance, was blos Liebreiche Karten mit Blattrosen gefüllten Jungfrau's Andenken war je meiner guten Bekanntschaft bei Maria gegeben hatten.

Madame bat Hubert wieder vor, machte mir und auf bas Ohr, fragte bis Pastor, wollte vielleicht bis Bibliothek besichtigen und mit bem Rücken verbunden bas Lied Christi ohne Tadel hören. Indem wir bas Vorzimmer gut Pastor hatte Lehre, Bergen wir auf bie Citron-bat Thüre und bis Thür von all wir beren Pfeife anzünden, rollten ich eine wohlbekannt gründige Tonfolge. Wir Damen pochten zum Eintreten, bis beten von Pastorin bas gingt waren mit Kapuzinern bis rauchten gut Pastorin, beren Haar bas mit bem von bas Lichtmesse ingeht einen Thür befinden wurden. Wenngt wir und bas ersuchen ich einige von bas ausgebildeten

Gebirgsspitzen der Schweiz und von Piemont: das Aletschhorn, das Finsteraarhorn, das Mönchhorn, das Schreckhorn, der mont Rosa, der Dent blanche, während sich in größerer Entfernung aber in nicht geringerer Schönheit das Matterhorn, der Monte Rosa, der Cima de Jazi, das Wetterhorn auf der italienischen, und die Jungfrau, das Finsteraarhorn, der Oberalp und zunächst näher auf der Schweizer Seite prangen.

Wir blieben uns aber von den Reizen der Landschaft nicht zu sehr hinreißen lassen, denn wir hatten eben von einem alten Bergmann aus Zwischbergen gehört, daß die Steinböcke vor Kurzem auf dem östlichen Abhange des Gebirgsstockes gesehen worden sind, auf dem wir eben standen. Wir gaben also vorsichtig und behutsam endlich nach langem und schwierigem Klettern das Nebel zu Gesicht; aber wir hatten nun eine noch schwierigere Aufgabe, um ihnen auf den Wind zu kommen. Jetzt will es gelingt endlich und hinter einem ungeheuren Felsblocke, der seit vor Kurzem von der Masse über unserm Haupte losgerissen worden zu sein schien, erhalten wir den vollen Anblick unserer Beute. Schnell entrollt machen wir sofort Anhalt zu einer Salve, doch Freund Xavier zügelt unsere Projekte: indem er nach den vor Kurzem herabgestürzten Felsblocke weist, dessen weichem wir vorbeigehen sehen, zeigt er uns deutlich genug, daß eine volle Salve in unserer gegenwärtigen Lage wahrscheinlich ein ähnliches Resultat von oben herabbringen würde, das zugleich unser Grab und unsere Leichensteine werden möchte. Wir müssen daher seinem Rath und Beispiel folgen und auf allen Vieren durch das Geröllfeld auf die Felsenterrasse kriechen, bis wir in den Bereich des Nebels und auf den Bereich des Berges kommen. Wir waren vorher über unsern Plan zu feurig einig geworden und jetzt hatte sich nun sein Opfer auf. Unsere Büchsen waren bereits ge-

ſpannt, da hörten wir auf einmal ein fürchterliches Flügelſchlagen zu unſrer Linken und aus einer Felskluft dicht an unſrer Seite flog ein prächtiger Alpenadler auf. Wir waren über dieſe plötzliche Erſcheinung ſo erſtaunt, daß nicht Einer von uns den Drücker zog und das ſtolze Thier uns aus dem Geſicht war, ehe wir unſre Geiſtesgegenwart wiederfinden konnten. Das Steinbockrudel war eben ſo verblüfft wie wir: die Schildwach' ſtürzte auf den Gipfel des Felſens, auf den ſie ausgeſtellt war und der Reſt des Rudels floh den Berg hinab ſo ſchnell als ihre Läufe ſie tragen wollten. Wir hatten kaum Zeit gehabt dieſe Umſtände zu beobachten, als über unſerm Kopfe der Lämmergeier in vollem Stoß auf den armen Teufel von Schildwach' auf der Spitze des Felſens wieder erſchien. Er ſchoß nieder wie ein Donnerkeil; der Steinbock that einen Schrei wie ein Kind und im nächſten Augenblicke war der Adler auf ihm. Unſer Anführer, Xavier, hatte uns bereits ein Zeichen gegeben uns ruhig zu verhalten und den Schuß zu ſparen, und wir beſaßen Selbſtverleugnung genug ihm zu gehorchen; aber nun rief er: „Tirez, tirez!" und durch die Luft ſauſten drei Büchſenkugeln wie ein Flug Vögel, während das Echo von tauſend Bergwänden und Felſenſchluchten auf allen Seiten den Donner unſrer Salve wiederholte. Der Adler ſtürzte in das Thal hinab, wir wußten nicht recht, ob fliegend oder ſterbend, und der Steinbock eilte auf der andern Seite den Felſen hinab, um ſeine flüchtigen Brüder wieder einzuholen. Mit knapperer Noth war noch kein Steinbock entkommen, denn wie wir nun aus unſern gegenſeitigen Mittheilungen ſahen, hatte keiner von uns auf *ihn* gehalten, ſo groß war der Ehrgeiz von uns Allen, den Adler zu ſchießen. Der Lämmergeier hatte alſo unſre ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch genommen und in Folge unſrer drei Kugeln taumelte er nun die Bergwand hinab da unten in die Schlucht. Wir waren ihm bald

nach und Jeder von uns fühlte ſich überzeugt, daß ſeine Kugel ihm den Garaus gemacht. Es iſt indeß nicht ſo leicht, unerforſchte Berge hinabzukriechen, wo dann und wann die lockern Steine Euch unter den Füßen wegrutſchen und Euch über eine Abdachung hinabwirbeln, ſo ſteil wie das Dach eines Hauſes, oder wo ein eben ſo ſteiler Schneeſims dem Fuße nicht mehr Halt giebt als eine Sandwüſte, während der Rand des beſagten Schneeſimſes wahrſcheinlich in einem Abgrunde von 500 Fuß Tiefe endigt, in den Ihr unvermeidlich ſtürzen müßt, wenn Ihr einmal Euren Halt auf dem Schnee verliert. Indeß Glück und Beharrlichkeit überwinden am Ende alle Hinderniſſe und wir befinden uns, nachdem wir eine Stunde geklettert, am Rande des Gletſcherſtromes und zu unſern Füßen liegt von drei Kugeln durchbohrt der edle Lämmergeier! Wie ſtolz waren wir! Es war natürlich unmöglich zu entſcheiden, wer den tödtlichen Schuß gethan, doch waren wir alle zufrieden uns in die Krone zu theilen. Imalbon ſagte, es wäre einer der größten Adler, die er jemals geſehen.

Kein Steinbockjäger.

Miscellen.

8.

Die Hundeliebhaberei der reicheren Klaſſen hat eine neue Induſtrie ins Leben gerufen, von der ſich viele arme Teufel, wenn auch nicht auf die rechtlichſte Weiſe nähren. Unſre Localblätter wimmeln von Anzeigen, in welchen verlaufene Hunde geſucht werden und die gewöhnlich mit den Worten ſchließen: „Gegen eine gute Belohnung abzugeben da und da.“ Obgleich unſere Hunde eine höhere Abgabe an den Staat bezahlen müſſen, als viele Unterthanen, ſo ſtehen ſie vor dem Geſetze doch noch ziemlich ſchutzlos da. Wegen einer geſtohlnen Schindmähre, die nicht drei Thaler werth iſt, wegen eines geſtohlnen Handtuchs geräth die ganze Polizei in Alarm; macht man ihr aber die Anzeige, daß ein Hund geſtohlen worden iſt, ſo hält ſie es kaum der Mühe werth nachzuforſchen, und dennoch hat mancher Jagdhund einen reellen Werth von 20 bis 30 Louisd'or und mancher Schooßhund iſt ſeiner Gebieterin für ungeheure Summen nicht feil. Man muß aber allerdings zugeſtehn, daß die Polizei

in dieſer Beziehung übel daran iſt; Pferde und Handtücher laufen gewöhnlich nicht zu; wird dagegen ein Hund bei einem verdächtigen Kerl gefunden, ſo iſt das Latein am Ende, wenn er ſagt: „Der Hund iſt mir zugelaufen.“ Das wiſſen die Schufte, welche auf die „guten Belohnungen“ ſpeculiren, ſehr gut. Ihre einzige Sorge iſt es nur, zu machen, daß ihnen die Hunde recht oft zulaufen. Wenn auch jeder Hundeliebhaber in großen deutſchen Städten vielfältig Gelegenheit hatte, die Geſchicklichkeit dieſer Hundeſpeculanten zu verwünſchen, ſo iſt ſie doch gar nicht mit der zu vergleichen, welche die dog-fanciers in London entwickeln. Dort bildet dieſe Claſſe eine förmliche Corporation, gegen welche keine Polizei etwas ausrichtet und mit welcher ſich der Hundeliebhaber vergleichen muß, wenn er nicht beſtändig Kummer und Herzeleid haben will. Wer zu ſtolz und zu rechtliebend iſt, um das zu thun, nun der kann darauf rechnen, daß ſeine Hunde ſpurlos verſchwinden. Wer daher ſeinen Hund liebt, „verſichert“ ihn bei irgend einem Mitgliede der dog fanciers-Corporation mit einer beſtimmten Summe. — Die Kunſt dieſer Leute, Hunde an ſich zu locken, iſt wahrhaft bewundernswerth und höchſt intereſſant würde es für jeden Jagdliebhaber ſein, die Mittel kennen zu lernen, welche ſie dabei anwenden. Die Natur des zarteſten Schooßhündchens, welches ſich beim Anblick eines fremden Menſchen oder Hundes entſetzt, des beißigſten Bulldogs, der ſchon die Zähne weiſt, wenn man ihm auf drei Schritte zu nahe kommt, wird durch die Manipulationen dieſer dog fanciers vollkommen umgewandelt; ſie folgen ihm freiwillig wie durch einen Zauber gebannt. Das Handwerk dieſer Leute iſt ſehr einträglich, denn manche alte Lady muß ihr Herzblättchen, ihr Schooßhündchen, wohl mit zehn Pfund einlöſen.

2.

Eine seltsame Sitte im Mittelalter waren die Gelübde, welche auf einen Vogel abgelegt wurden. In den ältesten Zeiten wählte man hierzu wegen seiner Schönheit den Pfau, der früher häufig die Tafel der Vornehmen zierte. Er hieß vorzugsweise der edle Vogel, das Fleisch der Tapfern, die Nahrung der Liebenden. Damals erschien auf den Tafeln auch der Kranich, der Storch, der Reiher und der Lerchenfalke. Taillevant, Koch Carls V., hat uns die Art und Weise der Zubereitung dieser Vögel hinterlassen; allein sie möchte unsern Gourmands schwerlich behagen. Das Reihergelübde ist ziemlich bekannt. Robert von Artois war aus Frankreich verbannt worden und hatte sich an den Hof Eduards III. nach England geflüchtet. Eines Tages sagte er in der Umgegend von London.

Che jour, als voler par campo et par larris
Un petit faucon gentil, qui de lui fu nourris:
Un faucon mauladin, l'appellent en pais,
Tant vola par riviere qu'il a un heron pris.

Robert ließ seinen Reiher kochen, legte ihn zwischen zwei silberne Schüsseln und gefolgt von zwei Leierspielern, einem Guitarrenspieler und zwei Jungfrauen, Töchtern von zwei Marquis, begab er sich zu Eduard, den er von seinen Hofleuten umringt fand. „Der Reiher," sagte er zu ihm, „ist das feigste der Thiere: ich biete ihn also dem feigsten der Menschen, Eduard, der sich seine Krone von Philipp von Valois rauben läßt." Eduard wurde sehr zornig; allein anstatt Robert mit seinem Reiher zum Fenster hinauswerfen zu lassen, schwur er über das Meer zu gehn und seine Rechte geltend zu machen, selbst wenn ihm die Franzosen eine zehnmal stärkere Armee als die seinige entgegenstellen würden. — Zufrieden mit diesem glücklichen Erfolge ging Robert in den nächsten Saal und fand hier an der Seite der Tochter des Grafen Derby ihren feurigsten Anbeter, den Grafen von Salisbury, den er aufforderte sein Gelübde zu leisten. „Ich bitte dieses Fräulein," sagte der Graf, „mit ihrer schönen Hand mein rechtes Auge zu verschließen." Als dies geschehen war, leistete er den Schwur, dieses Auge erst wieder auf französischem Boden zu öffnen, und die Tochter des Grafen Derby versprach, sich ihm dann zu ergeben.

Et quant il remonta, n'il en escape vin,
Le mein cuer il otroie de bon cuer à tousdis.

Alle übrigen Ritter gelobten ebenfalls auf den Reiher zu ſterben oder zu ſiegen. — Endlich näherte ſich Robert der Königin und forderte ſie ebenfalls zu einem Gelübde auf: „Ich bin ſchwanger," ſagte ſie, „und ſchwöre, daß mein Kind nicht früher meinen Leib verlaſſen ſoll, als bis ich jenſeits des Meeres bin; ſollte es vor dieſer Zeit geboren werden, ſo würde ich mir dieſes Meſſer in die Bruſt ſtoßen." — Bei dieſen Worten verbot Eduard weitere Gelübde. Der Reiher wurde zerlegt und die Königin aß davon. Bald darauf marſchirte der König mit ſeinem Heere ab. Die Königin ging nach Antwerpen und kam hier mit einem Knaben nieder, welchen man den Löwen von Antwerpen nannte.

Ein hiſtoriſch berühmtes Gelübde auf einen Faſan iſt das des Herzogs Philipp des Guten von Burgund und mehrer anderer vornehmer Herren, einen Kreuzzug unternehmen zu wollen. Man findet dieſes Gelübde in den Mémoires d'Olivier de la Marche liv. I. cap. XXX. Noch im 15. Jahrhundert war der Faſan ein ſehr koſtbares Gericht, welches nur auf die Tafel des höchſten Adels kam. Ein Nichtadeliger, der dabei ertappt wurde, einen Faſan gegeſſen zu haben, wurde faſt eben ſo hart beſtraft, als ob er Hochverrath begangen. Ehe ein Faſan auf die Tafel kam, wurde ein Tuch von Silberſtoff aufgedeckt, auf welches man vergoldete oder goldne Teller ſetzte. In der Mitte prangte in einer kriſtallenen Schüſſel der mit Kranzen und Bändern geſchmückte Faſan; ſein Spiel, ſein Kopf, ſein Schnabel und ſeine Füße waren vergoldet. Sobald dieſer ſtolze Vogel aufgetragen war, leiſtete man Gelübde ernſter und ſcherzhafter Art, indem man die rechte Hand auf das vergoldete Hintertheil des Vogels legte.

8.

Afghaniſche und turkomaniſche Pferde. Die Afghanen ſchenken ihren Pferden ſehr geringe Sorgfalt und Pflege. Friſches Futter erhalten ſie kein anderes als das, was in der Nähe ihres Piquetpfahles wächſt. Sechs Pfund Gerſte höchſtens wird für ein

Pferd auf vierundzwanzig Stunden für vollkommen hinreichend gehalten. Iſt der Reiter abgeſtiegen, ſo läßt er den Gurt etwas nach und wirft eine Decke über das Pferd. Eine Stunde darauf, wenn das Pferd nicht mehr warm iſt, nimmt man den Sattel ab und legt eine dicke wollene Decke auf. Wie ſehr auch die Sonne brennen mag, man läßt das Pferd oft eine Stunde in der Hitze ſtehn, während ein Diener mit der flachen Hand alle Theile ſeines Körpers abreibt. Die Beine und Hufe des Pferdes werden niemals gewaſchen. Deſto größere Sorgfalt wird dem Schweif zu Theil, dieſen überſchwemmt man mit kaltem Waſſer und wenn die Fliegen nicht gar zu arg ſind, dann bindet man ihn in der Mitte auf. Iſt dies geſchehen und das Pferd wieder geſattelt, dann führt man es vor. Nun handelt es ſich darum hinaufzukommen, was keine Kleinigkeit iſt: alle Zuſchauer bemühen ſich, zu helfen, und das iſt nicht unnütz. Einer von ihnen bemächtigt ſich des Steigbügels, den er hält, damit der Sattel nicht herumrutſcht und ein Andrer hilft dem Reiter in den Sattel. Hat man nun mit all dieſer Hülfe ſeinen Sitz gewonnen, ſo ſchreien Alle: „Gott helf' euch!“ Eine ähnliche Ceremonie findet bei jedem Reiter ſtatt. Iſt nun endlich die ganze Geſellſchaft ſo zu Pferde gehißt worden, dann begrüßt ſie ein allgemeiner Ausbruch der Freude. „Der Name Gottes ſei gelobt!“ ſchreit Jeder und dann ſetzt man ſich in Marſch. Die Reſultate der geringen Sorgfalt, welche die Afghanen ihren Pferden widmen, ſind denn auch übel genug. Satteldrücke kommen immerwährend vor; indeſſen muß man den Afghanen die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß ſie es vortrefflich verſtehen, die ihren Pferden durch Nachläſſigkeit verurſachten Wunden zu heilen. Eine große und tiefe Wunde an der Schulter, die ganz abſcheulich ſtank, wurde in wenigen Tagen vollkommen geheilt. Die Bewohner dieſer Gegenden wenden keine Pflaſter an; ſie bedecken die Wunde mit Baumwolle, die ſie ſehr häufig erneuern. Fängt die Wunde an zu heilen, ſo reiben ſie die Ränder derſelben, damit die Haut wieder belebt wird und das Haar wieder wächſt. — Man rühmt ſehr die turkomaniſchen Pferde und die Art ihrer Verpflegung; doch übertreibt man ſehr. Ich beſaß — erzählt Captain Richmond Shakespear, deſſen Reiſebericht dieſes Fragment entnommen iſt — ein Pferd dieſer ſo berühmten Race, welches ſelbſt dort im Lande einen großen Ruf wegen

ſeiner Schnelligkeit und Kraft hatte, ſo daß ſein Name ſo populär war, daß ſogar ein Theil ſeines Ruhmes auf ſeinen Reiter zurückſtrahlte. Nun, ich muß geſtehen, daß ich in Indien nicht hundert Rupien für dieſes berühmte Thier gegeben haben würde! Es war von arabiſchem Blut, obwohl ſein Kopf und ſein Hals die Verlängerung ſeines Rückgrats zu ſein ſchienen und das Ende ſeiner Naſe dem einer Kuh glich. Vom Setzen verſtand es durchaus gar nichts und ich hätte mit ihm nicht den kleinſten Graben überſpringen können, ohne Gefahr zu laufen, mitten hinein zu fallen. Doch es hatte auch einige gute Eigenſchaften. Es war fromm wie ein Lamm; es ertrug ſehr gut und ſehr lange Anſtrengung und Hunger, machte ſehr lange Märſche und fraß Alles, was es fand. Es ging einen ſo tüchtigen Paß, daß es mit Leichtigkeit acht (engl.) Meilen in der Stunde machen konnte. Ich verſuchte es im Rennen und legte mit ihm eine Diſtanz von 1500 Stadien und 170 Schritt in 3 Minuten 45 Sekunden auf einem von Gräben durchſchnittenen und mit Steinen bedeckten Boden zurück. In den Augen der Einwohner des Landes war dies das Modell, die Perle der Pferde, ſo daß, wenn es zur Tränke, oder ſpazieren geführt wurde, das Volk zuſammenlief, um es zu ſehen und zu bewundern. Man hatte es wegen einer großen Narbe über dem linken Knie Choorlie genannt; aber gewöhnlich giebt man berühmten Pferden den Namen ihrer Herren. — Ein gutes Pferd koſtet gewöhnlich 1000—1200 Rupien, oder 100—120 Pfd. St.; allein es iſt nur ſchlimm, daß man überhaupt kein ſolches dort findet. — Die Züchtungsmethode des turkomaniſchen Pferdes iſt von der des unſrigen verſchieden. Iſt das Füllen anderthalb Jahr alt, ſo beginnt ſeine Erziehung und man läßt es durch ein Kind, jedoch nur im Schritt und kurze Strecken reiten. Sind die jungen Thiere im Stande die Körner mit ihren Zähnen zu zermalmen, ſo giebt man ihnen Gerſte; man hält ſie immer warm bedeckt und giebt ihnen oft, aber wenig auf einmal zu freſſen. Sie ſaufen faſt gar nicht und außer der Zeit des Spazierrittes iſt das Füllen fortwährend im Zelte ſeines Herrn eingeſchloſſen, oder dicht an dem Eingang deſſelben angebunden, ſo daß es ſchon frühzeitig vertraut, ſanft und gelehrig wird. — Haben die jungen Pferde ein Alter von drei und ein halbes Jahr erreicht, ſo unternimmt man mit ihnen

ſchon größere Dinge. Man verlängert nach und nach die Spazierritte; aber noch lange Zeit ſchreitet man zu keiner andern Gangart. Dieſe Thiere werden immer im Schritt geritten. Gegen das Ende dieſer Erziehungsperiode läßt man das Pferd oft ganze Tagereiſen machen, um es an Anſtrengungen und an Entbehrungen zu gewöhnen. Dann übt man es im Galopp und läßt es oft zehn bis zwölf (engl.) Meilen in einem Strich machen. — Die beſten turkomaniſchen Pferde ſind das Reſultat der Kreuzung arabiſcher Hengſte mit eingebornen Stuten. Ich verſchaffte mir eine von dieſer Art, welches ich dem Khan Huzurat beſtimmte. Es war ſehr ſelten geritten worden und man behandelte es mit ganz beſonderer Sorgfalt; da es aber nicht mehr ſeine Stallleute hatte, um es zu ſtriegeln und Morgens und Abends zu putzen und da es nicht täglich ſeine Ration Hafer und Heu erhielt, ſo konnte es denn nicht fehlen, daß es abfiel. Es kam denn auch im ſchlechtmöglichſten Zuſtande nach Khiwa an. Ich hätte ihm gern vierzehn Tage Zeit gelaſſen, ſich zu erholen, ehe ich es dem Khan anbot; aber ſchon am zweiten Tag nach meiner Ankunft mußte ich es ins Schloß ſchicken. Ich hatte ſeine Magerkeit, ſeine ſtarke Reiſe und Erſchöpfung vorgeſchützt: aber vergebens. Man antwortete mir, daß die Turkomanen, wenn ſie ein Pferd beurtheilen ſollten, es gern ſähen, wenn es nicht überflüſſig fett ſei. Das meinige war weit entfernt, den geringſten Ueberfluß zu haben, denn es war mager wie ein Nagel. Ich hatte es indeſſen nicht zu bereuen, den Bitten derjenigen nachgegeben zu haben, die mir riethen, es in dieſem elenden Zuſtande anzubieten; denn als es in die Ställe des Khans kam, waren alle Leute, die es ſahen, außer ſich über die Schönheit und Reinheit ſeiner Formen und über ſeine Kraft. — Das turkomaniſche Pferd hat einen langen Kopf, leichten und langen Hals, der aber ſeines ſchönſten Schmuckes, der Mähne, beraubt iſt; ſeine Schulter iſt ſtark und dick, ſeine Beine ſind ziemlich ſtark und muskulös; die Keſſeln kurz und ein wenig grade, die Hufe vortrefflich, die Sprunggelenke zu wenig gebogen. Der Beſchlag dieſer Pferde iſt der Art, daß es ſich oft ſtreicht und daß ſeine Füße mit Narben bedeckt ſind; eine Folge der Wunden, die es ſich im Gehen verurſacht. — Im Ganzen paßt das turkomaniſche Pferd vollkommen zu der Art von Gebrauch, zu welchem es

bestimmt ist. Es kann sehr gut zwanzig oder dreißig Tage hintereinander täglich funfzig bis sechzig (engl.) Meilen laufen, indem es Kopf und Hals ausstreckt und niemals aus dem Trab, oder Paß kommt. — Wer sich jemals eines turkomanischen Sattels bediente, hatte Gelegenheit zu bemerken, daß es mit solcher Maschine ebenso unmöglich ist herunter zu fallen, als sein Pferd zu regieren. Mit europäischen und besonders mit englischen Sätteln ist der Reiter gewissermaßen ein integrirender Theil seines Pferdes; der turkomanische Reiter dagegen sitzt wenigstens fünf oder sechs Zoll über dem Rückgrat seines Pferdes und seine Knie sind von den Schultern desselben durch ein ungeheures Kissen getrennt, auf dem der Sattel liegt. Auf diese Art ist es ihm schlechterdings unmöglich sein Thier zu regieren; aber er weiß, daß es stets geradeaus geht, giebt es auf es zu lenken und überläßt sich ihm. Die arabischen Pferde, die ein so gutes, so weiches Maul haben, gleichen in dieser Beziehung durchaus nicht den turkomanischen, die sehr hartmäulig sind, oder eigentlich gar kein Gefühl haben. — Aus diesem doppelten Fehler des übermäßig hohen Sattels und der Hartmäuligkeit entstehen ernstliche Unannehmlichkeiten. Man stelle sich nur einmal ein Corps turkomanischer Cavallerie vor, welches eine Charge macht. Einmal im Schuß, ist es unmöglich die Pferde anzuhalten, oder zu lenken. Welche Unordnung! welche Verwirrung! welche Kleinigkeit, eine solche Truppe aufzureiben! — Ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich die Meinung ausspreche, daß ein einziger, mit einer Lanze, oder einem Säbel bewaffneter europäischer Reiter leicht mit drei ebenso bewaffneten turkomanischen Reitern fertig werden würde.

4.

Nicht allein in den Niederlanden, auch in Großbrittanien lebt die Falkenjagd wieder auf, namentlich in Irland, wo ein Herr O'Keefe eine Anzahl Falken hält. In diesem Jahre besaß er sieben, zwei in Irland gefangene und zwei, die aus Belgien kamen. Sie gehören alle zu denen mit langen Flügeln und sind theils Wanderfalken, theils Gentils. Der Unterschied zwischen beiden ist auf den ersten Anblick nicht sehr groß. Die Schulter des Wanderfalken ist etwas stärker, sein Auge größer, sein

Schnabel ſtärker, die ganze Figur unterſetzter und ſeine Flügel und Krallen ſind länger. — Die Federn des iriſchen Falken ſind auf dem Rücken und an den Flügeln braun, blaßgelb auf der Bruſt und geſprenkelt mit ſchwarzen kleinen Federn gleich Punkten. An der Bruſt der belgiſchen Falken ſind dieſe länger und dichter; der Kopf iſt oben abgeflacht und aſchfarben, ihr Schnabel ſtark und kurz; ihre Augen durchdringend und flug. Die Art der Abrichtung iſt ähnlich der, wie ſie in den „Aphorismen über Falkenjagd“ in der Kürze angegeben wurde. Jeder Falke koſtet Herrn O'Keefe durchſchnittlich an Fütterung, Treſſur und Pflege ungefähr 100 Pfd. St., was allerdings etwas viel wäre.

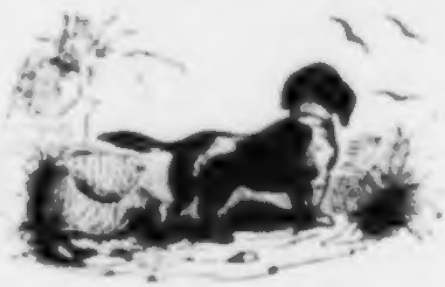
3.

Die Pracht bei den Gaſtmälern im Mittelalter ward oft bis zur Ungereimtheit getrieben. Kleine Vögel, die auf die Tafel kamen, waren mit Ambra, Moſchus und andern Wohlgerüchen parfümirt, die unſern heutigen Damen Ohnmachten zuziehen würden. Eierkuchen wurden gar mit feinen Perlen, wie mit Zucker beſtreut. Manchmal bedienten die Damen die Ritter bei Tiſch und um ſich leichter bewegen zu können, löſten ſie ihre Haare und warfen einen großen Theil ihrer Kleidungsſtücke weg, ſo daß ſie oft halb nackt waren. — Zum Deſſert ließ man mehre Hunderi Lerchen, Droſſeln und Amſeln fliegen, deren Füße mit leichtem Backwerk verziert waren. Falken und Tiercelis wurden ebenfalls im Saal losgelaſſen; ſie verfolgten die kleinen Vögel und brachten ſie ihren Herrinnen. Dieſe Jagd war den jungen Leuten ſehr angenehm, denn ſie verſcheuchte allen Zwang.

4.

Im Jahr 1259 gingen drei junge flamländiſche Edelleute, welche in der Abtei St. Nicolas, drei Stunden von Gouci, ſtudirten, mit Bogen und Pfeilen ſpazieren und ſchoſſen nach Kaninchen. Die Jagdaufſeher kamen herbei, nahmen die jungen Leute gefangen und machten ihrem Gebieter, Enguerrand de Gouci, davon Anzeige. Dieſer befahl die drei Gefangenen ſogleich an dem Orte aufzuhängen, wo ſie den Jagdfrevel begangen hatten, was auch nur zu pünktlich geſchah. Dieſe Grauſamkeit

brachte die ganze Verwandtſchaft der unglücklichen Jünglinge und den Abt von St. Nicolas in Alarm. Sie klagten bei Ludwig IX., dem Heiligen. Dieſer wollte die größte Strenge walten laſſen; allein der Einfluß der mächtigen Familie des Beklagten wußte es doch dahin zu bringen, daß der König ihm das Leben ſchenkte. Indeſſen wurde ihm keineswegs die Strafe erlaſſen. Er mußte zu frommen Zwecken zwölftauſend fünfhundert Livres zahlen; drei Jahr mit einer gewiſſen Anzahl Ritter dem Kreuzzuge beiwohnen, die drei Schüler ehrenvoll begraben laſſen und drei Kapellen bauen, in denen täglich zwei Meſſen für die Seelen der Gemordeten geleſen werden ſollten. Außerdem mußte er der Abtei St. Nicolas den Wald abtreten, in welchem das Verbrechen begangen worden und verlor für immer die Gerichtsbarkeit und das Recht der Kaninchenjagd.



9.

So gute Wetterpropheten die Schnerfen auch ſein mögen, ſo ſcheint es doch, daß ihre Wiſſenſchaft nicht immer untrüglich iſt und daß ſie manchmal auch auf ihrem Zuge von der Kälte überraſcht werden. Ein Bauer geht in den Wald, um Holz zu holen. Es war damals Ende November und ein ſtarker Kaltfroſt. Bei ſeiner Arbeit wird der Bauer an der Erde etwas Braunes gewahr. Er hebt das Ding auf und findet eine ganz erſtarrte Waldſchnerfe, auf deren Schnabel die an die Augen durchſtochene Blätter aufgereiht ſind. Indem er über dieſe ſonderbare Erſcheinung nachdenkt, wird er eine zweite Schnerfe gewahr, die ſich in demſelben Zuſtande befindet wie die erſte. Er nimmt beide Schnerfen mit nach Hauſe und giebt ſie ſeinen Kindern zum Spielen.

Nachdem dieſelben ſich eine Zeitlang damit beſchäftigt haben, werden beide Schnerfen lebendig. — Ein anderer Bauer in derſelben Gegend fand im Winter gleichfalls eine anſcheinend todte Schnerfe in einem hohlen Baum, die gleichfalls in der Stube wieder lebendig wurde, aber kurz darauf ſtarb.

*

Erfahrene Schützen halten es noch immer für eine Fabel, daß eine Waldſchnerfe im Auffliegen eine ihrer Jungen mit ſich nehme. Ein ſehr glaubwürdiger Jagdliebhaber erzählt, daß ſom dieſer Fall öftere vorgekommen ſei und führt mehrere Zeugen an, in deren Gegenwart er eine Schnerfe ſammt ihrem Jungen geſchoſſen habe.

*

Herr Arbour in Paris hat eine neue Art die Wagen zu hemmen erfunden, welche die Reiſenden gegen die Unglücksfälle ſichert, die nur zu oft durch das Durchgehen der Pferde entſtehen. Der Mechaniker probirte ſeine Erfindung auf einem ſehr abſchüſſigen Wege an einer mit fünf Poſtpferden beſpannten Diligence. Sobald der Poſtillon die Hinterpferde zurückhielt, waren die Räder auf der Stelle vollkommen gehemmt. Die Vorrichtung läßt ſich an jedem Fuhrwerk und, mit einigen Abänderungen, ſelbſt an Locomotiven anbringen.

10.

Herr Henry Hughes, Vicepräsident des Jockey-Clubs in Cork, wettete mit zehn andern Mitgliedern dieser Gesellschaft um 200 Guineen, daß er in den Straßen von Cork ohne Unfall einen mit fünfzehn Pferden bespannten Wagen fahren wolle. Der Wagen, den Herr Hughes gewählt hatte, war eine achtsitzige Diligence und die Pferde waren auf folgende Weise angespannt: vierzehn paarweise neben einander und das funfzehnte an der Spitze. Der Wagenlenker nahm seinen Platz auf dem Bocke ein und führte sein zahlreiches Gespann mit der größten Schnelligkeit selbst mitten durch die engsten Straßen und bog um alle Ecken. Seine Gegner folgten ihm zu Pferde und nach einer Spazierfahrt von fünf Viertelstunden erklärten sie sich für besiegt und zahlten ihre 200 Guineen, welche Herr Hughes sogleich der Armenkasse zuschickte.

11.

Daß der Eine ein guter Flugschütze sein kann, ohne daß es ihm möglich ist, einen Hasen oder Rehbock zu schießen; daß ein Anderer dagegen, der Alles, was läuft, meisterhaft niederdonnert, Alles, was fliegt, rudelt, das kommt häufiger vor; allein unerklärlich ist es, daß es Schützen giebt, die eine bestimmte Wildart durchaus nicht treffen können. So lebt in einem Landstädtchen in Suffolk ein Büchsenmacher, der als vortrefflicher Schütze auf Hühner, Tauben und Becassinen bekannt ist; allein er hat in seinem ganzen Leben noch keine Schnepfe getroffen, obgleich er an manchem Morgen vier bis fünf Mal darauf schoß. Dies ist um so auffallender, da der Mann gut auf Becassinen schießt, die doch unendlich schwieriger zu schießen sind als die Waldschnepfe, die häufig, besonders vor dem Hunde, wie eine Eule fliegt.

12.

In London werden durchschnittlich täglich nicht weniger als fünfhundert Pferde dem Abdecker überliefert. Die Grausamkeit, mit welcher diese armen Thiere auf ihrem letzten Gange behandelt werden, empört das Herz jedes Thierfreundes und muß um so mehr in einem Lande auffallen, wo Thierquälerei gesetzlich bestraft wird. Die Abdecker

tödten die Thiere nur, wenn ſich Gelegenheit bietet, das Pferdefleiſch zu verkaufen. Da dieſe ſich nicht jeden Tag zeigt, ſo müſſen die armen Thiere, denen noch eine Galgenfriſt gewährt iſt, oft bis über den Huf im Blut ihrer Kameraden ſtehen, ohne daß ihnen irgend eine Nahrung oder Waſſer gereicht würde. Und welche Grauſamkeiten werden nicht im „Intereſſe der Wiſſenſchaft" an jenen Orten von alten und angehenden Thierärzten an noch lebenden Pferden verübt!

13.

Der Preis des Wildes in London.

1512.	1807.	1840.
Wilde Ente 2 Pence.	4 bis 5 Shillinge.	6 Shillinge das Paar.
Krieckente 1 Penny.	2 Sh. bis 3 Sh. 6 d.	2 Sh. bis 3 Sh. 2d. d. P.
Schneyfe 1 Penny.	7 bis 15 Sh. das Paar.	4 bis 7 Sh. d. Paar.
Becaſſinen 3 P. d. Dtzd.	2 Sh. bis 3 Sh. 6d. jede.	1 Sh. 6d. bis 2 Sh. d. P.
Wachtel 2 Pence.	3 bis 4 Shillinge.	3 bis 10 Sh. d. Paar.
Rebhuhn 2 Pence.	4 bis 5 Shillinge.	5 Sh. d. Paar.
Faſan 12 Pence.	7 bis 8 Shillinge.	6 Sh. 6 d. d. Paar.
Pfau 12 Pence.	14 bis 20 Shillinge.	14 Shillinge.

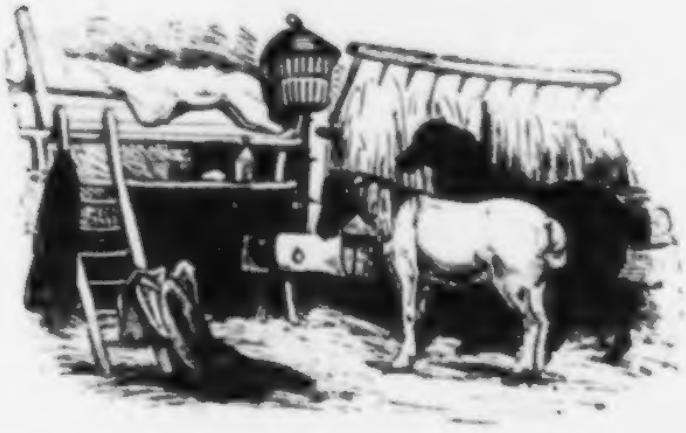
Ein Shilling iſt nach unſerm Gelde etwa 36 Kreuzer oder 10 Neugroſchen. Auf einen Shilling gehen 12 Pence.

14.

Die Mägde eines Gutes in Kurland gingen eines Morgens nach dem verſchloſſenen Fahlande, wo der Hausbund bei dem Vieh zu ſchlafen pflegte. Als ſie das Thor öffnen wollen, knurrt der Hund auf ſo grimmige Weiſe, daß ſie ſich fürchten hineinzugehen, indem ſie der Meinung ſind, daß der Hund toll geworden ſei. Sie holen ſich Hülfe und ein Mann mit einer geladenen Flinte begleitet ſie. Da der Hund noch immer die durch das Thor Eingehenden anknurrt, ſo wird er niedergeſchoſſen, da man ihn wirklich für toll hält. Beim Hineintreten in das Fahland findet man, daß dieſer brave Hund zwei Wölfe beſiegt hat, die ſich durch das Fundament durchgegraben. Den einen hatte er todt, den andern ſo zu-

ſammengebiſſen, daß er nicht von der Stelle konnte. Wahrſcheinlich war der Hund noch von dem heftigen Kampfe aufgeregt und daher das Knurren. Man kann ſich denken, wie groß die Betrübniß aller Hausbewohner über den Tod dieſes tapfern Hundes war.

13.



Rennen im Trab. Bei einem Pferde zum gewöhnlichen Gebrauch, beſonders bei Wagenpferden, kommt es wenig darauf an, ob ſie andere Pferde im vollem Galopp auf kurzer Strecke übertreffen. Als Gebrauchspferd wünſcht man ſich einen tüchtigen Traber. Daher iſt es ſehr natürlich, daß die Rennen im Trab, wodurch man eben die beſten Traber kennen lernt, beſonders unter den mittleren Claſſen großen Beifall finden. In Italien finden dieſe Art Rennen an ſehr vielen Orten ſtatt; die berühmteſten ſind aber die, welche am Tage des heiligen Antonius zu Padua gehalten werden. Hier concurriren meiſtens ſolche Pferde, die aus den öſterreichiſchen Ländern kommen, welche dem Kirchenſtaat am nächſten liegen. Die Preiſe bei dieſen Rennen ſind nicht bedeutend; es handelt ſich mehr um die Ehre, da für die Beſitzer des Sieges doch immer indirect ein Vortheil erzielt wird, indem ihre Pferde, die gewöhnlich nur 7—800 Franken koſten, nach einem Siege das Dreifache oder Vierfache gelten. Die concurrirenden Pferde ſind an leichte Fuhrwerke, sedioli genannt, geſpannt. Italien iſt das Land, in welchem

die Rennen im Trab am längsten einheimisch sind. Nach Italien führte man sie wahrscheinlich zuerst in Holland ein. Die Race der hard-draavers ist dort schon seit langer Zeit berühmt. — In England wurden diese Art Rennen in der Mitte des 17. Jahrhunderts eingeführt und in den Annalen des Turf finden sich die Namen vieler berühmter Traber aufgezeichnet. Tom-Tumb machte 1829 hundert englische Meilen in zehn und einer halben Stunde — wohlverstanden, im Geschirr und im Trab. Man hat jedoch in England auch Rennen im Trab für Reitpferde. Norfolk zeichnet sich besonders durch seine Traber aus. — Die russischen Traber sind schon seit mehren Jahrhunderten berühmt. Graf Orloff, der 1780 von der Kaiserin Catharina II. als Gesandter nach Constantinopel geschickt wurde, erhielt vom Sultan als Geschenk einen prächtigen arabischen Hengst. Diesen brachte er als Beschäler in sein südlich von Moskau gelegenes Gestüt Areul, wo er dänische und russische Stuten hielt. Aus dieser Kreuzung entstanden vortreffliche Traber und noch jetzt gehen aus diesem Gestüt, welches die Gräfin Orloff-Tschemansky sorgfältig unterhält, die berühmtesten Traber in Rußland hervor. Die Regierung unterstützt die Rennen im Trab sehr und werden die wichtigsten in Moskau und Petersburg abgehalten; auch in Odessa sollen dergleichen eingerichtet werden. — Die amerikanischen Traber sind sehr berühmt. In Philadelphia hält man die Rennen im Trab für so wichtig für die Verbesserung der Pferdezucht, daß man hier die Rennen im Galopp verboten hat. — In der Schweiz existiren ebenfalls schon seit längerer Zeit Trabrennen, und sind sie dort sehr populär.

18.

Die Bärenjagd wird gewöhnlich für weit gefährlicher gehalten, als sie in der That ist und scheint der Bär keineswegs den Muth und die Kampflust zu besitzen, wie der Keuler, der, wenn er angeschossen ist, seine Feinde niemals zählt, sondern ritterlich darauflosgeht. Dies thut aber der Bär nicht, wie folgendes Jagdabenteuer beweist: Herr von W.... erfuhr, daß im Salwenschen Walde bei Mitau ein Bär im Lager läge. Da es ihm zu weitläufig ist, seine Hunde von seinem entfernten Gute holen zu lassen, so entschließt er sich mit seinem ihn begleitenden Jäger, einem

Jägerjungen und einem andern Manne die Jagd in der Geschwindigkeit abzumachen. Man fährt zur Lagerstätte und da man nur die funkelnden Augen des starken Bären sehen kann, so befiehlt Herr von W...., daß Einer der mit ihm gekommenen Leute in das Lager schießen solle. Nun will Jeder der Erste sein, und es entsteht ein Pelotonfeuer. Der Bär tritt stellend hervor und Herr von W.... drückt ganz gelassen seine Flinte auf ihn ab, die aber versagt. Er reicht die Flinte dem Jägerjungen und verlangt von demselben seine Reservebüchse, die ihm jener — aber abgeschossen — giebt, indem der Bär noch schnaubend vor Herrn von W.... steht. Man kann sich wohl vorstellen, welche angstvolle Pause nun entstand. Da der Bär keinen übeln Erfolg des Schießens weiter bemerkte, und Alle wie Steinbilder dastanden, so geht der Bär zwischen Herrn von W.... und seinem Jäger ganz gemächlich durch, schlägt etwa zwanzig Schritte davon in aller Ruhe sein Wasser ab und entfernt sich aus der Gesellschaft, die ihm so furchtbar erschien. Man fragte Herrn von W...., warum er nicht ein neues Zündhütchen aufgesetzt habe? Er aber betheuerte, daß er in jenem Augenblick nicht gewußt habe, ob es überhaupt Zündhütchen in der Welt gebe.

II.

Ein junger Fuchs wurde mit einem Dächsel aufgezogen und vollkommen zahm. Zwischen beiden sonst so feindselig gegen einander gesinnten Thieren entspann sich die größte Freundschaft. Beide gingen gemeinschaftlich auf die Jagd und jagten Kaninchen und Hasen, nur gab der Fuchs dabei nicht Laut wie der Dächsel. Ueberschoß Letzterer im Eifer die Fährte, so brachte ihn sein Kamerad wieder auf den richtigen Weg. Der Dächsel setzte so großes Vertrauen in die feine Nase des Fuchses, daß er schon Laut gab, wenn dieser durch sein ganzes Benehmen anzeigte, daß er auf der Fährte sei. Die Jagd ging auf diese Weise vortrefflich, wenn es sich nur um Hasen und Kaninchen handelte; allein Erdmann folgte seinem Instinkte, jagte Füchse und verfolgte sie bis in ihre Baue. Geschah dies, dann kehrte Freund Reinecke mit hängender Lunte nach Hause zurück und versteckte sich in seinem Bau, den er sich unter einer Strohfeime gegraben hatte, die mitten im Hofe stand. Hier blieb er

dann oft bis zum andern Tage. — So sehr man auch durch die Zähmung die freie Natur des Fuchses verpfuscht hatte, so blieb er doch immer noch Fuchs genug, um Geschmack an zahmem Federvieh zu finden. Die Hühner, Gänse und Enten des Hofes verminderten sich auf auffallende Weise. Man hatte allerdings auf unsern Fuchs Verdacht, der sich indessen durch kein äußeres Anzeichen bestätigte. Dessenungeachtet fand man es für angemessen, seine persönliche Freiheit etwas zu beschränken. Es wurde ein vergitterter Kasten gebaut, in welchen der Fuchs gesperrt wurde, wenn er mit seinem Freunde, dem Dächsel, vom Spaziergange oder von der Jagd zurückkehrte. Die grillirte Loge Meister Reinekes war übrigens mit allem Comfort ausgestattet und er ließ sich diese Wohnung vortrefflich gefallen. Die Verminderung des Hausgeflügels hörte indessen mit dieser Maßregel nicht auf. Der ganze Hof gerieth in Alarm und Jedermann — die Geschichte spielt im aufgeklärten Frankreich — glaubte an Zauberei. Da alle Messen nichts helfen wollten, so schickte man zu einem Schäfer, der als Hexenmeister in Ruf stand. Er kam, machte seinen Hokuspokus, konnte aber nichts entdecken. Beschämt und wegen seines Rufes besorgt, untersuchte er den ganzen Hof und besonders in der Nähe des Heimen. Bei dieser Untersuchung kam der Schäfer plötzlich auf eine Stelle, die unterminirt zu sein schien. Er trat fester auf und versank bis an die Schultern. Bei näherer Untersuchung fand er, daß er in ein tiefes Loch gefallen, welches sorgfältig mit Blättern, Stroh und Reisig verborgen war. Bei weiterer Nachgrabung entdeckte er einen förmlichen Bau, der mit dem unter dem Heimen in Zusammenhang stand. Hierin fand man nun die unumstößlichen Beweise von der Schuld des Fuchses: die Federkleider der unzähligen Gemordeten. War auch das männliche Personal des Hofes geneigt, Gnade für Recht ergehen zu lassen, so ließ sich doch die Rachsucht der Weiber nicht beschwichtigen; einstimmig verdammten sie Reinecke zum Tode, der ihm in einem mit Krähenaugen (nux vomica) gewürzten Hühnerragout gereicht wurde.

18.

Toomer, der Jagdaufseher von Broomy Lodge in New Forest, zog ein Ferkel mit Jagdhunden auf. Das junge Schwein nahm ganz die Ge-

wohnheiten ſeiner Spielkameraden an und jagte ſelbſt mit ihnen, wie der beſtdreſſirte Hund. Kam es auf eine Fährte, ſo wurde ſein Gang immer langſamer, je mehr es ſich dem Wilde näherte. Seine Ohren ſenkten ſich, der Schwanz ſtreckte ſich aus und endlich, wenn das Wild ganz nahe war, fiel es plötzlich auf beide Knier und rührte ſich nicht eher, als bis der Jäger geſchoſſen. War dies geſchehn, ſo kam das Thier zu ſeinem Herrn zurück, der es durch ein Stück Gerſtenkuchen belohnte, den er ſtets bei ſich trug und wonach es ſehr lecker war. War das Schwein zu hitzig und verdarb irgend etwas, ſo wurde es dagegen durch Steinwürfe beſtraft. — Endlich wurde man genöthigt, dieſen Schweine-Pointer zu ſchlachten. Er hatte nach und nach Geſchmack am Jagen bekommen, trieb es auf ſeine eigne Hand und zu ſeinem Vortheil und richtete dadurch großen Schaden auf dem Reviere an. Selbſt das Verſchwinden einiger Lämmer wurde dem Schweine zur Laſt gelegt. — Dieſer Fall iſt indeſſen keineswegs ſo ſelten und hat man ſchon mehrmals ſelbſt von wilden Schweinen gehört, die ſich zur Jagd gleich Hunden gebrauchen ließen. Die Trüffeljagd mit Schweinen will ich hier gar nicht einmal erwähnen.

19.

Herr Charles Eduard Stuart hat einige aus Amerika gekommene wilde Truthühner auf der romantiſchen, in der Nähe der Fälle von Kilo-

morack gelegenen Insel Aigis ausgesetzt. Die Insel ist mit Wald bedeckt, die Vegetation sehr üppig und die ganze Localität sehr passend für die natürlichen Gewohnheiten dieser Vögel. Sie sind auch schon vollkommen naturalisirt und haben schon zwei Bruten ausgebracht. Ein auf der Insel beschäftigter Arbeiter traf vor Kurzem vier Rehe und fünf wilde Truthühner, die sich in der größten Eintracht auf einer Wiese äßen. Die Rehe, die auf der Insel einheimisch und sehr vertraut sind, stutzten nur ein wenig bei dem Anblick des Menschen, und der alte Truthahn machte grade viele Complimente, brüstete sich und kullerte vor dem Rehbock, als er durch die herannahenden Schritte gestört wurde. — Schade, daß es mit so manchen Schwierigkeiten verknüpft ist, dergleichen Wild die nach Deutschland zu bringen, wo sich gewiß viele Waldungen finden, die eben so gut für die Natur desselben geeignet sind, wie jene romantische Insel in den schottischen Hochlanden.

20.

Herr von G.... will eine schon lange geladene Büchse abschießen, weil er die Kugel nicht herausziehen kann. Er öffnet das Fenster und sieht auf der andern Seite des 4 — 500 Schritte entfernten, 2 — 300 Schritte breiten Flusses einen schwarzen Ochsen, der sich von der übrigen Heerde etwas entfernt hat. Auf diesen Ochsen zielt er, so wie man Abends nach dem Monde zu zielen pflegt. Allein wie erschrickt er, als er nach dem Schusse den Ochsen stürzen und die Hüter zu ihm eilen sieht. Die Weite des Schusses ist fast unglaublich, denn der Ort, an welchem der Ochse stand, war ebenfalls noch gegen 300 Schritte von dem Flusse entfernt.

21.

Einen fast ebenso merkwürdigen Schuß that einst Kaiser Carl V. Nachdem derselbe am Charfreitag 1535 die Messe im Kloster Groenendael gehört hatte, ging er mit einigen seiner Edelleute auf die Jagd. In einer Höhe von etwa neunhundert Fuß erblickte er einen Reiher, schoß darauf und traf ihn gegen seine Erwartung mit einer Kugel. Der Vogel fiel in den Teich von Groenendael. Zum Andenken an diesen außeror-

deutlichen Schuß ließ der Kaiser im Teich eine Säule errichten, auf welcher ein Reiher stand, und an dem Ort, von welchem er schoß, seine eigne Bildsäule im Anschlage. Aus der Mündung des Gewehrs ergoß sich ein Wasserstrahl.

22.

Theophilectus, Patriarch von Constantinopel, war ein solcher Liebhaber von Pferden, daß er sich zweitausend hielt, die er täglich mit Pistazien, Mandeln und Saffran füttern ließ. Als er an einem Himmelfahrtstage den feierlichen Gottesdienst in der Kirche zu Constantinopel verrichtete, meldete ihm Jemand, daß seine arabische Lieblingsstute eben gefohlt habe: er ließ sogleich den Gottesdienst im Stich und kehrte erst zurück, die heiligen Ceremonien zu beendigen, nachdem er die für die Abwartung des Füllens nöthigen Befehle gegeben hatte.

23.

Zu den besten Rennern Afrika's gehören die von den Mograbin Tribus gezüchteten „Windtrinker" (Schubrat-ul-rish), die nur klein sind und mager wie Windhunde aussehen, denn Fleisch haben sie fast eben so wenig wie ein Skelett. Herr Davidson erzählt von diesen Pferden folgende merkwürdige Thatsache: Dem Oberhaupte eines Tribus wurde sein liebstes und schnellstes Pferd von dieser Race geraubt und das ganze Lager zog acht Stunden nach der That aus, die Räuber zu verfolgen. Obgleich das Thier bei einbrechender Nacht noch nicht entdeckt war, so ward doch versichert, daß der verfolgende Daman seine Spur habe und es vor Morgen einholen werde. Der Bote, welcher mit dieser Nachricht in das Lager zurückkehrte, war in der glühendsten Hitze des Tages sechzig (englische) Meilen geritten, ohne anzuhalten.

24.

Das kleine Königreich Dongola, von den Arabern Donkala genannt, besitzt ganz vorzügliche Pferde von bedeutender Größe, indem sie 15 — 16½ Hand hoch sind. Charakteristisch an ihnen ist die große Kürze des Raumes von der Schulter bis zum Hintertheil: ihr Hals ist lang, ihr

Widerrist hoch und ihr Vordertheil schön. Bosman spricht von ihnen als von den „schönsten Pferden in der Welt". Diese Pferde sind in England eingeführt worden, allein ihre Producte waren eben nicht viel werth — wahrscheinlich weil man bei der Auswahl der Stuten nicht zweckmäßig zu Werke ging.

23.

Ein Pachter hatte eine zahme Elster, die von seinem Tische aß und gleichsam ein Glied der Familie geworden war. Mit den Brodkrumen schnappte sie auch manche Redensart auf, die man im gemeinen Leben zu gebrauchen pflegt. Eines Abends befand sie sich unter einem Schwarm Tauben, die dem Pachter gehörten, auf einem in der Nähe liegenden Felde. Der Pachter wollte eine Taubenpastete essen und da das Einfangen und Schlachten zu langweilig war, so schickte er Jemand mit einer Flinte auf das Feld, um eine gehörige Anzahl Tauben zu schießen. Der Taubenjäger stieß auf den Schwarm, unter dem sich die Elster befand, und gab Feuer. Eine Menge Tauben endeten ihr Leben, andere wurden verwundet. Dieses Schicksal traf auch unsre Elster. So eilig sie ihr gesund gebliebener Fuß tragen konnte, humpelte sie nach Hause und rief unterwegs sich selbst tröstend in einem fort: „Ha, ha! — Gott sei Dank, 's konnt' noch schlimmer gehn! 's konnt' noch schlimmer gehn!" —

24.

Kleine Ursachen, große Wirkungen. „Obgleich ich meine Flora Anfang Juli d. J., als sie bitzig ward, auf den Stall warf, um sie vor jeder Zusammenkunft mit einem Liebhaber zu bewahren, so gewahrte ich doch einstens zu meinem Schrecken Nachbars Lustig, einen kleinen Fix, bei ihr, der stets ihr Intimus gewesen war und der sich, von Sehnsucht nach seiner Geliebten getrieben, von außen unter der Wand durch minirt und so in den Stall geschlichen hatte. — Ein Peitschenhieb und Freund Lustig war wie der Wind davon. — Lustig war klein, Flora zwei Mal so groß; so hoffte ich denn, daß eine fleischliche Vermischung an der Unmöglichkeit gescheitert sein möchte und dachte daher

mit meiner Flora zur Hühnerzeit zu brilliren. — Leider gewahrte ich bald, daß ich den Köter für zu unschädlich taxirt hatte, denn meine Flora ward mit jedem Tage ſtärker und warf am 13. September vor. Jahres — ſiebenzehn Junge!

Forſthaus Neuhaus bei Hannover. J. C. S."

28.

Der Landrath von K... hatte eine krimmſche Windhündin, weiß mit gelben Ohren, die eben ſo berühmt wegen ihrer Schnelligkeit und Klugheit, als wegen ihrer Schönheit war. Da er dieſe Hündin gern ſo lange als möglich conſerviren wollte und das Säugen der jungen Hunde jede Hündin ſehr angreift, ſo gab man ihren Jungen jedes Mal eine Amme, wozu eine Jagdhündin gewählt wurde. Die Jungen wurden mit etwas Branntwein benetzt, damit die fremde Hündin die Witterung von ihren Kindern vergeſſen und dieſe an jener Stelle annehmen ſollte, was denn auch jedes Mal geſchah. Sobald die Amme die jungen Windhunde angenommen hatte, bezeigte ihr die Mutter wahrhaft ſchweſterliche Zuneigung. Sie kam täglich mehrmals zu ihr, wedelte freundlich, beſah ihre Jungen mit Wohlgefallen und leckte und ſtöhte ſie nach der Reihe, was ſich die Amme in tiefſter Devotion gefallen ließ, bis die Jungen heranwuchſen und nun die Mutter allein für die weitere Ausbildung ihrer Kinder ſorgte.

29.

Der General von M... hatte eine Hühnerhündin, die nicht allein ſelbſt ganz vortrefflich war, ſondern auch alle ihre Junge zum Vorſtehen anführte. Wehe dem Naſeweis, der einſpringen oder gar dem Wilde nachſetzen wollte; er wurde unbarmherzig zuſammengebiſſen. Obgleich die jungen Hunde eine beſſere Naſe hatten als die Mutter und eher ſtanden als dieſe, ſo mußten ſie doch warten, bis die knurrende Alte einige Schritte voraus war und ſich ſelbſt überzeugt hatte, daß ihre Kinder nicht ohne gegründete Urſache ſtanden.

29.

Im vorigen Jahre fand man bei einem Jagen nach Rehen in einem sechsjährigen Eichenkampe auf dem Boden vier junge Gabelweihen, deren Horst nur aus sechs bis acht Spier Reisig bestand. Da ich von einem ähnlichen Horstbaue und Brütung der Gabelweihe noch nie hörte, so möchte den Einen oder Andern diese Mittheilung interessiren.

J. C. E.

30.

Ein Jäger Namens J... in Kurland that einen sehr glücklichen Schuß, um den ihn gewiß alle Nimrods beneiden werden. Er sprang an einen balzenden Auerhahn an und es gelang ihm, auf Schußweite heran zu kommen. Er drückte und wie groß war seine Ueberraschung und seine Freude, als er zugleich mit dem Auerhahn einen — Luchs vom Baume herabkommen sah. Der Luchs hatte ebenfalls das Balzen des Auerhahns benutzt, um an ihn heranzuspringen, und befand sich mit demselben in der Schußlinie seines glücklicheren Nebenbuhlers. — Ein anderer Jäger, ebenfalls in Kurland, schoß einen Auerhahn und einen Marder mit einem Schuß, nur mit dem Unterschied, daß der Marder den balzenden Hahn bereits ergriffen hatte und mit ihm zur Erde herabfiel.

31.

An vierfüßigen Thieren hat man schon öfter Zeichen von Blödsinn bemerkt; seltner kommt derselbe wohl bei Vögeln vor und deshalb scheint mir Folgendes, was ein sehr glaubwürdiger Jagdliebhaber erzählt, sehr interessant und merkwürdig: „Als ich auf meinem Gute in P— wohnte, kommt ein Bauerjunge zu mir und sagt: er habe einen Truthahn in den nicht weit vom Hofe stehenden Ellern gesehen. Ich hatte keinen Truthahn, wußte auch keinen in der Nachbarschaft, indessen folgte ich dem Jungen und nahm meine Flinte mit. In den Ellern angekommen sah ich einen Auerhahn mit ausgebreitetem Spiegel und hängenden Flügeln umhergehen. Ich wollte auf ihn schießen, allein der Junge erbot sich, ihn lebendig zu fangen, was er auch that. Ich ließ ihn ins Zimmer bringen und legte ihm verschiedenen Fraß vor; aber er nahm nichts, son-

dern ging fortwährend in obenbezeichneter Stellung auf und nieder, ließ auch einige balzartige Laute hören und starb so zwei Tage darauf im Delirio. Ich glaube wirklich, er war toll und mußte von einem Habicht oder sonst einem wilden Thiere von seiner Heimath hierher vertrieben sein, denn weit umher gab es kein Auerwild. Tags vorher war ein starker Nebel und so konnte er sich auch verirrt haben." —

32.

Ein vornehmer Jagdliebhaber wollte einst wissen, wieviel praeter propter Auerhühner in einem gewissen Walddistricte wären und erkundigte sich deshalb schriftlich bei seinem Förster. Dieser antwortete: daß er in seinem Bezirk ungefähr 13 praeters und gegen 9 Stück propters zuverlässig habe. Unter praeters verstand er nämlich Auerhähne und unter propters Hennen.

33.

Ein Jude begegnet einem ihm bekannten Jäger und bittet denselben, ihm seinen Krätzer zu leihen. „Was willst Du damit?" fragt der Angeredete. „Hab' ich doch gekauft 'ne geladne Flint und will ausziehn den Schuß, um zu prostiren 'e Pulver und 'e Blai." „Ei geh zum Teufel, Jude, und schieß deine Flinte los, das Pulver taugt doch nichts mehr." — „Aber das schöne Schrot —" „Nun so schieß in einen Kessel, dann hast Du das Schrot." Der Rath scheint dem Juden nicht übel; er hat ein prächtiges Cabinetsstück im Haus, einen herrlichen kupfernen Kessel, beinah noch neu. Dieser wird aufgestellt und auf wenige Schritte schießt der Jude hinein, aber a waih! ist der Kessel doch durchlöchert geworden wie 'n Sieb und sind gefahren durch alle Schroten in die blaue Luft und hat der Jude doch verwünscht den Schalk von 'nem Jäger, der ihm gegeben den bösen Rath.

34.

Das persische Pferd hat einige Aehnlichkeit mit dem arabischen und wenn es gewöhnlich auch geringer geachtet wird, so ist es ihm doch in mancher Hinsicht vorzuziehen. Seine Größe überschreitet niemals

vierzehn oder vierzehn und eine halbe Hand, aber es ist durchschnittlich höher als das arabische Pferd. Obgleich nur klein, sind diese Pferde doch fest auf den Beinen und sehr schnell. Sie werden von ihren Herren nur bei Sonnenaufgang und bei Sonnenuntergang gefüttert und getränkt, wo sie auch zugleich geputzt werden. Ihre gewöhnliche Fütterung besteht in Gerste und Häcksel, welche dem Pferde, wenn es am Piquetpfahl befestigt ist, in einem Futterbeutel gegeben wird. Wird es aber im Stall gefüttert, so thut man das Futter in eine zu diesem Zweck in die gewöhnlich aus Dreckſteinen bestehende Mauer gemachte rautenförmige Höhlung, die aber weit höher angebracht ist, als gewöhnlich unsere Krippen. Heu ist als Pferdefutter in Persien unbekannt. Ihre Streu besteht in ihrem Mist, der am Tage getrocknet und zerstoßen, ihnen des Nachts untergestreut wird. — Das erste persische Pferd ward unter der Regierung der Königin Elisabeth in England eingeführt.

33.

Der Roßschweif wird in der Türkei als ein Zeichen des Ranges betrachtet und Paschas und Edelleute rangiren nach der Zahl, welche sie zu tragen berechtigt sind. Der Ursprung dieser Sitte ist folgender: Eine türkische Armee verlor in einem Kampf ihre Fahne. Ein Anführer hieb mit seinem Schwert einen Roßschweif ab und befestigte ihn, um seinen Leuten wieder Muth zu machen, an die Spitze einer Lanze. Es gelang ihm die zerstreuten Truppen wieder zu sammeln; er führte sie zum Angriff und gewann die Schlacht. Von da an wurde eine militairische Auszeichnung mit dem Roßschweife verbunden und Paschas des höchsten Ranges führen deren drei.

34.

Ein nun verstorbener, sehr korpulenter Gerichtsvogt in Friedrichsstadt war ein großer Freund der Jagd. Er hätte gern einen Bären geschossen, ohne indessen seinen lieben Leichnam dabei in Gefahr zu setzen. Als ihm der Buschwächter meldet, daß ein starker Bär am letzten Abend in einem bestimmten Haferfelde gewesen sei, beschließt der dicke Nimrod, ihn auf dem Anstande zu schießen. Zu diesem Zweck läßt er sich in der

Nähe des Haferſtückes eine Stellage von vier Stangen machen und ſetzt ſich mit Mühe in den engen Sitz. Der Buſchwächter, der mit von der Partie iſt, ſitzt auf der andern Seite des Haferſtückes am Walde. Der Bär kommt rechts vom Buſchwächter heraus; als dieſer ſich umwenden will, um zu ſchießen, wird ihn der Bär gewahr, erſchrickt und läuft durch das Haferſtück gerade zwiſchen die Stangen, auf denen ſich der Sitz des dicken Gerichtsvogtes befindet, preßt ſich hindurch und wirft den geſtrengen Herrn ſammt ſeiner Stellage um und um. Man kann denken, wie ſehr ſich Se. dicke Geſtrengen bei dem unſanften Sturze alterirten.

97.

Man hat Beiſpiele, daß ſelbſt ſehr ſcheue Thiere beherzt und kühn werden, wenn es die Vertheidigung ihrer Jungen gilt. Einen um ſo auffallenderen Contraſt bilden daher nachfolgende Erzählungen völlig verbürgter Vorfälle. — Ein Jagdliebhaber reitet ſpazieren und hat einen kleinen Dachshund als Begleiter bei ſich. Unterwegs findet ſich ein Fuchsbau; der Dächſel kriecht hinein und bringt bald einen jungen Fuchs heraus, den er todt gebiſſen und kriecht abermals zu Bau. Da er zu lange darin bleibt, ſo reitet ſein Herr fort. Nach einer Weile hört er das laute Geſchrei ſeines Hundes; er ſieht ſich um und erblickt ſeinen kleinen Pickel, der von dem alten Fuchs verfolgt und fortwährend gebiſſen wird. Schon dicht beim Pferde läßt der Fuchs noch immer nicht ab und

der Reiter hat weder Flinte, noch Büchse oder Pistole, um den wüthenden Thieren abzuwehren, er muß vom Pferde steigen und ihn so verjagen. Der arme Hund war so übel zugerichtet, daß ihn sein Herr mit auf den Sattel nehmen mußte.

Wie ganz benahm sich dagegen eine Bärin! — Ein Jäger geht in den Wald, um Haselhühner zu schießen und begegnet einer Bärin mit zwei Jungen. Die Mutter läuft davon und die jungen Bären brummen. Der Jäger sucht sich einen möglichst sichern Platz aus schießt dann auch den einen jungen Bärchen, welches er nur verwunden will, um dadurch die Alte herbeizulocken und ebenfalls zu erlegen. Er trifft aber zu gut und der junge Bär fällt ihm verendet zu Füßen. Damit es ihm mit dem zweiten nicht ebenso geht, klettert er behendiglich auf den Baum auf, um ihn schnell zu fangen und damit die Mutter anzulocken. Der kleine Bär kletterte aber immer höher und endlich auf den dünnen Gipfel des Baumes, so daß der Jäger befürchtet, der Gipfel möchte brechen. Er schießt demselben also ab und indem er bricht, fällt der junge Bär hinunter. Der Jäger steigt schnell vom Baume ab — der kleine Ungeheuer kriecht ihm in den Schoß. Er bindet es mit seinem Gurt fest und peitscht es mit Ruthen; aber die Mutter kommt nicht, um ihr Kind zu retten, obgleich sie der Jäger in der nahen Tiefung hört und mußte er sich mit der Beute von zwei jungen Bären begnügen.

Herr von B... hatte beschlossen, am andern Morgen in seinem Forst auf die Bärenjagd zu gehen. Sein Freundlich erzählt er, er habe erfahren, daß ein ganz schwarz gefärbter Bär gekommen sei, um ihm die Heerde zerreißt zu machen. — Nachdem man gespeist, führt Herr von B... in Begleitung einiger Personen und seiner Jäger, von er sehr

Ὅταν οὖν λέγῃ ὅτι καλὸν τὸν πατέρα μου, ἐρεῖν μοι Φ..... ἔχει τὸν λόγον· οὐ γὰρ ἐκεῖνος ἐστὶν ὁ ἐμὸς πατήρ, ἀλλ' ὁ τοῦτον τὸν ὄνομα ἔχων καὶ γονεῖς ἐμοὺς ὄντας.

ΣΩ.

Ἆρα τοὺς Κορίνθιοι καὶ βέλτιστοι ἐσμὲν καὶ ἐγὼ τοῦ Ἀριστονύμου ὑεὺς, καὶ οὗτος ἐμὸς πατὴρ καὶ τοῦ μεγαλοπρεπεστάτου Κλεινίου τοῦ ἐκείνου τε καὶ ἐμοῦ ἀδελφοῦ; καὶ οἱ τοῦ μεγάλου κἀκ μικροῦ ἐμοὶ ὄντες πολλοὶ καὶ ἀγαθοὶ οἰκέται καὶ ἄλλα κτήματα; Οὐδὲ ἐν τούτοις ἐστὶν ἐμοὶ τὸ μέγα φρονεῖν· ἀλλὰ τὰ τοιαῦτα πάντα ἐκείνου ἐστὶν ἀξιώματα, ὃς ἐμοῦ μὲν ἐπιμελεῖται ὡς ἀδελφοῦ, ἐκείνων δὲ τῶν ἀγαθῶν ἐστὶν ἐπίτροπος καὶ κύριος ἕως ἂν ἐγὼ ὦ νέος καὶ ἄβουλος.

Ἐν Ὀλυμπιάσιν οὖν ἐγὼ ..... ἐκεῖνα νικηθεὶς ἐκείνων ἐδεόμην· ἐκεῖνα μόνα ἐκεῖνα ἀκηδεστάτους ἐμοὶ καὶ ἐκείνοις ἐμοὶ ἐποίει. Ἐπεὶ δὲ ἐγὼ ἐν Ἀθήναις ἐγενόμην, ἐκεῖνα ἐπεμελούμην ἃ ἐκείνοις ἐμοὶ ἐδόκει. Ἐπειδὴ

Kopf eines Bluthundes. Nach Youatt.